H. A 704.

Maria,

Königinn von Schottland.

Historisches Gemälde

von

Friedrich von Gentz,

K. K. Oesterr. Hofrath und Ritter ꝛc.

Neue Ausgabe

mit fünf Kupfern.

Braunschweig, 1827.

Bei Friedrich Vieweg.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Bei der Ausarbeitung der folgenden Geschichte, sind von ältern, und größtentheils gleichzeitigen Schriftstellern, Buchanan, Lesley, der Verfasser der Crawfurdschen Memoiren, Melvil, Brantome, Camden und Thuan, von neuern vorzüglich Rapin, der Fortsetzer des Maitland, Robertson, Hume, und Whitacker zu Rathe gezogen worden. In dem letztern drängt sich alles zusammen, was Goodall und Tytler schon früher zur Aufklärung der streitigen Punkte geleistet hatten; und es läßt sich nicht vermuthen, daß das, was nach ihm noch dunkel oder zweifelhaft blieb, jemals zur völligen Klarheit und historischen Gewißheit gebracht werden sollte, so daß man also jetzt die Akten über diese Geschichte als geschlossen ansehen kann.

Da es dem Verfasser nicht darum zu thun war, einen Halb-Roman, sondern ein wahrhaft historisches, obgleich nur mit Hauptstrichen angegebnes Gemälde zu liefern, so hat er bei jedem einzelnen Umstande, mit der gewissenhaftesten Treue, die einander oft widersprechenden

Zeugnisse der Schriftsteller der verschiednen Parteyen geprüft, und keinen Zug aufgenommen, gegen dessen Aechtheit ihm der geringste Zweifel übrig blieb. Selbst bei der, ihrer Natur nach, an das Willkührliche und Dichterische gränzenden Schilderung der Charaktere, hat er durchaus nur Thatsachen, entscheidende Aeußerungen der geschilderten Personen, oder übereinstimmende Ansicht aller Zeitgenossen zum Grunde gelegt. Es bleibt in der allerwahrsten Geschichte noch immer so viel Unwahres zurück, daß der Geschichtschreiber wenigstens das, was ihm selbst schon verdächtig vorkömmt, ohne Gnade, und ohne alle Rücksicht auf die Wirkung, die es etwa in der Darstellung thun würde, von sich weisen muß.

Die Staatsverfassung von Schottland war, von den ältesten Zeiten bis zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, eine durch die Gewalt der Großen und durch eine geringe Anzahl constitutioneller Vorschriften eingeschränkte monarchische Verfassung. Jeder ansehnliche Vasall war König in seinen Domänen, hatte seinen Hof, seine Hof-Beamten, seine Heerführer, seine Gerichtshöfe, gebot über Leben und Tod, erklärte Krieg und schloß Frieden, wie der Monarch es that. Wenn dieser als Landesherr sprach, so gehorchte jener bloß, in so fern sein Interesse oder seine Neigung ihn nicht zum Widerstande aufforderten; mit den Waffen in der Hand mußte der Regent jedes Gesetz zur Ausführung bringen, das seinen Großen nicht gefiel, und wollte er sie in einen Krieg ziehen, bei dem sie ihren Vortheil nicht zu finden glaubten, so mußte er sich stark genug fühlten, vorher oder zu gleicher Zeit, ihnen selbst den Krieg anzukündigen.

Ein Grund-Gesetz, wie die Magna Charta in England, gab es in Schottland nicht, und alle gesetzliche Einschränkung der Macht des Monarchen beruhte auf Maximen, die ein langer Gebrauch geheiligt hatte. Die wichtigste unter diesen Maximen war die, nach welcher der König ohne Zuziehung des Parlaments keine Gesetze geben, und keine Abgaben verordnen durfte. Die Lehnsverfassung, die in Schottland in ihrer größten Reinigkeit obwaltete, hatte die Nation mit dem Gedanken, daß Landes-Angelegenheiten nur unter dem Beirathe und der Einwilligung

der Häupter des Volkes verhandelt werden könnten, so vertraut gemacht, daß es ihnen unmöglich war, sich einen gesetzgebenden Monarchen anders, als von diesen Häuptern umringt, von ihrem Rathe unterstützt, und durch ihre Zustimmung bevollmächtigt, zu denken. Der Monarch selbst fühlte bei jedem bedeutenden Schritte das Bedürfniß und die Nothwendigkeit eines solchen Beistandes: und nichts ist daher natürlicher, als daß uns in der ganzen Schottischen Geschichte kein Beschluß von einiger Wichtigkeit begegnet, den ein König für sich allein, oder auch etwa nur mit einigen seiner Vertrauten und Minister gefaßt hätte.

Daß also die königliche Gewalt nicht für uneingeschränkt gelten konnte, soviel war vermöge der Schottischen Verfassung gewiß. Weiter aber als bis auf diesen unbestimmten Grundsatz ging keine gesetzliche Vorschrift und keine feste Observanz. Genaue Grenzen dieser Gewalt waren weder in Rücksicht auf die Gegenstände ihrer Wirksamkeit, noch in Rücksicht auf die Personen und Institute, welche ihr das Gegengewicht halten sollten, gezogen. Von der einen Seite wurde nicht bloß das, was im eigentlichen Sinne des Wortes zum Wirkungskreise der gesetzgebenden Macht gehörte, sondern auch ein beträchtlicher Theil der Geschäfte, welche die Staatskunst neuerer Zeiten der vollziehenden Macht oder der Regierung ausschließend übertragen hat, ja sogar manches, was die Familien-Angelegenheiten des Monarchen betraf, in der National-Versammlung verhandelt, und die Schottischen Parlamente hatten es, da die Könige einmal daran gewöhnt waren, sie zu befragen, fast eben so oft mit Berathschlagungen über Krieg und Frieden, mit Ernennung der Gesandten bei auswärtigen Höfen, und mit den Heirathen der Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses, als mit allgemeinen Vorschriften für die Landes-Polizey und andern Gegenständen der eigentlichen Gesetzgebung zu thun. Von der andern Seite konnte Niemand mit Bestimmtheit angeben,

wie weit eigentlich die Befugniß des Königs, und wie weit die Gerechtsame der versammelten Reichsstände gingen, wer von beiden im Fall eines hartnäckigen Widerstreits der Meinungen dem andern weichen sollte, und in welchem Grade der König, in welchem die Stände mitwirken mußten, um einem Beschlusse gesetzliche Kraft zu verleihen. So viel ist indessen gewiß, daß die eigentümliche Form des Schottischen Parlaments der königlichen Gewalt keineswegs ungünstig, und daß sie sogar dazu gemacht war, den Monarchen für die Verminderung seines Ansehens, welche er bei der ausserordentlichen Macht, und dem unregelmäßigen, nie zu berechnenden Einflusse der Großen in die Staatsverwaltung, beständig erfahren oder befürchten mußte, einen nicht unbedeutenden Ersatz zu sichern.

Das Parlament von England gewann in der letzten Hälfte des dreizehnten, und in der ersten des vierzehnten Jahrhunderts, die gesammten Grundzüge der Gestalt, in welcher wir es jetzt noch erblicken. Schon unter Heinrich dem III. (im Jahr 1265.) gab es in dieser Versammlung außer den Prälaten und unmittelbaren Kronvasallen, die sie sonst ausschließend gebildet hatten, Repräsentanten des geringern Adels, und Deputirte der Städte; und die beiden letzten Classen von Parlamentsgliedern machten zuweilen schon unter Eduard dem III., anhaltend und regelmäßig aber, seit der Regierung seines Nachfolgers Richard des II., einen eignen, von dem Hause der Bischöfe und Lords abgesonderten, Bestandtheil der National-Versammlung aus. In dem Schottischen Parlamente zeigen sich zwar die drei Stände fast eben so frühzeitig als in dem Englischen: aber es ist ein wesentlicher Unterschied, daß sie dort nie in zwei abgesonderten Häusern erschienen. Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, die Mitglieder des ersten, Herzoge, Grafen und Baronen, die Mitglieder des zweiten Standes, saßen zu allen Zeiten mit den Repräsentanten des niedern

Adels und der Städte, in einem und demselben Versammlungssaale, und schon dieser Umstand allein würde das Ansehen der Letztern merklich geschwächt haben, wenn nicht ohnehin ihre äußerst geringe, ganz unverhältnißmäßige Anzahl, das außerordentliche Uebergewicht der Großen, und die Ohnmacht der Mittelclasse in einem Lande, wo Handel und Industrie nur langsam und spät ihren Wohnsitz aufschlugen, sie gänzlich niedergedrückt und beinahe vernichtet hätten. Alles kam also im Parlamente auf die Bischöfe und den hohen Adel an. Jene hingen jederzeit mehr oder weniger von der Krone ab, und waren in der Regel ihre kräftigsten und ihre zuverlässigsten Stützen. Dieser war seiner wesentlichen Ueberlegenheit und des thätigen Widerstandes, den er jedem, ihm nicht anständigen, Gesetze leisten konnte, zu gewiß, mit dem Gange der Geschäfte zu wenig bekannt, und in allen Künsten des Friedens zu wenig erfahren, um den öffentlichen Berathschlagungen große Hindernisse in den Weg zu legen, oder mit dem Monarchen den unvortheilhaften Kampf in seinem eignen Gerichtshofe — denn dafür galt das Parlament nach der Lehnsverfassung — einzugehen. Die Berathschlagungen eines Schottischen Parlaments waren daher gewöhnlich in fünf oder sechs Tagen geendigt, und nur äußerst selten erstreckten sie sich über den zwölften oder funfzehnten Tag hinaus. Den größten Theil dieser Zeit nahm noch überdies die Justizverwaltung ein, da das Parlament als höchstes Appellationsgericht in allen bürgerlichen und Criminalprozessen erkannte. Von einer regelmäßigen Erörterung des Gegenstandes der Gesetze, von eigentlichen Debatten, von planmäßigen oder auch nur hartnäckigen Oppositionen, kurz von allem was die Verhandlungen eines Brittischen Parlaments in neuern Zeiten so wichtig und anziehend macht, und was dem Englischen schon in frühern Jahrhunderten nicht gänzlich fremd war, ist weder in den Schottischen Geschichtschreibern, noch in den vorhandenen Akten des

Schottischen Parlaments die Rede; und es hat völlig das Ansehen, als wäre diese Versammlung, weit entfernt ein Gegengewicht der königlichen Macht, oder auch nur einen selbstständigen Theil der Staatsverfassung abzugeben, ein bloßes Werkzeug des gesetzgebenden Monarchen, und eine seinem Willen untergeordnete Regierungsmaschine gewesen.

Nach diesen Verhältnissen allein zu urtheilen, würde man glauben, die Könige von Schottland müßten mit großer und beinahe unbeschränkter Gewalt geherrscht, müßten besonders eine weit ausgedehntere Macht als die Könige von England besessen haben, welche durch ein ganz anders zusammengesetztes und von ganz andrer Thätigkeit beseeltes Parlament frühzeitig bewacht, eingeschränkt und niedergehalten wurden. Gleichwohl fand grade das Gegentheil Statt, und die Schottischen Monarchen waren nicht allein ohnmächtiger als die Englischen, sondern gehörten überhaupt unter die ohnmächtigsten Europäischen Regenten. Die großen Vasallen, welche ihnen die Ausübung ihrer Souverainität unablässig erschwerten, bekümmerten sich wenig darum, woher die Gesetze gekommen, und wie sie entstanden waren; es war ihnen genug, daß sie sie ungestraft verachten und übertreten konnten. Ihre gesetzlose Willkühr und Gewalt vernichtete jeden Schritt zur Vernichtung seines Ansehns, der dem Könige in der gesetzlichen Bahn gelungen seyn mogte: und die weisesten Verordnungen, die er im Parlamente zu Stande brachte, blieben fruchtlos, weil es ihm an der Kraft gebrach, sie außer dem Parlamente vollziehen zu lassen. Diese ungeheure Ueberlegenheit der Großen war weit mehr das nothwendige Resultat der bleibenden, natürlichen und politischen, Verhältnisse, worin sich Schottland befand, als eine zufällige Wirkung vorübergehender Umstände und Begebenheiten, wodurch sie zwar, wie es auch wirklich geschah, begünstigt und verstärkt, aber nicht hervorgebracht und in ununterbrochener Dauer erhalten werden konnte.

Sie rührte vor allen Dingen von der Beschaffenheit des Landes her. Regelmäßige Regierungsformen gedeihen, wie morgenländischer Despotismus, am sichersten und besten, in offnen, von allen Seiten zugänglichen Erdstrichen, auf weit ausgebreiteten Ebnen, in Gegenden, wo so leicht keine Freveltat von dem Arme des Machthabers unerreicht, keine widerstrebende Regung von seinem Auge unbemerkt bleiben kann. Gebirgigte Länder sind der Lieblingsaufenthalt der Freiheit, aber auch der Barbarey. Nachdem in England die Gewalt der Großen schon längst gebeugt und gebrochen war, nachdem dort Heinrich VII. und Heinrich VIII. ein halbes Jahrhundert lang ihren unbeschränkten Willen zum obersten Gesetz erhoben hatten, und nichts mehr auf ihrem Wege fanden, was die wohlthätige Kraft einer weisen Verordnung schwächen, oder der furchtbaren Wirksamkeit einer tyrannischen widerstehen konnte, mußten die Schottischen Monarchen noch um die Ausführung der heilsamsten Gesetze mit ihren Vasallen kämpfen, und konnten sich nur durch List oder durch förmlichen Krieg den mühsamen Weg aus einer beengten und vielfältig angetasteten Lehnsherrschaft zu einer ausgebreiteten, und allgemein geehrten Landes-Souveränität bahnen. Sobald sich ein aufsätziger Baron in sein festes, von steilen Bergen, von unzugänglichen Morästen umringtes Schloß zurückzog, trotzte er jedem höhern Befehl, wenn nicht eine Schaar von Bewaffneten die Ueberbringerin desselben war, oder wenn es dieser Schaar nicht gefiel, eine langweilige, vielleicht hoffnungslose Belagerung zu unternehmen. Große und kleine Flüsse, Meerbusen, Seen und Sümpfe trennten allenthalben die Provinzen des Reichs von einander, und verwandelten jede einzelne Grafschaft und Baronie gleichsam in ein unabhängiges Reich. Städte, die großen Brennpunkte der Cultur, von denen alles Licht und alle Bildung, deren sich jetzt Europa erfreut, ausgegangen ist, und denen es alle seine gegenwärtige und künf-

tige Freiheit, — eine ganz andre als die stürmische der alten Republiken, und die barbarische der Völkerschaften von welchen diese zerstört wurden — verdanket, waren in geringer Anzahl vorhanden, und noch weit entfernt von dem Wohlstande, Glanze und Einflusse, den sie sich damals schon in England, Frankreich und Deutschland erworben hatten. Ackerbau und alle davon abhängende Gewerbe schlummerten in tiefer Kindheit: wo es keine festen Plätze zu bekämpfen gab, hatte man es mit unwirthbaren Klüften, mit unausgetrockneten Moräſten, mit wildverwachsnen Strömen und stehenden Gewässern zu thun.

Hiezu gesellten sich politische Ursachen von grosser und ausgebreiteter Wirksamkeit. Das Lehnssystem stand in Schottland noch in voller Blüthe, als es in England schon zu welken begann. Der Englische Adel fühlte weit größern Reiz und weit größre Leichtigkeit, seine Ländereien, die Quelle seiner Macht, zu veräußern, als der Schottische. Größern Reiz, weil der frühere Kunstfleiß und Wohlstand aller Volksclassen in England frühzeitig eine beträchtliche Anzahl von Käufern weckte, und eine täglich zunehmende Menge neuer Bedürfnisse den alten Besitzer gleichgültiger gegen seine vormaligen Genüsse machte; größre Leichtigkeit, weil die Gesetze selbst die Veräußerung begünstigten, dafür aber auch in jedem Veräußerungsfalle die Lehnsprärogativen von dem bisherigen Besitzer, auf den obersten Lehnsherrn übertrugen *). In Schottland blieben die Familien-Be-

*) Dies geschah durch das Statut Quia Emptores, welches in England unter Eduard dem 1. gegeben ward. Alle Versuche, es in Schottland ebenfalls einzuführen, fielen vergeblich aus; und hierin findet mit Recht einer der größten Alterthumsforscher und Publizisten, Johann Dalrymple (History of feudal property p. 330) einen Hauptgrund der so lange fortdauernden Ueberlegenheit und Macht des Schottischen Adels.

sitzungen von Jahrhundert zu Jahrhundert dieselben, und die geringe Anzahl derer, welche den Boden unter sich getheilt hatten, und unwiderruflich getheilt zu haben schienen, gab der Verfassung dieses Landes den wesentlichen Charakter einer wahren und oft drückenden Oligarchie. Diese verhältnißmäßig wenigen Familien, in deren Händen der Reichthum und die Macht des ganzen Staats zusammengedrängt war, verstärkten sich noch täglich durch Verbindungen aller Art, durch wechselseitige Heirathen, durch förmliche Vertheidigungs- und Angriffsbündnisse. Nirgends galt überdies die Verwandtschaft zwischen Personen eines und desselben Stamms (clanship) so viel als in Schottland; und dieser Umstand allein schaffte dem Oberhaupte einer großen Familie in der zahlreichen Menge derer, welche sich einer solchen Verwandtschaft mit ihm rühmten, ein immer bereites Gefolge von enthusiastischen Streitern, die sich leicht entschlossen für ihren grosen Patron ihre letzten Kräfte und selbst ihr Leben aufzuopfern.

Nichts aber trug vielleicht in so hohem Grade dazu bei, die Gewalt des Schottischen Adels auf Unkosten der Königlichen zu erheben, als die unaufhörlichen Kriege zwischen England und Schottland, und die Folgen, welche sie sowohl für den innern Zustand des Reichs, als für das Schicksal der Regenten nach sich zogen. Diese Kriege, deren Last aus mannichfaltigen Ursachen, Schottland weit härter fühlen, durch die es weit merklicher in seinen wichtigsten und edelsten Bestandtheilen erschüttert werden mußte, als England, setzten die Schottischen Monarchen in die Unmöglichkeit, einen regelmäßigen Plan zur Befestigung ihrer Macht zu entwerfen, oder wenn sie ihn entworfen hatten, auszuführen. Jeder Unzufriedene fand einen Zufluchtsort, jeder Empörer eine Stütze in England. Die Familien, denen die Bedeckung der wehrlosen Gränzprovinzen aufgetragen war, fühlten ihre eigene Wichtigkeit zu lebhaft, um nicht oft ihre Dienste zu einem ungeheuren

Preise anzuschlagen, oder sich dem Throne, dessen Wächter sie seyn sollten, als die gefährlichsten seiner Feinde zu zeigen. In den drittehalbhundert Jahren, die vom Tode Alexander des III. bis zum Tode Jakob des V. verflossen, war das Verhältniß zwischen den beiden brittischen Königreichen kein andres, als ein unaufhörlicher Uebergang von einem blutigen Kriege zu einem unsichern und treulosen Waffenstillstande, von unfruchtbaren Unterhandlungen zu grausamen Feindseligkeiten, und von der Ermüdung, welche große Niederlagen bewirkt hatten, zu der Begierde, sich durch neue Angriffe zu entschädigen. Mit einem solchen Zustande waren die festen, gleichförmigen, muthigen Schritte, durch welche allein in einem so schwer zu behandelnden Staate Einheit, Ordnung, und eine Regierung, die diesen Namen verdiente, zur Wirklichkeit kommen konnten, völlig unvereinbar.

Außer dem mannichfaltigen Unheil, welches dieser nie beendigte und selten rastende Krieg über Schottland und seine Monarchen brachte, fehlte es in diesem zerrissenen und verwilderten Reiche auch an einheimischen Zerrüttungen und Greuelthaten nicht. Kein regierendes Haus in Europa ist mit anhaltenderm Unglück heimgesucht, und durch schrecklichere Familien-Schicksale ausgezeichnet worden, als das Haus Stuart. Von sechs auf einander folgenden Monarchen, die vom Anfange des funfzehnten bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts den Schottischen Thron bestiegen, starb nicht einer eines natürlichen Todes. Alle wurden nach kurzen, unruhigen, stürmischen Regierungen in der Blüthe ihres Lebens gewaltsam hinweggerissen: alle hinterließen ihre Nachfolger in der ersten Unmündigkeit, und sahen im Augenblicke ihres Hinscheidens eine lange Regentschaft, und alle die Schreckniße wieder einbrechen, welche sie in ihren unglücklichen Jugendjahren selbst erfahren hatten. Nicht immer war, was diese Monarchen litten, das Werk eines blinden unverschuldeten

Verhängnisses: oft legten sie durch übereilte leidenschaftliche Beschlüsse den Grund zu ihrem eignen Verderben: zuweilen bereiteten sie es durch unwürdige oder strafbare Thaten vor. Nirgends brach der barbarische Geist der finstern Jahrhunderte in so zahlreiche und entsetzliche Frevel aus, als auf dem blutigen Schauplatze der Schottischen Familien-Fehden. Die Geschichte dieses Reiches ist fast nichts anders als ein schaudervoller Abriß von wüthenden Verfolgungen und höllischen Ränken, von Grausamkeit, Betrug und Verrätherey, von Mordthaten auf Mordthaten, aus Ehrgeiz, Eifersucht oder Rachgier entsprossen. Wenig Monarchen hielten ihre Hände vom Blutvergießen rein, viele waren unmenschlich genug, sich in Person damit zu besudeln. Nicht nur während der immer wiederkehrenden Unmündigkeit der Monarchen, auch in dem kurzen Zeitraume, wo sie selbst den Zepter führten, war die höchste Macht im Staate der Gegenstand rastloser Kämpfe unter den Großen; der, welchen die Gunst eines schwachen, launischen Fürsten, oder seine eigne Geschicklichkeit, oder ein gelungener Gewaltstreich gestern damit bekleidete, sah sich oft heute schon in den tiefsten Abgrund gestürzt: und fast ohne Ausnahme folgte auf die glänzende Erhebung eines Mannes der Fall, die Verbannung, der gänzliche Untergang seines Hauses. Es gehört nicht zu unserm Zwecke, dies traurige Gemälde bis in seine kleinsten Züge zu vollenden, oder auch nur die größern vollständig zu liefern: aber eine gedrängte Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten unter den Stuartschen Monarchen bis auf die Zeit, da Maria geboren wurde, mag, wenn nicht eine nothwendige, doch gewiß eine schickliche Einleitung für die folgende Erzählung abgeben.

Alexander III., der letzte König eines Stammes, der viele Jahrhunderte hindurch über Schottland geherrscht hatte, starb im Jahre 1286. ohne männliche Erben. Seine Tochter Margaretha war die Gemahlin des Königs Erich von Norwegen, und das einzige Kind, welches diese Prinzessin hinterließ, Margaretha, das Mädchen von Norwegen genannt, die unbezweifelte Erbin des Schottischen Thrones, wofür sie der Adel schon zwei Jahr vor ihres Großvaters Tode förmlich erkannt hatte.

Eduard I., König von England, einer der unternehmendsten und glücklichsten brittischen Monarchen, brachte die Schottischen Reichsstände dahin, daß sie sich eine Heirath zwischen seinem ältesten Sohne, und ihrer noch unmündigen Königin gefallen ließen, und sah mit hoffnungsvollem Blicke einer friedlichen Vereinigung beider Reiche unter Einem Oberhaupte entgegen. Aber der frühzeitige und unerwartete Tod der Prinzessin, die bei ihrer Ueberfahrt von Norwegen nach Schottland erkrankte, und auf einer der Orkadischen Inseln (1290.) ihr Leben endigte, zerstörte Eduards gemäßigten Plan, um einem verwegenern Platz zu machen, und gab die erste Losung zu allen den Widerwärtigkeiten, von denen Schottland mehrere Jahrhunderte hindurch verfolgt und zerrüttet ward.

Obgleich auf den Ruf dieser wichtigen Begebenheit eine Menge von Thronbewerbern zum Vorschein kam, die ihre Ansprüche bald auf diese, bald auf jene entfernte Verwandtschaft mit dem königlichen Hause gründeten, so gab es deren doch eigentlich nur zwei, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen, und die Stimmen der Nation unter sich theilten. Sie stammten beide von David, Grafen von Huntingdon, einem jüngern Bruder des Königes Wilhelm, der Alexanders, des letzten Königes Großvater war; der eine, Johann Baliol,

als der Enkel von Davids ältster, der andre Robert Bruce, als der Sohn von Davids zweiter Tochter. Anstatt ihre Ansprüche im Schooße ihres Vaterlandes, allenfalls mit den Waffen ihrer Anhänger auszumachen, riefen die Nebenbuhler, zum Unglück für die Schottische Nation, den König von England als Schiedsrichter an; und Eduard konnte der Versuchung, in welche dies gefährliche Amt ihn führte, nicht widerstehen. Er eröfnete den großen Proceß, zum Erstaunen der Parteien und Aller, deren Schicksal darin verflochten war, mit dem unerwarteten Ausspruche, daß ihm selbst die oberste Lehnsherrschaft über das Königreich Schottland gebühre, und daß er den ganzen Streit wie einen Rechtshandel unter seinen Vasallen betrachte. Nachdem dieser wichtige Ausspruch gethan war, erklärte er durch ein förmliches richterliches Erkenntniß Johann Baliol für den rechtmäßigen König von Schottland, und empfing als oberster Lehnsherr die Huldigung von ihm.

Ein fünfjähriger Krieg, und alles Elend, das nur in einem barbarischen Zeitalter einen solchen Krieg begleiten konnte, war die Folge dieser ersten Usurpation. Baliol hatte kaum vier Jahr regiert, als Eduard ihn (1296.) der Regierung verlustig erklärte, und sich selbst den durch Verletzung der Lehnstreue verwirkten unmittelbaren Besitz des Landes zuerkannte.

Wilhelm Wallace, ein Held, der eines bessern Schicksals würdig war, kämpfte einige Jahre lang einen harten aber fruchtlosen Kampf gegen den Unterdrücker seines Vaterlandes, und mußte zum Lohne für seine patriotische Thaten zu London den Tod der Missethäter sterben. Einige Jahre nachher stand Robert Bruce, der Enkel des Thronverbers auf, und versuchte von neuem, zu Schottlands Freiheit und dem Besitze seiner Väter durch Ströme von Blut zu gelangen. Wahrscheinlich hätte sein verwegenes Unternehmen in dem vollständigen und

immerwährenden Verluste des einen Gegenstandes seiner Wünsche und in einer auf Jahrhunderte unheilbaren Verheerung des andern geendet, wenn nicht Eduard I. gerade in dem entscheidendsten und furchtbarsten Augenblicke (1307.) gestorben wäre. Eduard II. war nicht der Prinz, der seines Vaters Plane verfolgen konnte: als er nach sieben Jahren mit einem zahlreichen Heere an der Schottischen Gränze erschien, war der vortheilhafte Zeitpunkt vorüber: die wichtige Schlacht bei Bannockburn (1314.) befestigte die Krone auf dem Haupte Robert's und seiner Nachkommenschaft, und gründete für immer die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von Schottland. Aber Ruhe und Eintracht vermogte sie nicht zu gründen. Unter Roberts Sohne und Nachfolger, David II. gingen wieder die unglücklichsten Tage über Schottland auf. Während der Minderjährigkeit dieses Königes erschien (1332) Eduard Baliol der Sohn jenes schwachen Fürsten, den Eduard I. eingesetzt, und wieder vom Throne gestoßen hatte, von England unterstützt, in dem Meerbusen des Forth, bemächtigte sich der südlichen Provinzen des Reichs und nahm von der Krone Besitz. Nach neun schrecklichen Jahren eines grausamen und verwüstenden Krieges verdrängte ihn David wieder (1341), war aber nicht weise genug, sich an diesem glücklichen Erfolge zu begnügen, und wollte die Engländer für den Beistand, den sie seinem Nebenbuhler geleistet hatten, strafen. Die unglückliche Schlacht bei Nevill's Croß unweit Durham (1346.), machte ihn zum Gefangnen seiner Feinde, die ihn erst eilf Jahre nachher gegen ein ungeheures Lösegeld entließen. So wenig man auch nach dieser Begebenheit in David's Gemüthe eine Neigung für England hätte vermuthen sollen, so ist es doch gewiß, daß er nahe daran war, seine ruhmlose Regierung mit einer Verrätherei an der Unabhängigkeit seines Vaterlandes, dem einzigen Gewinne eines siebzigjährigen Krieges

zu beschliessen, und Eduard dem III. durch einen Vergleich die Schottische Krone zu überliefern. Aber die Reichsstände widersetzten sich den kindischen Launen ihres schwachen Monarchen, kehrten sich an seine geheimen Unterhandlungen nicht, und blieben dem längsternannten, vom Könige selbst in frühern Zeiten anerkannten Thronerben getreu.

Dieser Thronerbe war Robert Stewart (oder Stuart) König David des II. Neffe, den die Schwester dieses Monarchen mit Walter, dem Stewart *) von Schottland erzeugt hatte. Er trat nach David's Tode (1371.) die Regierung an, und führte sie zwanzig Jahre, ohne ausgezeichneten Glanz und ohne hervorstechende Unglücksfälle, jedoch von dem Kriege mit England, der alten Erbkrankheit seines Reichs, nur durch kurze und unsichre Pausen, nie durch einen festen und dauernden Frieden erlöset.

Sein Sohn Robert III. regierte kaum zehn Jahre, als ihn ein häuslicher Kummer zum Grabe führte. David, Herzog von Rothsay, sein erstgeborner Prinz, hatte sich in jugendliche Ausschweifungen gestürzt, denen der Vater

---

*) Die Würde eines Stewart's (Haushofmeisters, oder wie es in diesem Fall schicklicher übersetzt werden müßte, Oberhofmeisters, Landhofmeisters) war in Roberts Familie seit mehrern Generationen erblich. Wann sie zuerst darin eingeführt ward, und wie es sich mit der ältern Genealogie der Familie verhält, ist ungewiß (S. David Dalrymple's Annals of Scotland T. I. p. 358.) So viel weiß man mit Zuverlässigkeit, daß sie unter der Regierung David des , also um die Mitte des zwölften Jahrhunderts schon reich und mächtig war, und bis in diese Zeit läßt sich auch ihr Stammbaum deutlich zurückführen. Uebrigens ging von der Zeit an, da das Haus den Schottischen Thron bestieg, der Amtstitel Stewart in einen Familien-Namen über.

ater ein Ziel setzen wollte. Robert, Herzog von Al-
anien, des Königs Bruder, ein Mann von großen Fä-
igkeiten, aber von noch größrer Bösartigkeit, erhielt den
uftrag, ihn zu einem regelmäßigern Betragen zurück zu
ringen, bediente sich, aus Brutalität oder aus planmäßi-
er Verruchtheit, dieses Auftrages, um den Prinzen zu
runde zu richten, verschloß ihn in einem engen Kerker,
nd ließ ihn Hungers sterben. Der König erfuhr erst
ät den wahren Verlauf dieser entsetzlichen Begebenheit,
nd glaubte von dem Augenblicke an, seinen einzigen noch
brigen Sohn in Schottlands Gränzen nicht mehr sicher.
r faßte den Entschluß, ihn zu dem Könige von Frank-
eich, dem alten Bundsgenossen und Gastfreunde des Schot-
schen Königsstammes, zu schicken, und ließ ihn im tief-
en Geheimniß ein Schiff, das ihn allen Gefahren ent-
eißen sollte, besteigen. Kaum aber war die Reise ange-
eten, als ein unglücklicher Zufall den Prinzen an die
nglische Küste trieb, wo Heinrich IV. des Waffenstill-
andes, des väterlichen Jammers, und der rührenden Em-
fehlungen, die den unschuldigen Jüngling begleiteten, un-
ngedenk, die kostbare Beute begierig ergriff, und dem Erben
es Schottischen Thrones ein Gefängniß zur Wohnung anwies.

Robert III. überlebte die Nachricht von diesem
aurigen Vorfalle nicht lange (er starb 1406.). Da sein
ohn und Nachfolger in den Händen der Erbfeinde Schott-
nds war, so übernahm der Herzog von Albanien die
egentschaft und verwaltete sie vierzehn Jahre lang, ge-
ade in dem merkwürdigen Zeitraume, wo König Hein-
ich V. von England die Eroberung eines großen Theils
on Frankreich vollbrachte *).

*) Er unterstützte den Dauphin Carl, nachmals Carl VIII.
n dem Augenblicke, da seine Noth auf's höchste gestiegen
ar; und Schottischen Truppen gebührte die Ehre des er-
en Gefechtes, worin die Franzosen Sieger blieben, des
Gefechtes bei Beaugé (1421).

Nach seinem Tode (1420.) fiel sie seinem Sohne Murdoch zu, einem unfähigen und unthätigen Prinzen, der die Befreiung des Königs wahrscheinlich eben so sehr wünschte, als sein kluger und herrschsüchtiger Vater sie gefürchtet hatte. Da bald nachher auch Heinrich V. starb, und die, welche während der Minderjährigkeit seines Sohnes die Regierungsgeschäfte in Händen hatten, durch die wichtigen Begebenheiten in Frankreich beschäftigt und gefesselt waren; so kam endlich (1424) der Vergleich zu Stande, welcher der neunjährigen Gefangenschaft des Königes von Schottland ein Ende machte.

Jakob I. verdankte dem Aufenthalte in England und der Einsamkeit, wozu ihn seine Gefangenschaft verdammt hatte, einen mit mannigfaltigen Kenntnissen ausgestatteten Geist, eine Menge der schätzbarsten Kunstfertigkeiten, und einen Grad von Ausbildung, der damals in Schottland für eine große Seltenheit gelten mußte. Er war Schriftsteller, Dichter und Musiker. Er hatte Weltweisheit und Gottesgelahrtheit, so weit als dies der Genius seines finstern Zeitalters zuließ, studirt. Er hatte über die Pflichten seines königlichen Amts, und über die Mittel, diesen Pflichten Genüge zu leisten, nachgedacht. Seine Regierung war ein unablässiges Bestreben, Gerechtigkeit und Ordnung im Lande einzuführen, und den Gesetzen das Ansehen, dem Throne die Macht zu verschaffen, ohne welche kein regelmäßiger monarchischer Staat gedenkbar ist. Wenn ihm ein langes Leben beschieden gewesen wäre, hätte er vielleicht bleibende Spuren seiner für Schottland wohlthätigen Existenz zurückgelassen; aber er hatte noch nicht dreizehn Jahre regiert, hatte kaum die ersten Früchte seiner Arbeit genossen, als er auf Anstiften seines Oheims, des Grafen von Athol, in einem Kloster bei Perth, wo er sich oft und gern aufhielt, überfallen, und mit acht und zwanzig Wunden ermordet ward. Die Urheber dieser gräulichen That, der Graf Athol und sein Enkel Robert, wurden

unmittelbar nachher, ohne Rückſicht auf ihren hohen Rang, unter Umſtänden, die trotz der Größe des Verbrechens jedes menſchliche Gefühl empören, mit einem entſetzlichen Tode beſtraft.

Keine Unglücksperiode, die Schottland bis dahin erlebt hatte, war an Schrecklichkeit mit der zu vergleichen, welche die Minderjährigkeit Jakob des II., der ſich bei ſeines Vaters Tode erſt im ſiebenten Jahre ſeines Alters befand, herbeiführte. Das Parlament hatte zwei ihrer Klugheit und Geſchäftskenntniß halber berühmte Männer, Livingſton und Crichton, jenen als Reichsverweſer, dieſen als Kanzler an die Spitze der Staatsverwaltung geſtellt. Die Familie Douglas, bei weitem die gewaltigſte im Lande, und damals im Mittagspunkte ihres Glanzes, fand ſich durch dieſe Anordnung beleidigt. Archibald Douglas, und nach deſſen Tode ſein Sohn Wilhelm, leiteten eine mächtige Partei, deren angelegentlichſtes Geſchäft es war, die Regierung auf jedem ihrer Schritte zu beunruhigen, und in allen ihren Unternehmungen zu lähmen. Unter den Häuptern der Regierung ſelbſt, war weder innere Eintracht, noch auch nur äußere Verträglichkeit: was Livingſton befahl, verbot der Kanzler; wer dieſem gehorchte, wurde von jenem gezüchtigt: der junge König war bald des einen, bald des andern Gefangner: die fürchterlichſte Anarchie ſchleuderte das Land beinahe in den Zuſtand der Wildheit zurück: die Geſetze hatten keine Stimme mehr, alle Gewerbe lagen darnieder, Privatfehden wurden in blutigen Schlachten auf öffentlichen Landſtraßen ausgefochten.

So wie der König ſich den Jahren der Reife näherte, wurden ihm ſeine beiden Vorſteher verhaßt, und ſie fielen, ehe ſie es vermutheten, durch den Einfluß des Hauſes Douglas, welches ſie über alle Möglichkeit der Verſöhnung hinaus beleidigt, und nach deſſen gänzlicher Zerſtörung ſie vergebens getrachtet hatten. Wilhelm Douglas, Archibalds Sohn, war von dem Kanzler Crichton zu einer Zeit, wo

dieſer mit dem Könige in Edinburg Hof hielt, unter einem täuſchenden Vorwande, und mit Aeuſſerungen einer warmen Freundſchaft an dieſen Ort gelockt, zu einem fröhlichen Gaſtmahl geladen, in einem Augenblicke, wo er ein ſolches Bubenſtück nicht ahndete, von des Königs Tafel geriſſen, und mit ſeinem einzigen Bruder hingerichtet worden. Dieſe verrätheriſche Schandthat verfehlte ſo ſehr ihren Zweck, daß nun gerade erſt die Familie Douglas den höchſten Gipfel ihrer Größe erreichte: die einzige Schweſter der Ermordeten, das Mädchen von Galloway genannt, heirathete ihren Vetter Wilhelm Douglas, und vereinte die ausgebreiteten Güter der beiden Zweige des Hauſes in einem einzigen Beſitzer. Dieſer mächtige Graf wuſte die Gunſt des vierzehnjährigen Königs zu gewinnen, ſtürzte Livingſton und Crichton, lieſs ſich zum Statthalter des Reichs ernennen, und erwarb bald ein Anſehen, von welchem das königliche verdunkelt ward. Aber ſein Fall von einer ſo auſſerordentlichen Höhe war auch ſchon näher als man es glaubte. Während Douglas mit einem zahlreichen und prächtigen Gefolge eine Reiſe nach Rom unternahm, wo er mit einem Pomp, der ſonſt nur Königen eigen war, einen feierlichen Einzug hielt, untergruben ſeine alten Feinde das ſtolze Gebäude ſeiner beneideten Macht: als er zurückkehrte, fand er ſich angeklagt, verurtheilt, beinahe zu Grunde gerichtet. Er rüſtete ſeine Familie zum Widerſtande, trat in geheime und gefährliche Unterhandlungen mit England, und blies einen Bürgerkrieg im Herzen ſeines Vaterlandes an. Jakob forderte ihn auf, vor ihm zu erſcheinen, und bewilligte ihm, da er unter keiner andern Bedingung erſchienen wäre, ſicheres Geleit. Der Graf fand ſich ein, und wurde mit anſcheinender Freundlichkeit empfangen. Nach dem Abendeſſen erhob ſich ein Wortwechſel über ſein geſetzwidriges, rebelliſches Betragen; dieſer Wortwechſel ward heftiger, und durch einige unbeſonnene Ausdrücke aufgebracht, griff der König nach ſeinem Schwerdte, und ſtach es dem Grafen in die Bruſt (1452).

Eine so unwürdige Handlung wie diese, konnte weder dem Monarchen noch dem Lande die Ruhe erkaufen, nach welcher alles seufzte. Die Familie Douglas strengte ihre besten Kräfte an, um den Gemordeten zu rächen, und die Erbschaft seiner Macht nicht untergehen zu lassen. Erst nach dreijährigem Blutvergießen siegte die Partei des Königes, und das Haus Douglas sank endlich ganz von seiner Höhe herab. Nun erst eröffnete sich für Jakob II. die beßre Laufbahn einer regelmäßigen und weisen Regierung: aber die Streitigkeiten zwischen den Häusern Lancaster und York verleiteten ihn, sein Auge auf England zu richten: er nahm Theil daran, belagerte die Gränzfestung Roxburg, und wurde durch ein zufällig zerspringendes Geschütz im 30sten Jahre seines Lebens zerschmettert (1460).

Die Umstände, unter welchen Jakob III. in einem Alter von sechs Jahren den Thron erbte, versprachen Schottland einen langen und anhaltenden Frieden. Die Familie Douglas schien auf immer gefallen zu seyn, und England war von einheimischen Fehden erschöpft. Die Minderjährigkeit des Königs ging daher ohne die gewöhnlichen Stürme vorüber, und als er im achtzehnten Jahre die Regierung selbst übernahm, schien alles auf ruhige und glückliche Tage zu deuten. Aber Jakobs Charakter stimmte durchaus nicht zu dem Zeitalter, in welchem er lebte, vielleicht auch nicht zu dem hohen Posten, worauf ihn das Schicksal gestellt hatte. Er war unkriegerisch, sanft und schüchtern, liebte die häuslichen Freuden, ergab sich den Künsten, und lebte mit den Künstlern in einer Vertraulichkeit, die ihn seinen Großen abscheulich machte, und ihm mehr als eine bittre Demüthigung zuzog. Seine zwanzigjährige Regierung gehört unter die unruhigsten und traurigsten, die Schottland jemals erlebte: sein Ruhm war, wie zuletzt sein Leben, das Opfer der unüberwindlichen Parteien, die um die Oberherrschaft in dem zerrißnen Reiche kämpften. Die gefährlichste dieser Parteien leitete anfänglich Alexander, Her-

zog von Albanien, des Königs Bruder, ein Mann, der alle Eigenschaften, die dem Könige mangelten, aber auch alle, die einen Staat zerrütten und Feindseligkeiten verewigen können, besaß, und der das Glück seiner Familie und seines Vaterlandes durch unaufhörliche Kabalen untergrub. Nachdem dieser Prinz seine rastlose Laufbahn geendigt hatte, trat der Graf von Angus, das damalige Oberhaupt des wieder emporgestiegenen Hauses Douglas, an die Spitze der Widersacher des Königs, brütete einige Jahre lang über mannichfaltigen Rebellionsplanen, eröfnete endlich einen förmlichen Krieg gegen den Monarchen, wußte den eignen Sohn desselben, einen funfzehnjährigen Jüngling, durch List und Gewalt in seine Partei zu ziehen, und stellte in des Prinzen Namen eine Armee ins Feld. Diese überfiel den tiefgebeugten Vater bei Stirling, schlug sein geringeres Heer in die Flucht, und lieferte ihn selbst in die Hände einiger herumstreifenden feindlichgesinnten Soldaten, die ihn in einer Mühle, wohin er seine Zuflucht genommen hatte, im 36sten Jahre seines Lebens ermordeten. Der erste Beschluß, den das Parlament nach dieser traurigen Begebenheit faßte, war der, daß alle Schuld des Mordes auf den hingerichteten König und seine Begleiter und Rathgeber fiele, hingegen die, welche mit dem Prinzen zu Felde gezogen wären, von aller Verantwortung dafür frey und ledig seyn sollten.

Wenn Jakob III. die Unglücksfälle seines Lebens und seinen frühzeitigen Tod einer für das Jahrhundert, worin er geboren ward, zu wenig kriegerischen Gesinnung verdankte, so war es das Uebermaß heroischer Neigungen, eine persönliche Tapferkeit, die an Verwegenheit gränzte, und ein romanhaft-ritterlicher Geistesschwung, was seinem Sohn und Nachfolger Jakob dem IV. ein ähnliches Schicksal bereitete. Schottland genoß im Anfange seiner Regierung einer seltenen Ruhe: die gewaltigsten unter dem Adel waren mit dem Monarchen einig. König Heinrich

VII. von England trachtete nach nichts als Frieden, damit er alle die Wunden heilen könnte, welche ein vierzigjähriger Familienkrieg seinem Reiche geschlagen hatte. Um die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen unverkennbar an den Tag zu legen, bot er dem Könige von Schottland seine Tochter Margaretha zur Ehe an, und diese in ihren Folgen so wichtige, in ihren letzten Wirkungen für alle brittische Länder so hochersprießliche Heirath (auf welcher die wohlthätige Vereinigung Englands und Schottlands unter Einem Zepter beruht) kam wirklich, und mit ihr nach einem zweihundertjährigen Kampfe zwischen beiden Reichen das erste Bündniß, welches man einen Frieden nennen durfte, zu Stande.

Die damaligen Verhältnisse der vornehmsten Europäischen Staaten und Jakobs jugendliche Leidenschaften liefen diese glückliche Ruhe nicht lange ungestört. Heinrich VIII. äußerte zwar, als er die Regierung antrat, eben die friedfertigen Gesinnungen gegen Schottland, welche sein Vater mit Sorgfalt genährt hatte: der Stolz und die Hitze seines Charakters aber verhinderten ihn, das einzige Betragen, welches einen ehrgeizigen und leicht zu beleidigenden Monarchen, wie Jakob war, bei der Neigung zum Frieden erhalten konnte, zu beobachten, und bald brach, der Schwägerschaft ungeachtet, die alte National-Eifersucht wieder aus. Da Heinrich dem berühmten Bündnisse beigetreten war, welches Papst Julius II. mit Venedig und den Schweizern, um Ludwig den XII. aus Italien zu vertreiben, geschlossen hatte, so forderte dieser den König von Schottland auf, der vieljährigen Verbindung zwischen seinem Hause und der Französischen Monarchie getreu, die Waffen wider die Feinde derselben zu ergreifen. Ein geheimer Groll gegen Heinrich den VIII., ein eitles Vertrauen auf seine eigne Kraft, Liebe zu Frankreich und das phantastische Gefühl einer heiligen Ritterpflicht, gegen die Königinn Anna von Bretagne, die ihn förmlich zu ihrem Ve-

schützer erkohren hatte, führten Jakob nicht allein bis auf den Punkt, wo Ludwig ihn erwartete, sondern zu seinem Verderben noch weit über diesen Punkt hinaus. Er fand es viel zu geringe, den König von Frankreich durch Truppen oder Schiffe zu unterstützen; er wollte schlechterdings eine Hauptrolle, und zwar eine solche, wo seine persönliche Mitwirkung möglich war, übernehmen, und er entschloß sich daher, trotz der augenscheinlichen Gefahr, der er sein Vaterland und die Seinigen aussetzte, trotz der dringenden Vorstellungen aller seiner Räthe, trotz der flehentlichen Bitten, der Angst und der Thränen seiner Gemahlinn, an der Spitze eines Heers in England einzurücken. Der Anfang des Feldzuges war nicht niederschlagend, aber der Ausgang der schrecklichste, den Schottland seit dem Treffen bei Nevills-Cross in irgend einem Kriege mit den Engländern erfahren hatte. Die unglückliche Schlacht bei Flowden kostete dem Könige, dem besten Theile des Schottischen Adels und fünftausend Schottischen Kriegern das Leben (1513.).

Als diese klägliche Niederlage das Reich in Bestürzung und Jammer versenkte, war des Königs einziger Sohn und Nachfolger in der Regierung ein einjähriges Kind. Das Parlament übertrug die Regentschaft sowohl als die Vormundschaft der Königinn Margaretha. Da diese Prinzessinn sich aber von einer leidenschaftlichen Anwallung verleiten ließ, kaum ein Jahr nach dem Tode ihres Gemahls den Grafen Archibald von Angus aus dem Hause Douglas zu heirathen, so verlor sie das Zutrauen der Nation, und die Großen entschlossen sich, den Herzog Johann von Albanien, des Königs nächsten Verwandten, den Sohn jenes Herzoges von Albanien, der die Regierung Jakob des III. so hartnäckig beunruhigt hatte, aus Frankreich zu rufen und ihm die Regierung anzuvertrauen. Der Herzog war ein Prinz von vieler Geistesbildung, und dem es weder an Talenten noch an Thätigkeit mangelte: aber in Frank-

reich erzogen, und an dieſes Land durch mehr als ein reizendes Band geknüpft, blieb er immer ein Fremdling in Schottland, wo ihm überdies die Eiferſucht, der Uebermuth und die unaufhörlichen Kabalen der Groſen, die Zwietracht, in welcher er mit der verwittweten Königinn leben mußte, und Heinrich des VIII. arawöhniſche Unzufriedenheit mit ſeiner Staatsverwaltung und mit ſeinen auswärtigen Verbindungen, eine höchſt unruhige und qualvolle Exiſtenz bereiteten. Da die Gegenwart des Regenten Ruhe und Ordnung nicht aufrecht zu halten, vermogte, ſo konnte man noch weit weniger erwarten, daß Ruhe und Ordnung während den langen Zwiſchenzeiten, die er auſerhalb des Landes und am Franzöſiſchen Hofe zubrachte, in Schottland obwalten würde, und dies zu einer beſtändigen Anarchie verdammte Reich, ward wieder ſo ſchrecklich als je, von zwei Parteien zerriſſen, davon die eine, die man als die Engliſche anſah, Douglas Graf von Angus, der mächtige und beim Volke beliebte Gemahl der verwittweten Königinn (mit der er jedoch ſeit einigen Jahren zerfallen war) die andre, welche für die Franzöſiſche galt, Hamilton, Graf von Arran, der nächſte Blutsverwandte des Königs und des Regenten, anführte. Eine Zeitlang hatte die Douglaſſiſche Parten ein entſchiednes Uebergewicht gewonnen: die Rückkehr des Herzoges von Albanien entriß es ihr einigermaſen wieder. Da aber bald nachher (1522.) ein Krieg mit England ausbrach, in welchem dieſer Prinz ſeine Ohnmacht von einer neuen Seite kennen lernte, und ſich einmal über das andere von der Armee verlaſſen ſahe, ſo gab er endlich, müde der undankbaren Würde, die ihm längſt verhaßte Regentſchaft auf, ging (1524.) in ſein zweites Vaterland, und kam nie wieder nach Schottland zurück.

Sobald ſich der Herzog entfernt hatte, ſuchte die Königinn Mutter aufs neue des jungen Königes und der Regierung habhaft zu werden; aber der Graf von Angus

entriß ihr beides, kehrte sich an die Ehescheidung, die sie gegen ihn auswirkte, nicht, und herrschte vier Jahre lang, mit aller Gewalt eines verwegnen Usurpators. Johann Stuart, Graf von Lenox, ein naher Vetter und großer Liebling des funfzehnjährigen Königes, einer der edelsten und gebildetsten Männer in Schottland, mußte es mit dem Leben büßen, daß er dieser Herrschaft ein Ende zu machen versucht hatte. Sein eigner Oheim, der Graf von Arran, mit welchem Angus, sonst sein Todfeind, seit einiger Zeit in Verbindung getreten war, fehlte ihn auf dem Marsch nach Stirling bei Linlithgow (1527.) wo Lennox gefangen, und von dem Bastard von Hamilton mit kaltem Blute ermordet ward. Endlich siegte der Wunsch des Königs, aus den Händen der Douglas erlöset zu werden, über alle Macht und Kunst des Grafen von Angus und seiner Brüder: er entwischte ihnen, als sie mit ihm zu Falkland residirten, und kam glücklich nach Stirling, wo sich sogleich ein großer Theil des Adels um ihn versammelte. Alles war der Tirannei der Douglas und des vielfältigen Elends müde, das Schottland während der langen Minderjährigkeit des Königs erfahren hatte. Ein Parlament, welches zu Edinburg (1528.) gehalten wurde, übergab dem jungen Monarchen die Regierung, machte dem Grafen von Angus und seinen Brüdern den Prozeß, und erkannte sie schuldig, des Landes verwiesen, und ihrer Güter beraubt zu werden.

Schottlands Glück und Ruhe hing nun ganz allein von dem Charakter, den Regierungsmaximen und den Rathgebern des Königs ab. Jakob V. war ein Fürst von trefflichen, aber durchaus vernachlässigten Natur-Anlagen, offen, einfach, gerecht, unermüdet-thätig, mit einem richtigen Blicke und schneller Fassungskraft begabt, dabei aber ohne Bildung und ohne Kenntnisse, leicht verführbar, abergläubisch, oft grausam, und durch seine treulosen Erzieher an eine schnelle Befriedigung jeder aufsteigenden Lust, be-

sonders jeder, auch der unregelmäßigsten Neigung zum weiblichen Geschlechte, gewöhnt. So lange ihm seine Regierungsgeschäfte keine verwickelte Aufgaben vorlegten, und so lange das Glück ihm zulächelte, fühlte er selbst seine Schwächen, das Land seine Fehler nicht: aber kritischen Lagen und widrigen Schicksalen war er nicht gewachsen. Der Eifer, mit dem er sich den Geschäften widmete, die Selbstthätigkeit und Unerschrockenheit, die er in der Ausrottung veralteter Mißbräuche, und in der persönlichen Bekämpfung aller Feinde der öffentlichen Ordnung und der Gesetze zeigte, endlich die Leutseligkeit, mit welcher er auch den ärmsten seiner Unterthanen behandelte, gewannen ihm die Herzen und breiteten einen großen Glanz über die ersten Jahre seiner Regierung aus. Die mächtigsten Europäischen Regenten, Kaiser Carl V., der König von England und der König von Frankreich wetteiferten mit einander, ihn durch eine Heirath an ihre Familien zu knüpfen. Jakob zog eine Verbindung mit Frankreich allen andern Verbindungen vor. Er wählte Magdalene, die Tochter Franz des I., bald nachher aber, da diese liebenswürdige Prinzessinn gleich bey ihrer Ankunft in Schottland (1537.) starb, Maria von Guise, verwittwete Herzoginn von Longueville, deren Vater Claudius einen Zweig des Lothringischen Hauses nach Frankreich verpflanzt hatte, und deren Brüder Franz, Herzog von Guise und Carl, Cardinal von Lothringen, jener durch seine Tapferkeit, dieser durch seine Klugheit, unter der Regierung Heinrich des II. den Grund der außerordentlichen Größe legten, zu der ihre Familie emporstieg. Mit dieser zweiten Gemahlinn erzeugte er gleich zu Anfange zwei Söhne, die ihm aber beide in einem zarten Alter, und was das sonderbarste war, beide an einem und demselben Tage (1540.) durch den Tod geraubt wurden.

Diese traurige Begebenheit legte den ersten Grund zu einer tiefen Schwermuth, die von Stunde an sichtbar

am Leben des Königs nagte, die aber vielleicht nicht unheilbar gewesen wäre, wenn sich nicht zu eben der Zeit eine andre Quelle des Grams und der Widerwärtigkeiten geöffnet hätte, eine Quelle, aus der nicht allein das Unglück, welches Jakob den V. frühzeitig ins Grab senkte, sondern auch alles dasjenige floß, was nach seinem Tode über seine Tochter und einen großen Theil der Schottischen Nation ausbrach.

Die Nachricht von den Unternehmungen Martin Luthers gegen die herrschende Religion und gegen das Ansehen des Römischen Bischofs, war frühzeitig nach Schottland gedrungen, und die neue Lehre hatte dort, was in der That nicht wenig merkwürdig ist, frühzeitig Anhänger, und zwar eifrige und unerschütterliche Anhänger gefunden. Schon im Jahre 1527, einige Jahre vor dem Bruche des Königs von England mit dem Papste, wurde Patrick Hamilton, ein junger Mann von hoher Abkunft, der auf der Universität Marpurg die Lutherischen Grundsätze studirt hatte, und sie nach seiner Rückkehr seinen Landsleuten mittheilte, dieses Verbrechens halber zu St. Andrews öffentlich verbrannt, eine Grausamkeit, die, wie alle ähnliche, nicht bloß ihren Endzweck verfehlte, sondern auch dem System, das man verdrängen wollte, eine desto größere Anzahl enthusiastischer Freunde zuwendete. Die Begebenheiten, die sich bald nachher in dem benachbarten Königreiche zutrugen, wo in einem Zeitraum von zehn Jahren das ganze tausendjährige Gebäude des Katholizismus zertrümmert ward, konnten natürlich nicht ohne große und ausgebreitete Wirkung in Schottland bleiben, und in kurzem machten die Lutheraner in diesem Lande eine sehr ansehnliche Partei aus, die durch die Verfolgungen einer stolzen und unduldsamen Geistlichkeit, täglich zahlreicher und mächtiger wurde.

Heinrich VIII. wünschte seine kühnen Unternehmungen gegen die alte Religion, durch den Beitritt und die

Mitwirkung des Königes von Schottland unterſtützt zu ſehen, und lud dieſen Monarchen mit den ſchmeichelhafteſten Anerbietungen zu einer Zuſammenkunft in York ein. Jakob verſprach zu erſcheinen: aber die Schottiſche Geiſtlichkeit, die ſich, wenn dieſe Zuſammenkunft Statt hatte, ohne Rettung verloren glaubte, ſpannte alle ihre Kräfte an, den tödtlichen Streich abzuwenden. Sie benutzte die Religioſität und den Aberglauben des Königs, um ihm alle Schreckniſſe des künftigen Lebens mit brennenden Farben vorzumahlen: ſie verſicherte ſich ſeiner Habſucht, indem ſie ihm anſtatt der Beute der Klöſter, mit welcher Heinrich ihn zu reizen ſuchte, eine große Summe Geldes und die thätigſte Hülfe auf den Fall eines Krieges mit England, verſprach: Sie ſchmeichelte ſeinem Lieblings Plane, den Adel zu demüthigen, indem ſie ihm die lockende Ausſicht auf ein Inquiſitions-Gericht, welches alle Lutheriſchgeſinnte Großen (deren Anzahl nicht geringe war) in den Staub legen ſollte, eröfnete. Cardinal David Beaton, Erzbiſchof von St. Andrews, Jakobs Prinzipal-Miniſter, ein Mann von großer Fähigkeit aber herrſchſüchtigem und unbeugſamen Charakter, war das Haupt und die Seele dieſer unglücklichen Rathſchläge, die in dem ſchwachen, beweglichen und immer mit der Gegenwart beſchäftigten Gemüth des Monarchen eine allzugünſtige Aufnahme fanden, und ihn, der kräftigſten Gegenvorſtellungen einiger einſichtsvollen Miniſter ungeachtet, bewogen, auf die Unterredung zu York, unter einem nichtigen Vorwande, Verzicht zu thun.

Heinrich VIII. war nicht der Fürſt, der eine ſolche Beleidigung ruhig verſchmerzen konnte. Er rüſtete ſich zum Kriege, und Jakob, durch die Verheißungen ſeiner Lieblings-Räthe irre geführt und verblendet, glaubte den Angriff dieſes gewaltigen Gegners ohne Beſorgniß abwarten zu können. Bald belehrte ihn die allgemeine und ſichtbare Unzufriedenheit ſeines aufgebrachten Adels und einer muth-

losen Armee eines andern. Er entschloß sich den bedenklichen Symptomen dieser Unzufriedenheit zu trotzen, indem er einen verdienstlosen Günstling zum Anführer der Truppen erhob; aber das Uebel wurde durch diese falsche und verderbliche Maßregel noch ärger. Zehntausend Mann, die an der westlichen Gränze in die Grafschaft Cumberland einrücken sollten, ergriffen vor fünfhundert Engländern, die ihnen an dem Flusse Esk entgegen kamen, fast ohne Schwerdtstreich die Flucht, und lieferten dem erstaunten Sieger eine größere Anzahl von Gefangenen, als ihnen die blutigste Schlacht hätte verschaffen können, in die Hände.

Als Jakob die Botschaft von diesem empfindlichen Verluste und von dieser unerhörten Schmach erhielt, sank er in die tiefste Verzweiflung. Sein durch heimlichen Gram und finstre Grillen schon längst gepreßter, jetzt von Wut, Rachsucht, Scham, Furcht und Reue wechselsweise gepeinigter Geist vermogte die Last des Lebens nicht länger zu tragen: seine körperlichen Kräfte schwanden sichtbar: er eilte mit unaufhaltsamen Schritten dem Grabe zu. Als man ihm die Nachricht brachte, daß die Königinn eine Tochter geboren habe, erhob er sich mit Wehmuth vom Bette und sagte: „Unglückliches Reich. Welch Schicksal wartet dein? Heinrich wird dich durch die Gewalt der Waffen oder durch einen Ehevertrag an sich reißen" —. Wenig Tage nachher gab er im 31sten Jahre seines Lebens den Geist auf (1542.).

* * *

Maria, einzige Tochter und Erbinn Jakob des Fünften, trat unter den bedenklichsten und drohendsten Vorbedeutungen auf den Schauplatz der Welt. In dem Augenblicke, da sie geboren ward, ihres Vaters beraubt, und zu einem von stets Ungewittern umringten Throne beru-

sen, ging sie den größten Gefahren des Lebens, ehe sie das Leben noch kannte, entgegen. Ohne auf ein Wunder zu hoffen, durfte man sich nicht schmeicheln, daß ihre lange Minderjährigkeit in Sicherheit und Frieden dahin fließen würde, und bei aller Dunkelheit der Zukunft war soviel doch gewiß, daß dem Schicksale des Reiches, daß dem Schicksale der jungen Königinn in den nächsten zwanzig Jahren mannichfaltige und große Revolutionen bevorstanden.

Cardinal Beatoun war der erste, der seine Hand nach dem verwaiseten Zepter ausstreckte. Er hatte sich in den letzten Lebensjahren des verstorbenen Königs der Regierungsgeschäfte ausschliessend bemächtigt, besaß alle Eigenschaften welche die Verwaltung derselben erforderte und unterstützte seine Ansprüche auf die Regentschaft durch ein Testament Jakob des V, welches entweder gänzlich untergeschoben, oder doch unter Umständen, die jeden Zweifel an der Aechtheit desselben rechtfertigten, verfaßt worden war.

Hätte man seinen Charakter eben so sehr geliebt, als man seine Geschicklichkeit ehrte, so wäre ihm sein kühner Plan, besonders da die verwittwete Königinn ihm wohlwollte, und im ersten Augenblick kein bedeutender Nebenbuhler aufstand, wahrscheinlich gleich gelungen. Aber ein großer Theil der Nation haßte seine Denkungsart und fürchtete seine Tyrannen. Besonders standen alle die, welche die protestantische Lehre begünstigten, eine große Anzahl der vornehmsten Familien, wider ihn auf. Durch den Beifall des Königs von England ermuntert, und gerüstet mit den Beweisen der Unrechtmäßigkeit und Nichtigkeit seiner Ansprüche, entrissen sie ihm, was er so eben errungen hatte, und erkannten mit überwiegendem Ausspruche dem Grafen von Arran die Regentschaft zu.

Jacob Hamilton Graf von Arran war der Enkel der Prinzessinn Maria, Tochter Jacob des II. und auf den Fall, daß die junge Königinn ohne Leibeserben

ſtarb, ihr unmittelbarer Nachfolger auf dem Throne. Ein Mann von ſchwachem, unentſchloſſenem, beinahe verächtlichem Charakter, von höchſtmittelmäßigen Geiſteskräften, von eingeſchränkten Neigungen, ehrgeizig ohne beſtimmte Zwecke, und wo er ohne ſonderliche Gefahr dem Ehrgeize fröhnen durfte, doch nicht ſowohl nach Ruhm als nach Nahrung für eine kleinliche Eitelkeit dürſtend. Daß er dem Amte, welches er übernahm, nicht gewachſen war, mußte das lebhafte Gefühl ſeiner Schwäche ihm ſagen: er tröſtete ſich mit dem Beiſtande derer unter den Großen, die ihre Sicherheit und ihr Intereſſe nöthigte, ihn aufrecht zu halten, und er verließ ſich beſonders auf die Freundſchaft des Königes von England. Heinrich der VIII. benutzte den vortheilhaften Zeitpunkt, und ſchloß (1543.) mit dem Regenten und dem Parlamente von Schottland einen Vertrag, nach welchem die junge Königinn mit ſeinem Prinzen und Thronfolger Eduard vermählt, und zu dieſem Ende, ſobald ſie ihr zehntes Jahr erreicht haben würde, nach England geführt werden ſollte.

Obgleich dem Cardinal an Kräften mangelte, ſich der Erhebung des Grafen von Arran förmlich zu widerſetzen, ſo war er doch weit entfernt, ſeinen großen Entwürfen deßhalb zu entſagen, und rechnete mit Zuverläſſigkeit darauf, daß ſeine Liſt zu Stande bringen würde, was ſeine Gewalt nicht vermocht hatte. Er eröfnete die Maßregeln, durch die er ſich den Weg zur Herrſchaft bahnen wollte, mit einer bittern und heftigen Erklärung gegen den ſo eben geſchloſſenen Heirathsvertrag: eine Verhandlung, die, wie ſich leicht erwarten ließ, bei weitem dem größten Theile des Schottiſchen Volkes verhaßt, und da ſie Schottland in eine Engliſche Provinz zu verwandeln drohte, in ihren wahrſcheinlichen Folgen betrachtet, fürchterlich ſeyn mußte. Es gelang ihm mit leichter Mühe, ſeiner Proteſtation allenthalben Eingang zu verſchaffen, und ſobald er nur auf die Geſinnungen einiger mächtigen Großen,

besonders der Grafen von Argyll und Huntley rechnen konnte, wagte er es, entscheidendere Schritte zu thun, bemächtigte sich der jungen Königinn und ihrer Mutter, und suchte nun, um welchen Preis und unter welchen Bedingungen es auch seyn mögte, die erste Stelle im Staate zu erklimmen. Die Ankunft des Grafen Lenox, den König Franz I. geflissentlich nach Schottland schickte, um die Partei, welche es mit dem Cardinal, der katholischen Religion und den Feinden Englands hielt, zu verstärken, gab seinen Unterhandlungen einen neuen und verdoppelten Schwung.

Mathias Stuart Graf von Lenox stammte väterlicher Seits von einer Neben-Linie des regierenden Hauses ab, und war durch seine Großmutter Elisabeth, eine Tochter derselben Prinzessinn Maria, durch welche das Haus Hamilton an die Königliche Familie geknüpft wurde, nach Arran der nächste Verwandte der Königinn und der nächste Prätendent zum Throne. Er war Arran's natürlicher und gleichsam geborner Feind, theils weil er in der Familie Hamilton die Mörder seines Vaters sah, theils weil er auf die Behauptung: daß jener aus einer unrechtmäßigen Ehe stammte, seinen eignen Anspruch auf den Thron, gründete: übrigens ein Jüngling von einnehmender Gestalt und liebenswürdigem Betragen, der durch seine persönliche Eigenschaften, durch die Erinnerung an seines Vaters trauriges Schicksal und durch seine eigne ungewisse und gefahrvolle Lage, alle Herzen für sich gewann. Der Cardinal begünstigte ihn, wenn auch nur dem Scheine nach, in allen seinen Ansprüchen, schmeichelte ihm in allen seinen Hoffnungen, und wußte zu gleicher Zeit die Furcht des Regenten, indem er ihm seinen neuen Nebenbuhler von der gefährlichsten Seite zeigte, so künstlich zu nähren und zu steigern, daß er den schwachen Mann zuletzt mit unumschränkter Gewalt beherrschte.

Sobald er dies erreicht hatte, glaubte er sich stark genug, zwei große Plane zur Ausführung zu bringen. Die Verbindung mit England sollte zerrissen, die lutherische Religion sollte gestürzt werden. Arran bequemte sich, beides zu befördern. Obgleich von einem unvermeidlichen Kriege mit England bedroht, entsagte er förmlich dem Englischen Bündnisse und dem Heirathsvertrage; obgleich der gerechten Vorwürfe, der Erbitterung und der Rache einer mächtigen Partei in seinem Lande gewiß, schwur er feierlich und öffentlich die Lehre der Reformatoren ab, und warf sich dem Könige von Frankreich, den Katholiken, und dem Cardinal in die Arme.

Jetzt stand diesem thätigen und verschlagenen Prälaten nur noch ein einziges Hinderniß im Wege. Lenox, dessen er sich bis dahin als eines brauchbaren Werkzeuges bedient hatte, der aber nun die Erfüllung dessen, was ihm bestimmt verheißen, oder doch in der Ferne gezeigt worden war, erwartete, mußte muthlos gemacht, und wo möglich entfernt werden. Die Lebhaftigkeit und der Ungestüm dieses jungen Mannes beschleunigte, was die Kunst des Cardinals vielleicht erst spät und allmälich zur Reife gebracht hätte. Sobald er nur ahndete, daß er hintergangen war, verschloß er seine Wut keinen Augenblick in sich, trat öffentlich zu der Partei über, welche England und den Protestantismus begünstigte, erklärte seinen Feinden den Krieg, und ergriff die Waffen gegen sie. Nichts erwünschteres konnte der Gegenpartei widerfahren: denn Lenox vermogte zu wenig, um sie durch solche Maßregeln in Schrecken zu setzen. Nach einigen mißlungenen Versuchen mußte er den ungleichen Kampf aufgeben und (1544.) seine Zuflucht in England suchen, wo ihm Heinrich VIII. seine Nichte Margarethe Douglas, die Tochter der Königinn Margarethe von Schottland aus ihrer zweiten Ehe mit dem Grafen von Angus, zur Gemahlinn gab.

Cardinal Beaton stand nun am Ziel aller seiner Wünsche: sowohl der Regent als die Königinn Mutter waren in seiner Gewalt: durch seine Rathschläge hatten sie über England, über die Ketzerei, und über Leinor triumphirt: ohne seine Genehmigung durften sie keinen Schritt von der geringsten Wichtigkeit wagen. Aber das Gefühl einer so großen Macht schläferte nach und nach die Wachsamkeit und Klugheit, wodurch der Besitzer sie erworben hatte, ein, und ließ den zerstörenden Leidenschaften, von denen sein Gemüth voll war, freien Lauf. Er behandelte seine zahlreichen Gegner mit Hochmuth und Verachtung: er ließ gegen die Anhänger des reformirten Glaubens Verfolgungen ausbrechen, welche die Hälfte der Nation empörten. Seine unmenschliche Grausamkeit gegen George Wiseart einen sehr beliebten Protestantischen Prediger, den er trotz der Einrede des Regenten zum Tode verdammen, und, um sich selbst an dem gräßlichen Schauspiele zu weiden, unter den Fenstern des Erzbischöflichen Pallastes zu St. Andrews verbrennen ließ, vollendete den allgemeinen Haß, den man ihm längst gewidmet hatte und wurde die unmittelbare Veranlassung zu seinem Untergange. Normann Leslen, der älteste Sohn des Grafen Rothes, verband sich mit funfzehn gleichgesinnten Freunden, und faßte den verwegenen Entschluß, den Cardinal in seiner eigenen Burg, in der Mitte seines zahlreichen Gefolges, anzugreifen. Es gelang ihnen sich in einer frühen Morgenstunde, durch ein so eben geöffnetes Thor einzuschleichen, ohne alles Geräusch einen der noch schlafenden Diener nach dem andern aus dem Schlosse zu schaffen, und so ungestört bis in das innere Gemach des Cardinals vorzudringen, den sie hier in einem Taumel von Wut und Rachsucht unter den heftigsten Verwünschungen ermordeten (1546).

Alle eifrige Katholiken, alle Anhänger der französischgesinnten Partei, die verwittwete Königinn und selbst der

Regent (obgleich innerlich froh über die Befreiung von einem so läſtigen und gebieteriſchen Vormunde) erfüllten das Reich mit Wehklagen und Geſchrei, als ſie dieſen unerwarteten Schlag vernahmen; und die Urheber deſſelben würden ihrer Strafe nicht entgangen ſeyn, wenn ſie ſich nicht auf den Beifall einer ſehr zahlreichen, von mächtigen Männern angeführten Volksclaſſe, vorzüglich aber auf die Unterſtützung des Königes von England hätten verlaſſen können. Heinrich VIII. hatte den Bruch des Heirathsvertrages und die vereitelte Hoffnung, die Schottiſche Krone auf ſeines Sohnes Haupte zu ſehen, nicht vergeſſen, und ſetzte ſich gerade damals in Bereitſchaft, ſeinen Antrag wegen der Erneuerung des vorigen Bündniſſes durch eine zahlreiche Armee zu unterſtützen. Aber zwiſchen den Entwurf und die Ausführung ſtellte ſich der Tod, der ſeiner, obgleich tyranniſchen und grauſamen, doch überaus merkwürdigen, thatenreichen und in ihren entfernten Folgen ſogar wohlthätigen Regierung ein Ende machte. (1547.)

Der Regentſchaftsrath, welcher während der Minderjährigkeit Eduard des VI. an der Spitze der Engliſchen Staatsverwaltung ſtand, glaubte ſich verpflichtet, die große Unternehmung nicht ſinken zu laſſen, und der Graf von Hertford, der ſo eben unter dem Titel eines Herzogs von Sommerſet zum Protector ernannt worden war, rückte mit einer Armee von 18000 Mann, die eine Flotte von 60 Schiffen unterſtützen ſollte, an die Schottiſche Gränze. Er drang bald bis in die Gegend von Edinburg vor: als er dort aber eine Schottiſche Armee, die der ſeinigen weit überlegen war, antraf, dachte er auf einen Rückzug, und eröffnete leidliche Friedensvorſchläge. Die unzeitige Hitze der Schottiſchen Heerführer gab plötzlich der Sache eine andre für ſie ſelbſt höchſt unglückliche Wendung: in einem Augenblicke, wo nur eine Schlacht die Engländer retten konnte, boten ſie ſelbſt ihnen dies einzige Rettungsmittel an; die Engländer erwarteten ſie, zwiſchen Muſſelburg

und Pinken) und trugen unvermuthet einen der glorreichsten und vollständigsten Siege, die je in dem blutigen Kampfe zwischen den beiden benachbarten Nationen erfochten worden waren, davon.

Die Schlacht bei Pinken erwarb den Engländern nichts als Ruhm: weit entfernt ihnen wesentliche Vortheile zuzuwenden, bewirkte sie die gänzliche Vereitelung aller ihrer auf Schottland gerichteten Plane. Sommerset fühlte sein Ansehen in England, wo bald nachher der schrecklichste Sturm über ihn ausbrach, nicht befestigt genug, um einen grosen und zusammenhängenden Wirkungsplan zu verfolgen, und muste sich mit einzelnen, unbedeutenden, abgerissenen Fortschritten begnügen, die ihn dem Hauptzweck nicht sonderlich näher brachten. — Mittlerweile wuchs, so wie das Bedürfniß einer innigern Vereinigung mit Frankreich dringender ward, auch die Neigung zu einer solchen Vereinigung von einem Tage zum andern. Der Gedanke, sein Vaterland in eine Englische Provinz verwandelt zu sehen, war von jeher der schrecklichste für einen patriotisch gesinnten Schotten, und selbst die Freunde der protestantischen Religion hatten nur schüchtern und schwankend dem gefährlichen Heirathsvertrage beigestimmt, der jezt mit gewaffneter Hand zur Vollziehung gedrängt werden sollte. Alle Augen waren auf Frankreich gerichtet, und die verwittwete Königinn, die seit dem Tode des Cardinals die erste Person im Staate war, arbeitete unermüdet daran, diese erwünschte Stimmung der Nation zu unterhalten und zu befestigen. Sie gewann den Regenten, indem sie ihm im Namen des Königs von Frankreich eine ansehnliche Pension und den Titel eines Herzoges von Chatelherand antrug: Die Geistlichkeit war ihren Absichten mit ganzer Seele zugethan. Durch eine Menge günstiger Umstände ermuntert, wagte sie es, den versammelten Grosen anzukündigen, daß unter keiner andern Bedingung, als, wenn sie sich entschlössen, die junge Königinn dem

Dauphin zur Ehe zu versprechen, und ihre Person von Stunde an dem Französischen Hofe anzuvertrauen, wirksame Hülfe von Frankreich zu erwarten wäre Einige einsichtsvolle in die Ferne blickende Patrioten, einige redliche vom Parteigeiste unbefleckte Mitglieder mißbilligten das gewagte Spiel, und erklärten es für thöricht, die Unabhängigkeit Schottlands an Frankreich zu verlieren, um sie gegen England zu behaupten. Aber ihre schwache Stimme erhob sich umsonst und die Vorschläge der Königinn siegten. Die Französische Flotte, mit welcher Heinrich II. so eben eine Armee von 6000 Mann nach Schottland geschickt hatte, befand sich noch an der Küste: die junge Königinn wurde eingeschifft, und kam glücklich in Frankreich an. Maria hatte damals (1548) ihr sechstes Jahr erreicht.

Nachdem es der verwittweten Königinn gelungen war, diese außerordentliche Maßregel durchzusetzen, nahmen ihre Wünsche und Hoffnungen einen neuen Schwung, und sie konnte nun bei nichts geringerm als dem förmlichen und ausschließenden Besitze der Regentschaft stehen bleiben. Mit aller Feinheit einer ausstudirten Staatskunst warb sie, um sich diesen letzten entscheidenden Schritt zu sichern, um die Freundschaft der täglich mächtiger werdenden Protestantischen Partei, und war so glücklich, sie durch freundschaftliche Behandlung und reizende Verheißungen in ihr Interesse zu ziehen. Ihres Beistandes gewiß, unternahm sie eine Reise nach Frankreich, und ließ von dort aus den Grafen von Arran zu einer freiwilligen Abtretung der Regentschaft auffordern. Die geschickten Unterhändler deren sie sich bediente, um diesem seltsamen Antrage Eingang zu verschaffen, wußten alle Triebfedern der Hoffnung und der Furcht in diesem schwachen Gemüthe zu gleicher Zeit in Bewegung zu setzen; er erlag unter ihren Künsten, und versprach, der Königinn bei ihrer Rückkehr nach Schottland sein hohes Amt zu überliefern (1551.). Des Regenten natürlicher Bruder, der seit Beatouns Tode Erzbischof von

St. Andrews war, brachte es zwar durch ſeine Klugheit und Entſchloſſenheit dahin, daß dieſer demüthigende Vergleich noch einmal aufgehoben, und die Königinn in ihrer erſten Erwartung getäuſcht ward: aber die Beharrlichkeit dieſer thätigen Fürſtinn, das Zureden des Königes von Frankreich, der mächtige Einfluß der Proteſtanten und zuletzt die Willenäußerung der jungen Königinn ſelbſt, die ſich immer mehr und mehr ihrer Volljährigkeit näherte, bewogen Arran zur unwiderruflichen Einwilligung, und die Königinn Mutter wurde vom Parlamente (1554) zur Regentinn ernannt.

Da die Verbindung mit Frankreich die Grundfläche aller ihrer Macht, folglich auch die beſte Stütze zur Sicherſtellung ihrer neuen Würde war, ſo ging von nun an ihr ganzes Beſtreben darauf hinaus, dieſe Verbindung immer feſter und dauernder zu machen. Nichts konnte ſo unmittelbar zu dieſem Zwecke führen als die wirkliche Vermählung des Dauphins mit der jungen Königinn, und nichts lag ihrer Mutter dringender am Herzen. Der geheime Widerſtand des Erzbiſchofs von St. Andrews und des Hauſes Hamilton, mußte der Uebermacht der zahlreichen Freunde der Regentinn, und beſonders dem Einfluß der Proteſtanten, welche dieſe Heirath (ſo wenig ſie auch mit ihrem wahren Vortheile zuſammen ſtimmte) damals vorzüglich begünſtigten, weichen, und das Schottiſche Parlament ſchickte Abgeordnete, zur feierlichen Einwilligung bevollmächtigt, nach Frankreich.

Es iſt merkwürdig genug, daß ſelbſt unter den Rathgebern des franzöſiſchen Monarchen, über dieſe dem Anſcheine nach ſo glänzende Verbindung nicht durchgehends eine und dieſelbe Meinung herrſchte. Der Connetable von Montmorency hatte ſeinen ganzen Credit und ſeine ganze Beredſamkeit dagegen aufgeboten. Er ſah ſie einzig und allein als die Quelle eines ungeheuren Zuwachſes von Macht und Einfluß für das Haus Guiſe, und eben des-

halb, weil er die gefahrvollen Unternehmungen dieſes Hauſes ſchon ahndete, nicht als eine Wohlthat für ſein Vaterland an. Er war aber ſeit der Schlacht bei St. Quintin (1557.) ein Gefangener in den Händen der Spanier. Die Gebrüder Guiſe, auf welche Heinrich II. ſein höchſtes Vertrauen ſetzte, ließen kein Ueberredungsmittel unbenutzt, und die eigene heftige Neigung des Dauphins vollendete das Werk.

Maria hatte, als ſie mit dem Dauphin vermählt ward, noch nicht die Hälfte ihres ſechszehnten Jahres zurückgelegt. Die, welche ſie damals, welche ſie überhaupt noch in ihrer Blüthezeit ſahen, ſprechen von den Reizen ihrer Perſon, von der unwiderſtehlichen Anmuth ihres Betragens, und von der Liebenswürdigkeit ihres ganzen Weſens, in Ausdrücken, die, ſelbſt wenn von Fürſten die Rede iſt, nur allein die Begeiſterung der Wahrheit einzugeben pflegt. Die blendende Weiße ihrer Haut, durch braune Locken gehoben, die ſeltene Zartheit ihrer Glieder, ſelbſt die ausgeſuchte Feinheit ihrer Geſichtszüge, waren nur untergeordnete Zierden gegen jene, welche, dem Geiſte näher verwandt, in der lieblichen Geſtalt das ſchöne Innere enthüllten, gegen den Zauber ihrer ſeelenvollen Augen, gegen die Holdſeligkeit ihrer beredten Blicke, gegen die edle Grazie ihrer Bewegungen. Ihre Schönheit bedurfte keines äußern Schmucks und vertrug ſich mit jedem, hob das einfachſte Gewand, und ließ ſich durch die Krümmungen und Falten des künſtlichſten nicht verdunkeln; nachdem ſie oft genug mit allen Moden der gebildeten Nationen geſpielt und in allen geglänzt hatte, erſchien ſie einſt in der eigenthümlichen Tracht ihres rohen Vaterlandes, und das allgemeine Entzücken ſagte ihr, man habe ſie niemals ſchöner geſehen. Wenn ſie die Laute ſchlug, vergaß man die Süßigkeit ihrer Töne über den reizenden Formen der Hand, die dieſe Töne hervorlockte: ihre Stimme war ſo melodiſch, daß ſie in der bloßen Rede wie Geſang bezauberte. Man-

nichfaltige Talente und Geiſtesgaben begleiteten dieſen Reichthum körperlicher Vorzüge. Der Sitte ihres Zeitalters gemäß, welches innere Bildung noch nicht von Gelehrſamkeit zu unterſcheiden vermogte, hatte ſie ſich frühzeitig in das trockene Studium der Sprachlehre und Redekunſt vertieft, und in ihrem vierzehnten Jahre den franzöſiſchen Hof durch eine ſelbſtverfertigte lateiniſche Rede zum Lobe der Wiſſenſchaften überraſcht. Aber Muſik und Dichtkunſt waren ganz eigentlich ihr Feld, und die Lieblingsbeſchäftigung ihrer beſſern Tage. Ihre Zeitgenoſſen bewunderten was ſie ſchrieb, und Ronſard, den ihr Jahrhundert den Fürſten der Dichter nannte, räumte ihren dichteriſchen Verſuchen eine ehrenvolle Stelle im Gebiete der Kunſt ein. Bei ſo vielen glänzenden Eigenſchaften ſchien dennoch das Schickſal dieſer liebenswürdigen Prinzeſſinn mit ihren Anlagen im Widerſpruche zu ſtehen: ihr leichtes, offenes, ſorgloſes Herz war weit weniger für die Feſſeln und für das Geräuſch eines Thrones, als für die Ungebundenheit und Ruhe eines gemächlichen Privatlebens geſchaffen: und es ließ ſich mit groſſer Gewißheit voraus ſagen, daß ſie in kritiſchen und verwickelten Lagen, mehr Weib als Königinn ſeyn, daß ſie den Anſtand der Majeſtät, vielleicht ſelbſt den ſtrengen Ernſt einer hohen Berufspflicht, der Neigung zu gefallen, und einer überwiegenden Sehnſucht nach freiem Lebensgenuſſe aufopfern würde.

Die Vermählungs-Feier ging mit groſſer Pracht, in Gegenwart des Königs, des verſammelten Hofes und der Schottiſchen Abgeordneten vor ſich. Die Letztern hatten ſich nicht geweigert, den Dauphin König von Schottland nennen zu laſſen, ſo lange ſie hinter dieſem Titel keinen weſentlichern Anſpruch vermutheten. Die Sache zeigte ſich ihnen aber in einem ernſthaftern Lichte, als man von franzöſiſcher Seite zu begehren anfing, daß dem Gemahl der Königinn der Genuß aller ihrer Majeſtätsrechte auf Lebenszeit zugeſtanden, daß er als wirklicher

mitregierender Königin anerkannt, oder, wie man es ausdrückte, mit der ehelichen Krone (matrimonial crown) geziert werden mögte. Dies zu bewilligen, glaubten sich die Abgeordneten nicht befugt, und als der Antrag ins Parlament gebracht wurde, fand er einen lebhaften Widerstand. Die Thätigkeit und Geschicklichkeit der Regentinn wußte jedoch alle Schwierigkeiten zu überwinden, und mit Hülfe der Protestantischen Partei gelang es ihr endlich, auch diesen letzten Wunsch erfüllt, und alles, was sie für Frankreich mit so ausgezeichnetem Erfolge gethan hatte, gekrönt zu sehen.

Sie hatte nun einige Jahre lang durch die Weisheit der Grundsätze, nach welchem sie ihr Regierungssystem ordnete, und durch die Festigkeit und Beharrlichkeit, womit sie an diesen Grundsätzen hing, bei mannichfaltigen Veranlassungen zu den gefährlichsten Unruhen, einen ununterbrochenen Frieden, und mitten in der Gährung der gewaltigsten Factionen ein bewundernswürdiges Gleichgewicht erhalten. Ohne das Interesse der Katholischen Partei gänzlich sinken zu lassen, hatte sie sich nicht allein den Gehorsam, sondern sogar die Freundschaft der Protestantischen gesichert, und unter ihrem Beistande Plane, die in den friedlichsten Zeiten nicht ohne Schwierigkeit durchgesetzt worden wären, ausgeführt. Sich selbst und ihren eignen Maximen überlassen, hätte sie dieses glückliche Verhältniß wahrscheinlich noch lange genährt, und vielleicht den Grund zu einem dauernden Frieden für Schottland, und zu einer ruhigen und glorreichen Regierung für die junge Königinn gelegt: denn Mäßigung, Gerechtigkeitsliebe, Billigkeit und Sanftmuth waren die herrschenden Züge in ihrem Charakter, und die Gabe durch leise Behandlung und lindernde Maßregeln die verwickeltsten Knoten zu lösen und die hartnäckigsten Hindernisse zu überwinden, ihr eigenthümliches und hervorstechendes Verdienst. Aber eine unbeschränkte Zärtlichkeit für ihre Brüder, und eine fast blinde Hinge-

tung in jeden auf die Vergrößerung des Hauses Guise berechneten Plan, machte sie, wider ihre Neigung, zum Werkzeuge einer eben so bösen als verderblichen Politik: und der wilde schrankenlose Ehrgeiz der Häupter dieses Hauses störte den Frieden ihrer letzten Jahre, so wie er das Glück und die Ruhe ihrer Tochter auf immer untergrub.

Die erste Veranlassung zu den traurigen Scenen, die sich jetzt eröffnen, gab das Absterben der Königin Maria von England (1558.). Sie war ihrem Bruder Eduard dem VI. den der Tod im sechszehnten Jahre seines Alters hinweggerafft hatte, ohne alle Schwierigkeiten in der Regierung gefolgt; und die Englische Nation sah, als sie starb, die Thronfolge ihrer Schwester Elisabeth für eben so unbedenklich, als vorhin die ihrige an. Dafür galt sie aber in den Augen derer nicht, welche, in strenger Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der katholischen Religion, die Ehescheidung Heinrich des VIII. von seiner ersten Gemahlinn als ungültig, seine Verheirathung mit der Mutter der Elisabeth für nichtig, und diese Prinzessinn selbst als außer der Ehe erzeugt, betrachteten. War diese, nach der damaligen Lage von England und nach der Denkungsart des größten Theils der Bewohner dieses Reichs, unstatthafte Vorstellung gegründet, so hatte die Nachkommenschaft der Königinn Margaretha, Schwester Heinrich des VIII. folglich Maria Stuart jetzt das nächste Recht zur Englischen Krone, und dieses Recht wollte das Haus Guise, das schon in seinen kühnen Gedanken über der ganzen Brittischen Insel thronte, behaupten. Sobald die Nachricht vom Tode der Königinn Maria einlief, mußte der Dauphin und seine Gemahlinn den Titel des Königes und der Königinn von England annehmen, sich des Englischen Wappens bedienen, und den Anspruch, der durch diese gewagte Schritte bezeichnet werden sollte, gleichsam vor ganz Europa öffentlich zur Schau tragen: ein unseliges Unternehmen, der erste Keim zu dem finstern und tödtlichen

Haſſe gegen Maria, der in dem Herzen der Eliſabeth nachher ſo tiefe und unzerſtörbare Wurzeln ſchlug.

Eliſabeth war die Hoffnung, die Stütze und die natürliche Bundesgenoſſinn der Proteſtantiſchen Partei in Schottland. Von dem Augenblick an, da das Haus Guiſe in offne und muthwillige Feindſeligkeiten gegen jene Monarchinn ausbrach, konnte es auf kein Vertrauen bei dieſer mächtigen Partei, auf keine Eintracht mit derſelben mehr rechnen. Die Regentinn ſuchte zwar dem förmlichen Bruch, ſo lange noch die Möglichkeit des Friedens übrig blieb, vorzubeugen; zuletzt aber ergab ſie ſich in den verderblichen Willen ihrer Brüder, erklärte ſich für eine Feindinn derer, die mehrere Jahre lang ihre beſten Stützen geweſen waren, und fing an die Proteſtantiſchen Prediger zu verfolgen. Der Zeitpunkt konnte nicht übler gewählt werden. Die Anhänger der Reformation hatten gerade damals eine Stärke, ein Anſehen und eine Conſiſtenz gewonnen, die Jeden, der den wahrſcheinlichen Ausgang der Dinge mit Einſicht und Kaltblütigkeit zu beurtheilen verſtand, von einem Kampfe mit ihnen unfehlbar zurückſchrekken mußte. Sie hatten im Jahre 1557 einen Bund auf Leben und Tod geſchloſſen, und ſeit dieſer Zeit den Namen der Congregation angenommen. Sie waren bereit, für die Lehre, die ſie bekannten, alle Güter der Welt in die Schanze zu ſchlagen, und auch ihr Blut in der ſtandhaften Vertheidigung dieſer Lehre nicht zu achten. Die Regentinn hatte kaum den erſten entſcheidenden Schritt gewagt, und auf die Nachricht, daß die reformirte Religion zu Perth öffentlich gelehrt würde, die Prediger derſelben vor einen Gerichtshof rufen laſſen, als ein fürchterlicher Volksaufſtand in jener Stadt die Aufforderung mit einem allgemeinen Sturme auf Kirchen, Altäre und Bilder beantwortete. Bald folgte dieſem rohen und unregelmäßigen Ausbruche ein überlegtes und planmäſſiges Vertheidigungs- und Angriffsſyſtem. Johann Knox, der vor-

nehmſte unter den Schottiſchen Reformatoren, ein Mann, der einen großen und thätigen Geiſt mit einem wilden, unbeugſamen Charakter, und die Beharrlichkeit eines durch ſtrenge und ehrwürdige Grundſätze geſtählten Gemüths mit allem Ungeſtüm eines rohen Fanatikers vereiniate, war gerade in dieſem bedenklichen Augenblicke aus Genf, wo er einige Jahre in ſelbſt-gewählter Verbannung zubrachte, zurückgekehrt, und feuerte ſeine Freunde und Schüler zum kraftvollſten und unermüdeten Widerſtande an. Sie ergriffen die Waffen gegen die Regentinn, nöthigten ſie mehr als einmal vor ihnen zu fliehen, zwangen ſie zu mehr als einem demüthigenden Vergleiche, und führten den reformirten Gottesdienſt in mehreren der wichtigſten Städte des Reiches ein.

Vielleicht wäre noch nach dieſen erſten kriegeriſchen Auftritten Ruhe und Eintracht zurückgekehrt und eine dauerhafte Verſöhnung zu Stande gekommen, wenn die allmäliche Veränderung, die ſich zu dieſer Zeit in den Verhältniſſen und Geſinnungen des Franzöſiſchen Hofes zutrug, zur Reife hätte gedeihen können. Seitdem der Connetable von Montmorency durch ſein eignes Verdienſt und durch die Protection der Herzoginn von Valentinois, der berühmten ſechszigjährigen Favoritinn des Königes, zur höchſten Gunſt emporgeſtiegen war, fiel der Credit des Hauſes Guiſe merklich, und man fing an, gemäßigteren Grundſätzen über die Schottiſchen Angelegenheiten Raum zu geben. Aber der unerwartete, plötzliche Tod Heinrich des II. (1559.) ſtürzte alles wieder in den vorigen Zuſtand zurück. Der Herzog von Guiſe und der Cardinal von Lothringen bemächtigten ſich, nachdem ein ſechszehnjähriger Prinz, und der Gemahl ihrer Nichte den Thron beſtiegen hatte, der unumſchränkten und ungetheilten Herrſchaft. Ihre Macht und die Katholiſche Religion in Schottland triumphiren zu ſehen, war von jeher einer ihrer Lieblingsentwürfe geweſen: der Entſchluß, ihre Schweſter wirkſam zu unterſtü-

tzen, ward also schnell gefaßt und ausgeführt. Gerad als die Regentinn sich in den mislichsten Umständen b fand, landete ein kleines Heer von tausend Mann franzö sischer Truppen in Schottland, und belebte sie mit neue Hoffnung und neuem Muthe. Um diesen ersten Beistan gleich aufs vortheilhafteste zu benutzen, entschloß sie sich die Stadt Leith, welche ihre Lage und die Nähe von Edin burg zu einem wichtigen Posten machte, zu befestigen, un durch französische Mannschaft besetzen zu lassen: und un geachtet dieser Schritt, einer förmlichen Erklärung, da hier nun das Hauptquartier fremder Truppen, und gleich sam der Mittelpunkt einer fremden Herrschaft errichte werden sollte, gleichgalt, so war doch nichts im Stande sie davon zurückzubringen. Sie überließ sich mehr als je mals jenen trämmerischen Aussichten und Erwartungen die sie gegen das allgemeine Geschrei, wie gegen die gründ lichsten Vorstellungen und ernsthaftesten Drohungen de Protestanten, betäubten.

Die Anführer der Congregation sahen jetzt keine an dere Rettung mehr, als in einem verzweifelten Entschlusse Sie hielten eine Versammlung, der es bei der großen An zahl ihrer zum Theil sehr mächtigen Anhänger an Glan und Würde nicht fehlte, und setzten die verwittwete Kö nigimn förmlich von der Regentschaft ab. Ein so rascher, verwegner Schritt machte neue Hülfsmittel und neue Ver bindungen nöthig. Um Frankreich zu widerstehen, mußt man nichts geringeres als England ins Feld stellen kön nen. Der Protestantische Adel fühlte es, und sendete seine Deputirten an die Königinn Elisabeth ab.

Der Herzog von Chatelherand, ehemaliger Re gent von Schottland, den die Nichtigkeit seines Charakters und das Gedächtniß alter Kränkungen von neuem zum Protestantismus zurückführte, den er schon einmal aus Ehrgeiz und Schwäche ergriffen und aus gleich verächtli chen Bewegungsgründen wieder verlassen hatte; und der

Graf Arran, sein Sohn, so eben den Verfolgungen des Hauses Guise, welches durch seine öffentliche Hinrichtung in Frankreich dem Katholizismus ein glänzendes Opfer bringen, und die Französischen Reformations-freunde auf einmal niederdonnern wollte, entronnen, galten dem Namen nach für die Oberhäupter der Partei, die diese entscheidende Maßregel ergriff: aber ihr wahrer Anführer und die Seele aller ihrer Unternehmungen war Jakob Stuart, Prior von St. Andrews, der natürliche Sohn Königs Jakob des V. mit einer Tochter des Lord Erskine erzeugt. Der Vater hatte ihn, um gefährlichen Anmaßungen von einer Seite und ärgerlichen Beschwerden von der andern vorzubeugen, dem geistlichen Stande bestimmt; aber ein lebhaftes Gefühl ungemeiner Talente, persönlicher Muth, und das Bewußtseyn gleich großer Fähigkeit zu den wichtigsten Geschäften des Kabinets und des Feldes, schränkten das aufstrebende Gemüth weit über diese enge Sphäre hinaus, und sein fester Eifer für die Reformation, seine kluge Kaltblütigkeit in der Gefahr, seine auszeichnende Brauchbarkeit bei jeder großen Unternehmung erwarb ihm das unbegränzte Vertrauen und die zärtlichste Hochachtung der Protestanten. Der zweite nach ihm, wenn gleich nicht im Range, doch an ausgebreiteter vielseitiger und unermüdeter Wirksamkeit, und in Rücksicht auf Geistesgaben keinem untergeordnet, war Maitland von Lethington, mehrere Jahre Staatssecretair im Dienste der verwittweten Königinn. Er hatte sich erst ganz neuerlich, aus Mistrauen gegen die Französischen Räthe, seines Amtes begeben, und zu den Anführern der Congregation gesellt, denen er einen in allen Staatskünsten gewiegten Kopf, tiefe Sachkenntniß, und die Früchte einer langen, mit Einsicht und Scharfsinn benutzten Erfahrung überbrachte. Dieses wichtigen Proselyten bediente sich die Congregation, um die Unterhandlungen am Englischen Hofe zu betreiben.

Elisabeth fühlte sich von Anfange an im hohen Grade geneigt, die Sache der Schottischen Protestanten in Schutz zu nehmen: und Sir William Cecil, der weiseste und geehrteste ihrer Minister überzeugte sie bald, daß das Staatsinteresse dieselben Maßregeln gebot, die ihre Neigung begünstigte. Nachdem sie mit den Häuptern der Congregation einen förmlichen Vergleich geschlossen hatte, ließ sie eine Armee von 8000 Mann unter der Anführung des Lord Gray in Schottland einrücken, indeß eine Flotte von dreizehn Kriegesschiffen, zur Unterstützung der Armee bereit, im Meerbusen des Forth kreuzen mußte. Die Französischen Truppen, welche sich nach und nach im Lande gesammelt hatten, waren noch nicht zahlreich genug, es mit einer solchen Macht im offenen Felde aufzunehmen, und das Mißverhältniß zwischen ihren Kräften und den Kräften der Gegenpartei ward täglich größer, da die ansehnliche Unterstützung, die der Marquis d'Elboeuf, der jüngste Bruder der Regentinn, zuführen sollte, durch widrige Winde zurückgeschlagen worden war, und dagegen das Englische Heer, nicht nur von den Anhängern des Protestantismus unaufhörlich vermehrt, sondern selbst von manchem Katholiken, der Frankreichs Herrschaft und den Untergang der Schottischen Unabhängigkeit fürchtete, begünstiget ward. Bei diesen Umständen zogen sich die Französischen Truppen, nach einigen unnützen Verheerungsmärschen in der Grafschaft Fife, auf Leith zurück, und bald nachher wurde dieser Platz von der Englischen Armee umringt.

Das ganze Schicksal des Krieges hing nun von dem Ausgange einer Belagerung ab, welche Anfangs mit abwechselndem Glücke geführt ward, bald aber eine für die Wünsche der Belagerer unverkennbar vortheilhafte Wendung nahm. Im dritten Monate derselben starb die verwittwete Königinn auf dem Schlosse zu Edinburg, wohin sie ihre Zuflucht genommen hatte, selbst von ihren Feinden bedauert, und von den erbittertsten nicht ohne Schüchternheit

mildernde Einschränkungen verdammt. Kurz vor ihrem
de begehrte sie eine Unterredung mit dem Prior von
Andrews, dem Grafen Argyle, und einigen andern
ds der Congregation, und äußerte über ihre eigne Staats-
waltung und über das künftige Schicksal des Reichs,
h in ihren letzten Augenblicken Gesinnungen, die ihre
nkungsart und ihren Charakter in einem ehrenvollen
te erscheinen ließen. Mit ihr verlor die sinkende Macht
Katholiken ihre wichtigste Stütze: und da um diese
der Französische Hof, und besonders die Prinzen des
uses Guise, durch die Verschwörung von Amboise er-
eckt, den innern Gährungen Frankreichs alle ihre Auf-
ksamkeit und bald alle ihre Kräfte widmen mußten,
ward eine gütliche Beendigung des Schottischen Krie-
ein dringendes Bedürfniß für ihre Partei. Um zu
em Zweck zu gelangen, wurden zwei der geschicktesten
erhändler dieser Zeit, Montluc Bischof von Valence,
Randon, aus Frankreich nach Schottland geschickt,
Elisabeth stellte ihnen zwei nicht minder geübte,
tton, Dechant von Canterburn, und ihren ersten
atssecretair Cecil entgegen. Sie schlossen zu Edin-
einen Vergleich ab, durch welchen festgesetzt wurde:
sowohl die Französische als Englische Armee sogleich
ottland verlassen; daß der König und die Königinn von
ankreich sich des Englischen Wappens und Königsti-
nicht weiter bedienen; daß in Zukunft ohne Ver-
n des Parlaments kein Krieg erklärt und keine frem-
Truppen ins Land gebracht, die Festungswerke von
und Dunbar aber geschleift werden; daß wäh-
der Abwesenheit der Monarchinn ein Staatsrath von
f Personen, wovon die Königinn aus vier und
nig von dem Parlamente vorgeschlagenen Candidaten
n ernennen würde, die Regierung des Landes füh-
sollte. Nachdem dieser wichtige Vergleich zu Stande
nmen war, verließen die fremden Heere das Land,

und die Häupter der Congregation riefen das Parlament zusammen.

Ihre Gewalt war durch den glücklichen Ausgang des Krieges so hoch gestiegen, daß ihnen jetzt keine ihrer Erwartungen zu kühn, keine ihrer Absichten unerreichbar dünkte. Das Parlament faßte auf ihren Antrag verschiedene Gesetze ab, welche neue Glaubensartikel einführten, die Gerichtsbarkeit der Geistlichen vernichteten, die Messe und alle andere Gebräuche des Katholischen Gottesdienstes unter Androhung der härtesten Strafen untersagten. Als diese furchtbaren Statute, welche die alte Landesreligion auf immer über den Haufen warfen, durch einen besondern Abgeordneten nach Frankreich gebracht und der Königinn zur Genehmigung vorgelegt wurden, versagte sie ihnen diese Genehmigung unbedingt und nachdrücklich; was aber noch weit merkwürdiger war, sie weigerte sich, den Vertrag von Edinburg zu bestätigen. Jenes war von keiner sonderlichen Wirkung: denn das Parlament und die Protestantischen Lords brachten ihre neue Gesetze nichts desto weniger zur Ausführung; dieses hatte Folgen von ganz andrer Wichtigkeit, weil es das Mißtrauen und die Erbitterung der Elisabeth, die Quelle manches so großen und traurigen Vorfalls in den folgenden Jahren, mehr als irgend ein andrer Umstand in dem bisherigen Verhältnisse zwischen den beiden Königinnen, anfeuerte und belebte.

Gleich darauf trug sich eine Begebenheit zu, welche in dem Schicksal der Maria eine sehr wesentliche Veränderung hervorbrachte. Franz II. endigte seine kurze und ohnmächtige Regierung, nachdem er kaum siebenzehn Monate den für ihn leeren Titel eines Königes von Frankreich geführt hatte, im achtzehnten Jahre seines Lebens. Sein Tod verrückte auf einige Zeit die ungeheuren Plane der Prinzen von Guise, und zwang sie, die ausschweifende Gewalt, die sie im Namen des schwachen Gemahls ihrer Nichte ausgeübt hatten, wo nicht ganz fahren zu lassen,

doch wenigstens mit andern zu theilen. Da Carl IX., des verstorbenen Königs Bruder, ebenfalls noch minderjährig war, so stellte sich seine Mutter, Catharina von Medicis, eine Frau von vielumfassendem Geiste, aber von seltener Beruhigtheit in Handlungen und Maximen, an die Spitze der Staatsverwaltung; und von diesem Augenblicke an war Maria Stuart nichts weiter als eine Privatperson in Frankreich.

Es läßt sich kaum ausdrücken, welche Freude die Nachricht von dieser Begebenheit unter den Schottischen Protestanten verbreitete. Der Tod des Königs von Frankreich befreite sie auf einmal von tausend Besorgnissen, welche die Vorstellung der entfernten und selbst der nahe bevorstehenden Zukunft bis dahin in ihnen erregen mußte. Sie konnten schlechterdings nicht erwarten, daß die Familie der Königinn die heftigen, so nahe an Rebellion gränzenden Schritte, welche sie sich, besonders seit dem Abschlusse des Edinburger Vertrages erlaubt hatten, für immer ungestraft lassen, daß nicht bei der ersten einladenden Gelegenheit, unter irgend einem leicht zu erhaschenden Vorwande, die ganze Last der politischen und religiösen Tyrannei der Guisen, vielleicht in einem Augenblicke, wo Elisabeths Hülfe nicht bereit war, auf ihre Häupter fallen würde. Und wäre gar die Ehe zwischen Franz und Maria nicht kinderlos geblieben, welche Aussichten auf ein drückendes Joch oder auf immerwährende Bürgerkriege für Schottland! Jetzt hatten sie es mit einer jungen, aus allen ihren bisherigen Verhältnissen gerissen, und aller ihrer fremden Hülfsmittel plötzlich beraubten Fürstinn zu thun, der, wenn sie sicher und glücklich regieren, oder wenn sie nur überhaupt regieren wollte, keine andere Zuflucht, als die Liebe und das Vertrauen ihrer Unterthanen gelassen war.

Maria hatte sich gleich nach dem Tode ihres Gemahls vom Hofe zurückgezogen, und nach Lothringen begeben, wo sie im Schooße ihrer Familie ihr verlornes

Glück und ihr seltsames Verhängniß beweinte. Hier ward sie von den Abgeordneten der beiden großen Parteien, in welche die Schottische Nation damals getheilt war, besucht, und dringend aufgefordert, in ihr Vaterland zurückzukehren. Leslen, nachmaliger Bischof von Roß, ein treuer Anhänger der Königinn, ihr unerschütterlicher Freund und Vertheidiger im Leben und Tode, wurde von den Katholiken geschickt; der Prior von St. Andrews erschien im Namen der Protestanten. Jener schlug ihr vor, ohne alle Begleitung und ohne alle vorhergehende Ankündigung in den nördlichen Provinzen ihres Reiches zu landen, wo ein Heer von 20,000 Mann sie in Empfang nehmen, und den rebellischen Planen ihrer Feinde auf immer ein Ende machen würde. Dieser empfahl der Königinn ein unbedingtes Vertrauen zu den Häuptern der Congregation, und der großen protestantisch-gesinnten Masse ihres Volkes, als das einzige, aber auch untrügliche Mittel zur Sicherstellung ihres Thrones, und einen offnen, feierlichen Einzug in Edinburg als die einzige einer Monarchinn würdige Art, ihr väterliches Reich zu betreten. Die Reise selbst war bald unwiderruflich entschieden: der Haß und die Eifersucht der Königinn Catharina hatte Frankreich zu einem traurigen Aufenthalt für Maria umgeschaffen, und Schottland forderte dringender als jemals ihre Gegenwart. Die Häupter des Guiseschen Hauses waren zu einsichtsvoll, um dies zu verkennen: was sich aber weniger erwarten ließ, und was ihrer Staatsklugheit Ehre macht, ist, daß sie trotz ihrer Abneigung gegen die reformirte Religion, die Königinn bewogen, den Vorschlägen ihres Bruders den Sieg über Leslens Vorschläge einzuräumen, und sich mit blinder Zuversicht der Protestantischen Partei in die Arme zu werfen.

Maria gehorchte, als sie sich zur Abreise entschloß, dem despotischen Rufe einer ernsten Nothwendigkeit: aber ihr Herz, das nur allzuzärtlich für Frankreich schlug, widerstrebte dem verhaßten Gebot. In Thränen gebadet ver-

ließ ſie das geliebte Land, wo die einzige glückliche Zeit ihres Lebens dahin geflossen war, und von den wehmüthigſten Erinnerungen, von den düſterſten Ahndungen verfolgt, beſtieg ſie zu Calais das Fahrzeug, welches ſie nach Schottland bringen ſollte. Während der Fahrt ſtand ſie unbeweglich am Hintertheile des Schiffes, die Augen ſtarr auf die zurückweichende franzöſiſche Küſte geheftet, und von Zeit zu Zeit rief ſie mit inniger Wehmuth aus: „Lebe wohl, Frankreich! ſchönes Land, das mein Auge nie wiederſieht, lebe wohl!“ Sie wich nicht eher, als bis die volle Nacht über Meer und Erde lag, und als nur der erſte Morgen dämmerte, ſuchte ihr Auge noch einmal die letzte traurige Spur des unvergeßlichen Wohnplatzes auf. Die Galeere hatte in der Nacht nur einen kurzen Weg zurückgelegt, und das erwünſchte Ufer zeigte ſich noch in einer blauen Ferne, bis endlich jeder tröſtende Schimmer zerrann, und das letzte verzweifelnde Lebewohl in dem einſamen Ozean verhallte. In ſo hohem Grade war das Gemüth der Königinn bewegt und zerrüttet, daß ſie die feindliche Erſcheinung einer Engliſchen Flotte — eine bei den bekannten Geſinnungen der Eliſabeth leicht zu erwartende, vielleicht nur durch zufällige Umſtände zurückgehaltene Erſcheinung — wünſchenswürdig fand, weil ſie vermuthete, daß dieſe die Rückkehr ihres Schiffes nach Frankreich veranlaſſen könnte. Wenn ein ſolcher Gedanke noch eine Hoffnung zu nennen war, ſo ſchwand denn auch dieſe Hoffnung fehl. Sie kam ohne Hinderniſſe und ohne Unfall in der Mündung des Forth an. Ihre drei innigen Oheime, der Herzog von Aumale, der Großprior des Maltheſerordens und der Marquis d'Elboeuf, außerdem aber d'Anville, der Sohn des Connetable von Montmorency (in der Folge eine wichtige Perſon in den bürgerlichen Unruhen Frankreichs) ein junger Mann, den die allerheftigſte Leidenſchaft für Maria beſeelte, und viele

andere Französische Edelleute aus den vornehmsten F
lien, hatten sie auf dieser Reise begleitet.

Die allgemeine Freude, welche die Ankunft de
niginn in Schottland verbreitete, ließ sie in den erste
genblicken den ungeheuren Abstand zwischen dem L
das sie verlassen hatte, und dem, worin sie forth
leben bestimmt war, nicht in seinem ganzen Umfange
ten. Ihre persönlichen Eigenschaften, ihr einschmeichl
zur Liebe hinreissendes Betragen, die Erinnerung a
mannichfaltigen Gefahren und an die romanhaften S
sale ihrer Jugend, selbst die Neuheit der Lage,
so manchen Szenen der Verwirrung und der Anarchi
Monarchinn mitten unter ihrem Volke und auf
Throne zu sehen — alles vereinigte sich um eine f
che und harmonische Stimmung der Gemüther z
wirken, und dem wilden Dämon des Parteigeistes
der Religionswuth auf einen Augenblick Fesseln anzu
Aber es war nur ein Augenblick. Nach den finstern G
sätzen der Reformatoren und nach den fanatischen V
lungen eines von ihnen geleiteten Volkes konnten al
genden und alle Reize der Welt den Flecken des S
tizismus nicht abwaschen: die wohlthätigste Regi
mußte, sobald einmal eine Papistinn an ihrer Spitze
wie die schwärzeste Tyrannei betrachtet werden: und
tausend Mann fremde Truppen waren nicht so gefä
als eine einzige Messe.

Umsonst bewies Maria durch die unzweideu
und entscheidendsten Schritte ihre gänzliche Abneigun
gen alle der Reformation nachtheilige Maßregeln; u
erklärte sie gleich nach ihrer Ankunft in einer öffent
Verordnung jedes Unternehmen wider die protestan
Lehre für ein Capitalverbrechen: umsonst hatte sie
Bruder, und Maitland von Lethington zu ihren
vertrautesten Räthen gemacht, indeß der Erzbischof
St. Andrews und andre Häupter der Katholischen

mit sichtbarer Kälte behandelt wurden: nichts konnte die unerbittlichen Eiferer befriedigen; Sie stellten in ihren öffentlichen Reden die Königinn als eine Stütze der verruchtesten Abgötterei dar; sie beteten in den Kirchen, daß Gott ihr Gemüth zum Guten lenken, oder wenn dies nicht möglich wäre, die Herzen und die Hände seiner Auserwählten gegen die Tyrannen dieser Welt stärken möchte: sie ließen dem Pöbel, der sich bei jeder Gelegenheit oft sogar während des Gottesdienstes in der Capelle der Königinn an den Katholischen Priestern vergriff, in seinen empörenden Ausschweifungen freien Lauf. Der finstre und unerbittliche Knox, dessen eisernes Herz sie durch die ausgesuchteste Leutseeligkeit ihres Betragens, und durch die schmeichelhaftesten Aeußerungen ihres lebhaften Verlangens nach Einigkeit und gutem Vernehmen mit den Protestanten, umsonst zu erweichen und zu gewinnen gestrebt hatte, wußte ihr keinen schicklichern Ehrennamen als den der Jezabel beizulegen, und war unmenschlich genug, einer liebenswürdigen Königinn in eben dem Augenblicke, wo sie vor ihm in Thränen zerfloß, die härtesten und empörendsten Beleidigungen mit der angenommenen Salbung eines alten Propheten, und mit allem Uebermuthe eines bäurischen Reformators ins Angesicht zu sagen.

Wenn diese unangenehmen Verhältnisse ihr den Aufenthalt in Schottland und den Besitz des väterlichen Thrones verbitterten, so war die Behandlung, die sie von ihrer nächsten Blutsfreundinn, von ihrer Königlichen Nachbarinn erfuhr, und die trübe Aussicht, welche diese Behandlung ihr eröffnete, nicht dazu gemacht, ihr Aufheiterung und Trost zu gewähren. Elisabeth vereinigte mit allen Eigenschaften, die einen großen Regenten bilden, und mit den gerechtesten Ansprüchen auf die Liebe und Verehrung ihres Volkes, die niedrigsten Schwachheiten, die nur einen weiblichen Charakter entstellen können, und fast jeden ungeselligen Fehler, der den Menschen im Privatleben ge-

häſſig macht. Ihre thörigte Eitelkeit überwältigte beinahe ihre edle Ruhmbegierde: ihr finſterer Argwohn nagte an den feſteſten durch Alter und Vertrauen heiligſten Verhältniſſen: ihr unduldſamer Neid ließ keinen Vorzug in Ruhe, der auch nur auf einen Augenblick die Aufmerkſamkeit ihrer Bewunderer nach einem fremden Gegenſtande ziehen konnte. Von der Natur nur ſparſam mit körperlichen Gaben ausgeſtattet, und offenbar zu einem ganz anderen Glanze als dem flüchtigen, den die Schönheit verleihen kann, beſtimmt, hing doch ihr Herz mit kindiſchem Wohlgefallen und blindem Selbſtbetruge an dem entzückenden Gedanken, daß man ſie für die reizendſte ihres Geſchlechts halten müßte; und zu eben der Zeit, da ſie durch den Einfluß ihrer weiſen und würdevollen Maßregeln das Schickſal mehr als eines Reiches entſchied, und den Zepter ihres eignen mit einer muſterhaften Geſchicklichkeit und mit einem Glücke, das in ſehr reichem Maße als der Lohn ihres Verdienſtes anzuſehen war, führte, ließ ſie ſich herab, den Schnitt, den ſie ihren Kleidern geben, die Form in die ſie ihre Haare ſchlingen, den Eindruck, den ſie in dieſer oder jener Stellung, bei dieſer oder jener Beſchäftigung machen wollte, mit einem Eifer und einer Emſigkeit zu berechnen, die man einem ſchönen und müſſigen Mädchen von achtzehn Jahren kaum zu Gute gehalten hätte. Maria mußte einer Fürſtinn von dieſer Gemüthsart in jeder Rückſicht ein Stein des Anſtoßes ſeyn. Sie war ihre Nebenbuhlerinn in allem, worin Eliſabeth ihren koſtbarſten Genuß ſuchte: Herrſchaft, Schönheit und Anſpruch auf Huldigung der Zeitgenoſſen. Die Königinn von England legte während ihrer ganzen Regierung einen ſonderbaren Widerwillen gegen jeden Schritt an den Tag, der mit der Ernennung eines Nachfolgers in der entfernteſten Verbindung ſtand. Ihr Mißtrauen ſah in der zu einer ſo glänzenden Erbſchaft berufenen Perſon, wer ſie auch ſeyn mogte, einen gefährlichen Feind, der ihr bei der erſten

vorübergehenden Unzufriedenheit, bei der ersten kleinen Beschwerde die Herzen ihrer Unterthanen entziehen, eine aufgehende Sonne, nach welcher der erwartungsvolle Blick eines Jeden, der von der untergehenden gedrückt und ermüdet war, sich kehren würde. Der Gedanke allein, daß Maria nach ihr das nächste Recht zum Throne besaß, und daß sie früher oder später genöthigt werden könnte, dies Recht förmlich anerkennen zu lassen, machte ihr diese Prinzessinn unerträglich. Aber dies Verbrechen würde vielleicht noch Verzeihung gefunden haben, wenn nicht der Ruf von den Reitzen und der Liebenswürdigkeit der Königinn von Schottland es so unendlich erschwert hätte. Dieser verhaßte Ruf erfüllte das Gemüth der Elisabeth ganz mit bitterer Mißgunst und unversöhnlicher Eifersucht. Die abgeschmackten Vergleichungen, die sie in Anfällen einer gewissen Verzweiflung des Neides öffentlich zwischen ihrer Person und der Person der Maria anstellte, die kindische und sichtbare Aengstlichkeit, mit der sie sich bei denen, welche aus Schottland kamen, nach den kleinsten Umständen erkundigte, welche das gefürchtete Gemälde der bezaubernden Königinn vollenden konnten, und die nicht zu verkennende und nicht leicht zu mißdeutende Sorgfalt, mit welcher sie die so oft verabredete Zusammenkunft zwischen ihr und Maria, die sie aus sehr triftigen Gründen scheuen mußte, vermied — dies alles schildert in einer Lebhaftigkeit und Wahrheit, wider welche einige heuchlerische Aeußerungen in Briefen und mündlichen Aufträgen nur schwach und unwirksam streiten, was Elisabeth im Innern ihrer feindlichen Seele, gegen die verlaßne, ihrer Freundschaft und ihres Beistandes so bedürftige, Schwester-Königinn empfand.

Es nahete eine Begebenheit heran, die diese Gesinnung in ihrem ganzen Umfange entwickeln und das eigentliche Verhältniß zwischen Maria und Elisabeth in seiner vollen Klarheit darstellen sollte. Die Königinn von

Schottland wurde von mehreren Europäischen Prinzen zur Ehe begehrt, ein Umstand, der, wenn man auch alle ihre persönlichen Eigenschaften bei Seite setzte, schon in politischer Rücksicht so natürlich war, daß Jeder, der ihre Lage kannte, darauf gefaßt sein mußte. König Philipp II. bot seinen Sohn Don Carlos, damals den Erben der ganzen Spanischen Monarchie, der Königlichen Wittwe zum Gemahl an: der Cardinal von Lothringen warb für den Erzherzog Carl von Oesterreich, den Sohn Kaiser Ferdinand des I.; selbst Catharina von Medicis, getrieben von der Besorgniß, daß irgend ein neues mächtiges Bündniß die Macht des Hauses Guise verstärken mögte, überwand den Hochmuth, unter dessen Ausbrüchen Maria so viel gelitten hatte, und ließ ihr die Heirath mit dem jüngsten ihrer Söhne, dem Herzoge von Anjou, der nachher als Heinrich III. den Thron von Frankreich bestieg, antragen. Elisabeth vernahm alle diese Unterhandlungen mit geheimen Schrecken: des äußern Glanzes nicht zu gedenken, den eine solche Verbindung auf ihre Nebenbuhlerinn werfen würde, schien ihr in jedem auswärtigen Prinzen, der sich mit der Königinn von Schottland verheirathete, ein neuer Prätendent zu ihrem eignen Throne, wenigstens ein gefährlicher Verfechter der Ansprüche der Maria aufzustehen. Sie erklärte sich durch Randolph, ihren Gesandten in Edinburg, in den bestimmtesten Ausdrücken gegen alle diese Heirathsentwürfe, gab ohne Umschweife zu erkennen, daß die Freundschaft zwischen beiden Reichen und beiden Regentinnen nur durch die Wahl eines in Großbrittannien einheimischen Gemahls für die Königinn von Schottland, wenn er auch kein Prinz seyn sollte, erhalten und befestigt werden könnte, und ließ sogar nicht undeutlich verheißen, daß sie, wenn diese Wahl nach ihren Wünschen ausfiele, das Erbrecht der Maria im Parlamente erörtern lassen, und sodann die Thronfolge förmlich und öffentlich festsetzen wollte.

Wenn über dem wahren Beweggrunde dieser Bet-
aften und Erklärungen noch irgend ein Zweifel obwal-
konnte, so mußte er schwinden, als endlich Elisa-
th aus dem Dunkel allgemeiner Aeußerungen hervor-
t, und den auserwählten Sterblichen nannte, dem sie
Hand der Königinn von Schottland bestimmte. Es
r kein anderer als Lord Robert Dudley, um diese
t zum Grafen von Leicester erhoben, ihr eigener
ünstling, wie England und die Welt wußte, und etwas
hr als ein gewöhnlicher Günstling, wie das Gerücht,
bt ohne in dem öffentlichen Betragen der Königinn bei
hr als einer Gelegenheit, reichen Stoff zu der Sage zu
den, flüsterte. Nur Liebe, oder irgend eine ihr ähnliche
gung, die in Elisabeths Herzen die Stelle der Liebe ver-
t, konnte ihre Vertraulichkeit mit einem jungen Manne
greiflich machen, dem außer einer schönen Figur und
nehmenden Manieren, keine Art von Verdienst, keine
t von Geistesbildung oder Talent, nicht einmal ein sanf-
und gefälliger Charakter zu Theil geworden war. Was
entlich dem Vorschlage zum Grunde lag, daß Maria
sen festgewurzelten Liebling, von dem sich nach aller
nschlichen Wahrscheinlichkeit Elisabeth keine Stunde
tte trennen können, zum Gatten wählen sollte, ist schwer,
leicht unmöglich zu entziffern. Es mochte nun aber der
unsch, die Königinn von Schottland durch einen solchen
trag zu demüthigen, es mochte die bloße Hoffnung, sie
endlose Verlegenheiten zu werfen, und den Heirathsplan
erhaupt in die Länge zu spinnen, es mochte das wilde
d regellose Treiben einer sich selbst täuschenden Leiden-
aft seyn — immer war die Gestalt, in welcher sich
isabeth bei diesem seltsamen Auftritte ihres Lebens zeigte
e der räthselhaftesten aber zugleich eine der abschreckendsten,
sie jemals ihren Zeitgenossen zum Schauspiele gab.

Maria war weit entfernt, sich in die Irrgänge der
stern Politik, oder der mehr als weiblichen Bosheit ein-

zulassen, in welchen die Fäden dieses außerordentlichen Entwurfs zu suchen seyn mogten. Sie erklärte ohne Umschweife, daß der Graf von Leicester, so wenig sie übrigens seinen Verdiensten zu nahe treten wollte, der Mann nicht sey, mit dem sie einen Thron theilen könnte, und als sie bemerkte, daß Elisabeth durch diese offene und freimüthige Weigerung sich beleidigt fand, schickte sie Melvil, einen ihrer vertrautesten und geschicktesten Räthe nach London, um das gute Vernehmen mit der Königinn von England, jedoch auf keinen Fall für den Preis, den diese darauf zu setzen schien, wieder herzustellen. Melvil überzeugte sich bald, daß im Gemüthe der Elisabeth nichts als Falschheit, Verstellung, List und die Absicht zu täuschen, durchaus aber kein bestimmter und fester Entschluß herrschte, und er fand sogar Gelegenheit, aus Leicesters Munde zu vernehmen, daß die Heirath mit der Königinn von Schottland, so wünschenswürdig er sie auch finden mögte, ganz außerhalb des Kreises seiner Hoffnungen und Plane läge, und daß er den ganzen Entwurf für einen Fallstrick hielte, in welchem der schlaue Cecil ihn zu verwikkeln und zu stürzen geglaubt hätte. Dies wäre genug gewesen, um die Königinn von Schottland über diese Angelegenheit zu beruhigen, wenn sich auch nicht gleich nachher eine neue Szene eröfnet hätte, die auf eine unerwartete Art dem ganzen Gaukelspiele und allen weitern Bewerbungen um die Hand der Maria ein Ende machte.

Der Graf von Lenox hatte, seitdem ihn die List des Cardinal Beatoun aus Schottland verdrängte, seinen Zufluchtsort England, wo er im Ansehen und Wohlstande lebte, nicht wieder verlassen. Seine Gemahlinn, Margaretha Douglas, nach der Königinn von Schottland unstreitig die nächste Erbinn zum Schottischen sowohl als zum Englischen Throne, sah ihre kostbaren Ansprüche in einem Sohne fortgepflanzt, der unter dem

Titel des Lord Darnley die hoffnungsvolle Laufbahn seiner männlichen Jahre so eben angetreten hatte. Maria bemerkte sehr bald, daß dieser Jüngling ihren eigenen Aussichten und Erwartungen, besonders in England, wo er geboren war, gefährlich werden konnte, und daß, wenn sie irgend eine Verbindung mit einem Britten eingehen sollte, keiner dazu in jeder Rücksicht geschickter sein würde, als Darnley. Sie lud deshalb (im Jahre 1564) seinen Vater nach Schottland ein, behandelte ihn mit ausgezeichneter Freundschaft und Vertraulichkeit, und brachte es dahin, daß der Parlaments-Schluß welcher ihn während ihrer Minderjährigkeit seiner Güter beraubt hatte, förmlich wiederrufen ward. Im folgenden Jahre kam Lord Darnley selbst nach Schottland, und was die Staatsklugheit angesponnen hatte, vollendete auf einmal, und mit unvermutheter Schnelligkeit die Liebe. Er erschien, in der ersten Blüthe der Jugend, bezaubernd durch einen Wuchs, einen Anstand und eine Gewandtheit des Körpers, die ihn vor allen Genossen seines Alters und Standes auszeichneten, und hob die natürliche Grazie seiner Gestalt durch seine Fertigkeit in allen den Künsten, welche eine zierliche Form noch verschönern, oder sie wenigstens in ihre vortheilhaftesten Standpunkte versetzen können. Mehr bedurfte es nicht, um das leicht auflodernde Herz der jungen Königinn zu entflammen: sie überließ sich dem Eindrucke, den Darnley's äußre Annehmlichkeit auf sie machte, ohne sich um das, was unter der schönen Hülle verborgen lag, zu bekümmern: und es war fast vom ersten Augenblicke ihrer Zusammenkunft an, entschieden, daß Niemand anders als Er das Kleinod, wonach so viele getrachtet hatten, davon tragen würde.

Elisabeth sahen anfänglich diese Heirath, die mit den von ihr selbst vorgeschriebenen Bedingungen so ganz übereinstimmte, zu billigen: kaum aber erhielt sie die Nachricht, daß Maria mit Ernst, und sogar mit Leiden-

schaft zum Ziele schritt, als sie plötzlich alle Merkmale der entscheidensten Mißbilligung von sich gab. Sie ließ in ihrem Staats-Rathe eine drohende Schrift abfassen, worin alle die gefährlichen Folgen, welche diese Ehe für England und Schottland haben sollte, aus einander gesetzt waren; sie sendete Sir Nicolas Throgmorton als außerordentlichen Botschafter an die Schottische Königinn ab, um ihr den Schritt, mit dem sie umging, nachdrücklich zu widerrathen; sie ließ sogar Lady Lenox in Verhaft nehmen und in den Tower bringen, und Lenox und Darnley, bei Verlust ihrer Güter, zur unverzüglichen Zurückkunft auffordern. Es ist abermals nicht leicht, das Widersprechende und Geheimnißvolle in diesem Verfahren befriedigend aufzulösen. So viel sich indessen in den versteckten Charakter der Elisabeth und seine tausendfältigen Krümmungen eindringen läßt, darf man vermuthen, daß anfänglich ihr Stolz bei dem Gedanken, die Königinn von Schottland mit einem Englischen Vasallen und mit einem durch sich selbst auf keine Weise mächtigen oder furchtbaren Manne vereinigt zu sehen, ihre Rechnung fand, daß sie deshalb die erste Idee der Heirath im Ernste begünstigte, daß aber von dem Augenblicke an, wo die Sache der Ausführung näher kam, und besonders, wo die eigne Neigung der Maria sich ins Spiel mischte, die Furien des Neides, des Argwohns, und der Furcht vor dem Zuwachs von Stärke, den Mariens Ansprüche durch die Kinder die sie zu erwarten hatte, gewinnen würden, von neuem ihre Fackeln schwangen, und ihre ohnehin von Haß und Eifersucht gepeinigte Seele zerrissen. Diesmal blieben übrigens alle ihre Anstrengungen vergeblich: Maria hatte die Verbindung mit Darnley so fest beschlossen, daß sie Throgmorton's Vorstellungen nur gerade soviel Gehör gab als der äussere Wohlstand erforderte, und die Vollziehung der Heirath nur so lange noch aufschob, bis die, wegen der

nahen Blut-Verwandschaft unentbehrliche Dispensation des Pabstes eingegangen war.

Die Königinn von Engand war nicht die einzige Person, welche sich dem bevorstehenden Schritte der Maria mit Nachdruck wiedersetzte. Ein großer Theil ihrer Unterthanen, und darunter die angesehensten und mächtigsten, tadelten ihn laut und ohne Schonung. Außer der großen und allgemeinen Klage aller Anhänger des Protestantischen Glaubens, daß Darnley die Katholische Religion im Herzen der Königinn und des Königreichs von neuem befestigen werde, hatten die damaligen Häupter dieser mächtigen Partei noch besondere und sehr erhebliche Gründe zur Unzufriedenheit. Sie waren bisher fast im ausschließenden Besitze des Vertrauens der Königinn gewesen, und fürchteten nicht ohne Ursach, durch den neuen Liebling verdrängt zu werden. Der Herzog von Chatelherauld, dessen Sohn, der junge Graf von Arran, eine unglückliche Hoffnung auf die Hand der Maria genährt, und über dem Fehlschlagen dieser Hoffnung den Verstand verloren hatte, sah in Lenor Sohne den unversöhnlichen Feind des Hauses Hamilton. Der Graf von Argyll, und andere Männer von Einfluß verziehen ihm nicht, daß er sich so wenig um ihre Gunst bewarb. Keiner aber war so wesentlich bei dieser Begebenheit betroffen, keiner arbeitete mit so vieler Thätigkeit und mit so vieler Kunst gegen die Heirath, als der Prior von St. Andrews, den Maria im Jahre 1562. um sein äußeres Ansehen mit den großen Geschäften die sie ihm anvertraute, ins Gleichgewicht zu setzen, zum Grafen von Murray erhoben hatte. Gewohnt, in allen wichtigen Staats-Angelegenheiten eine entscheidende Stimme zu haben, sich als den wirklichen Mittelpunkt der Regierung zu betrachten, und von seiner Schwester mit dem unbedingten Vertrauen welches ein erster Minister zu fordern pflegt, und welches seinen großen Fähigkeiten in der That gebührte,

beehrt zu werden, konnte er den Gedanken, daß ein anderer vielleicht mit ihm theilen, oder ihn gar zu verdrängen suchen würde, nicht ertragen, und sein unruhiger Geist entwarf Maschinen über Maschinen, die das verhaßte Bündniß entweder heimlich untergraben, oder öffentlich über den Haufen werfen sollten.

Darnleys Betragen war keineswegs von der Art, daß es so mächtige Tadler zum Stillschweigen bringen, so mächtige Feinde entwaffnen konnte. Es zeigte sich bald, daß ausser seiner schönen Außenseite, nichts Schätzbares und nichts Liebenswürdiges an ihm zu finden war, daß sein ungebildeter Verstand ihn zu jedem Königlichen Geschäfte untüchtig machte, und daß sein Gemüth, der Sammelplatz aller niedrigen Neigungen, von keiner Königlichen Tugend geziert war. Er besaß nicht einmal die gemeine Politik, sich durch äußere Höflichkeit Freunde zu erwerben. Er bemühete sich nicht, irgend einen der Männer zu gewinnen, in deren Händen bisher das Ruder des Staats geschwebt hatte. Er trieb die Unklugheit so weit, daß er gegen Murray Ausdrücke entschlüpfen ließ, die seine Gesinnungen und zugleich seine Erwartungen nur allzudeutlich verriethen. Was ihn aber den Großen am verächtlichsten machte, war sein vertrauter Umgang mit David Rizzio einem verhaßten Günstlinge der Königinn. Dieser Mensch, der Sohn eines armen Musikus zu Turin, kam mit einem Gesandten des Herzogs von Savoyen nach Schottland, trat zuerst als Sänger bei der Königinn in Diensten, hatte nachher beim Abgange ihres Secretair's für die französische Correspondenz, das Glück zu dieser Stelle befördert zu werden, und wußte sich durch seine Schlauigkeit, wahrscheinlich auch durch seine Brauchbarkeit und durch gesellige Talente, dergestalt in das Vertrauen der Königinn einzudrängen, daß man ihn nach und nach als einen ihrer wichtigsten Minister betrachtete. Da er der Königinn fast

nie von der Seite wich, so gingen zuletzt alle Staatsgeschäfte durch seine Hände, und seine Gegenwart war den stolzen Schottischen Baronen, wenn sie bei Hofe erschienen, mehr als einmal ein Aergerniß gewesen. Darnley glaubte wahrscheinlich, die Liebe der Königinn auf keinem Wege sicherer befestigen zu können, als auf dem, welcher zur Freundschaft mit Rizzio führte, und die ohnehin empörten Großen mußten ihren künftigen König in eine entehrende Vertraulichkeit mit eben dem verhaßten Fremdlinge verwickelt sehen, der schon das Gemüth ihrer Königinn beinahe gänzlich von ihnen abgewendet hatte.

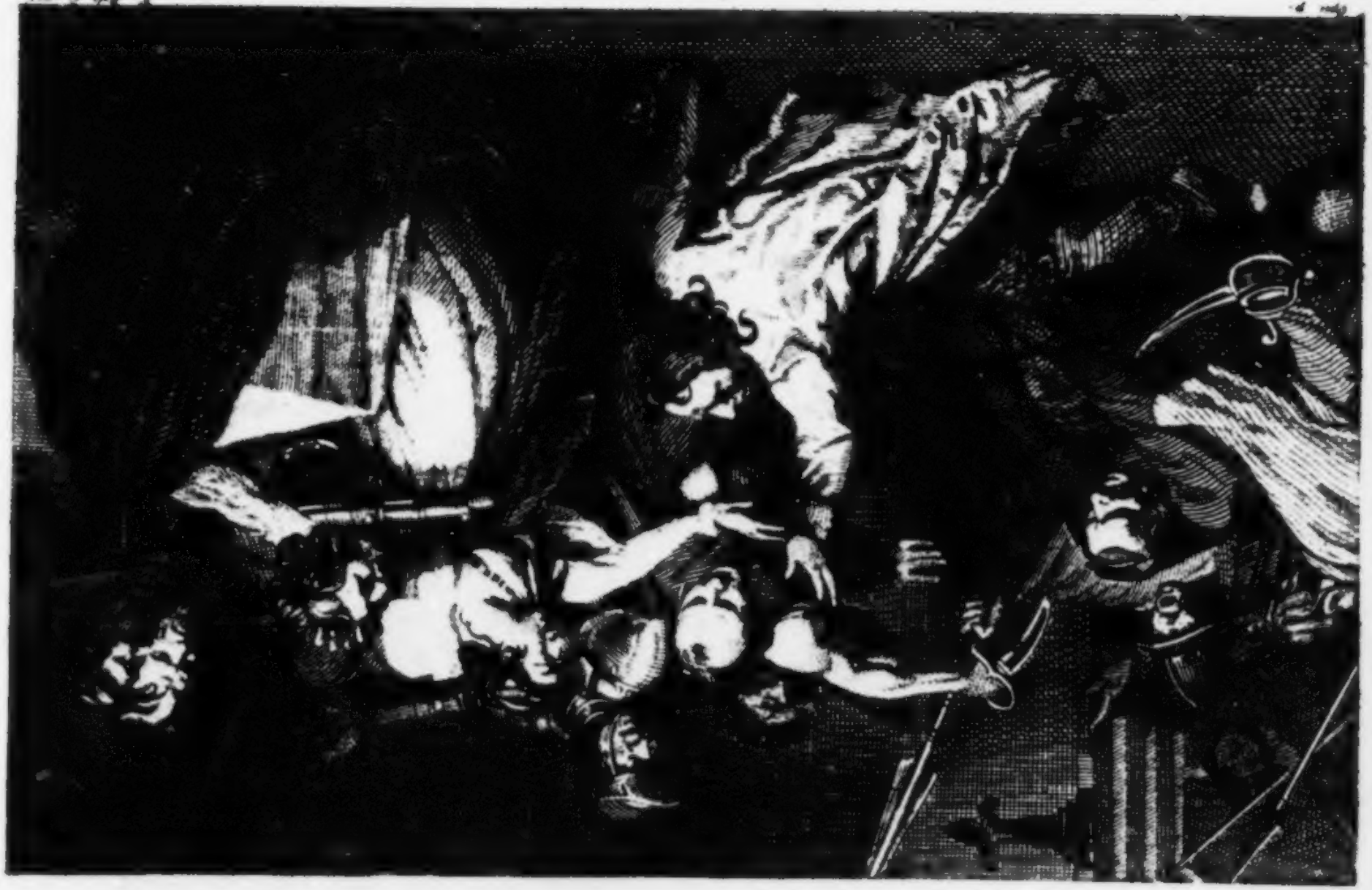
Maria ließ sich weder durch die Drohungen der Elisabeth, noch durch die furchtbaren Anstalten zum offenen Widerstande, welche einige ihrer mächtigsten Großen zubereiteten, noch durch das Murren ihres Volks von der Ausführung ihres Vorhabens abhalten: und indeß Murray, Chatelherauld, die Grafen von Argyle, Glencairn, Rothes und andere wichtige Vasallen förmliche Versammlungen hielten, und bewaffnete Haufen zusammenzogen, ging ihre Vermählung mit Darnley (am 29sten Juny 1565) nach den Gebräuchen der römisch-katholischen Kirche in dem Pallast Holy-Rood-House zu Edinburg vor sich. Ohne das Parlament darüber zu befragen, erklärte sie gleich am folgenden Tage durch eine Proclamation, daß ihr Gemahl Heinrich den Titel eines Königes von Schottland führen, und daß in Zukunft jede Regierungsakte und jedes gesetzliche Dokument mit den gemeinschaftlichen Namen des Königes und der Königinn unterzeichnet werden sollte. Ein rascher, übereilter und unbesonnener Entschluß, den augenblickliche Neigung eingab, und den die Urheberinn nur zu bald nachher um jeden Preis hätte vernichten mögen!

Das erste Geschäft, welches sich dem Königlichen Paare, noch mitten im Rausche der Vermählungsfeierlichkeiten darbot, war die Berathschlagung über zweckmäßige Maßregeln

gegen die verbündeten und der Heirath widerstrebenden Lords. Sie waren aufgefordert worden, zu erscheinen und ihr Betragen zu rechtfertigen. Als keiner sich einfand, rief die Königinn Truppen gegen sie zusammen: und so groß war noch immer die Liebe des Volks zu ihr, daß in einer Sache, wo die Häupter der protestantischen Partei zu Ehren einer Heirath, die von Wenigen in der Nation gebilligt ward, angegriffen werden sollten, doch in kurzer Zeit ein sehr zahlreiches Heer unter den königlichen Fahnen erschien. Murray und seine Gefährten glaubten Anfangs Widerstand leisten zu können: sie überzeugten sich aber bald von ihrer Ohnmacht, und flohen sämtlich nach England, wo Elisabeth, ihrer gewohnten Doppelzüngigkeit treu, sie äußerlich mit Kälte, sogar mit harten Vorwürfen, empfing, indeß sie ihnen insgeheim Beifall und Unterstützung zusagte. Alle Rathgeber der Königinn von Schottland, die es mit den wahren Vortheilen dieser Fürstinn redlich meinten, stimmten für Gelindigkeit gegen die ausgewanderten Lords, und drangen auf eine allgemeine Verzeihung. Aber der beleidigte Stolz des jungen Königes, die Scheelsucht und die schwarze Politik des Rizzio, vorzüglich aber Botschaften aus Frankreich, wo damals (in den berüchtigten Zusammenkünften zu Bayonne) Catharina von Medicis mit dem Herzog von Alba und dem Cardinal von Lothringen den Untergang aller Protestanten verabredet und beschworen hatte, lenkten das Gemüth der Königinn, das, bei aller seiner liebenswürdigen Jovialität, von religiösem Fanatismus nicht ganz frei war, zu strengeren Gesinnungen und Vorsätzen zurück, und der Tag, wo das Parlament die Einziehung der Güter der Verbannten beschliessen sollte, war schon bestimmt, als eine unerwartete Begebenheit, die dem Schicksal der Parteien so wie der einzelnen Personen eine ganz neue Wendung gab, sie rettete.

Die Leidenschaft, welcher Heinrich seine schnelle Erhebung und sein vorübergehendes Glück verdankte, war, wie sich ohne Prophetenkünste mit grosser Zuverlässigkeit vorhersagen liess, von äusserst kurzer Dauer. Nach wenig Monaten trat an die Stelle derselben im Herzen der entzauberten Königinn, eine todte Gleichgültigkeit, und bald darauf ein sehr lebendiger Widerwille. Heinrich war der Trunkenheit und den verworfensten Ausschweifungen aller Art ergeben, besaß keine einzige Geistesgabe, keine einzige Eigenschaft des Charakters, wodurch er seine Vergehungen gut machen, seine Laster einigermasen aufwiegen konnte, vernachlässigte seine Gemahlinn und Wohlthäterinn gänzlich, und machte bei dem allen noch Forderungen, die ein ganz Anderer in seiner Stelle sich nicht erlaubt haben würde. Maria, der Bewegungen ihres Herzens nie sonderlich Meisterinn, und in der Verstellungskunst wenig bewandert, verrieth gar bald ihrem Hofe, der Welt und ihrem Gemahl selbst, welche Reue sie über die Unvorsichtigkeit, womit sie sich einer blinden Aufwallung Preis gegeben hatte, empfand, und Heinrich unterließ nicht, alle die ihn umgaben, zu Zeugen und Richtern seines trostlosen Schicksals aufzurufen. Was ihn am tiefsten kränkte, war das unbegränzte Vertrauen, welches Maria noch immer seinem ehemaligen Freunde Rizzio schenkte, den er jetzt, und wahrscheinlich nicht ohne Grund, als seinen gefährlichsten Widersacher ansah. Da sein Haß gegen Rizzio ein Gefühl war, welches der ganze Hof mit ihm theilte, so wurde es ihm nicht schwer, bereitwillige Freunde zu finden, die diesem Haß einen Ausweg anwiesen, und mit dem Könige ein Complott zum Untergange des Günstlinges schmiedeten. Morton, Ruthven, Lindsay, Maitland von Lethington, und verschiedene andere mit hohen Staatsämtern bekleidete Lords, bekannte Anhänger und Freunde der Verbannten, die Rizzio's Macht und Credit längst im Stillen beseufzten und

verwünschten, faßten den gemeinschaftlichen Entschluß, den übermüthigen Fremdling aus der Welt zu schaffen, wenn ihnen der König seinen Namen und sein Ansehen leihen, und die Ausführung durch seine Gegenwart gleichsam heiligen wollte. Nachdem sie alle Bedingungen verabredet hatten, schritten sie unter Umständen, die die Strafbarkeit der That noch vergrößerten, wenigstens die barbarische Abscheulichkeit derselben vermehrten, zum Werke. Sie brachen (am 9ten März 1566.) während des Abendessens in das Kabinet der Königinn ein, die sich jetzt im sechsten Monat ihrer Schwangerschaft befand und die von Rizzio, der Gräfinn Argyle und einigen andern Personen aus ihrem Gefolge, umringt, nichts weniger als den blutigen Auftritt ahndete, wozu man mit ausstudirter Bosheit gerade ihr Zimmer gewählt, und ihre Gegenwart abgewartet hatte. Der König eröfnete den Zug: dicht hinter ihm zeigte sich in voller Rüstung Lord Ruthven, dem die erste Rolle zu Theil geworden war, so eben von einer langen Krankheit erstanden, einem Geiste ähnlicher als einem Ritter, von George Douglas, einem unehelichen Bruder der Mutter des Königes, und andern Mördern begleitet. Rizzio verstand den fürchterlichen Besuch, sprang von der Tafel auf, verbarg sich hinter der Königinn, und hielt so fest an ihrem Kleide, daß er sich durch die Schutzwehr ihrer geheiligten Person für einen Augenblick gegen jeden feindlichen Angriff gedeckt glaubte. Aber das Unternehmen war zu weit gediehen und die Wut der Verschwornen zu groß, als daß dem Opfer ihrer Rache diese letzte Zuflucht hätte Rettung gewähren können. Indeß immer mehr Bewaffnete in die Thür des Kabinets drangen und die Tafel mit allem Zubehör über den Haufen warfen, zogen Ruthven und Douglas ihre Dolche und versetzten Rizzio die ersten Stiche hinter dem Rücken der Königinn. Gleich darauf bemächtigten sie sich seiner ganz, und schleppten ihn in ein benachbartes Zimmer,



wo er mit sechs und funfzig Wunden bedeckt seinen Geist aufgab.

Gleich nach dieser entsetzlichen That, die — um das Zeitalter, worin sie geschah, recht lebendig zu charakterisiren — ein König annehmen, ein Großkanzler des Reichs (denn das war Morton) eingeleitet, einige der angesehensten Männer im Staate, vor den Augen einer jungen Königinn ausgeführt, und gleich als wäre es ein unvermeidliches Berufsgeschäft, ohne alle Bedenklichkeit ausgeführt hatten, und ohne alle Scham oder Reue anerkannten, erschien Murray mit seinen ausgewanderten Freunden wieder bei Hofe, und wurde von der Königinn, die jetzt nur für Rizzio's Mörder Unwillen und Rache aufzubewahren schien, mit unveränderter Zärtlichkeit empfangen. Durch einen höchstsonderbaren Glückswechsel sahen sich nun die Verbannten plötzlich wieder zu Gnaden angenommen, indeß Morton und diejenigen, die gemeinschaftlich mit ihm diese große Revolution bewirkt hatten, da die Maßregeln der Königinn gegen sie täglich drohender wurden, gezwungen waren, ihr Vaterland zu verlassen.

Rizzios Ermordung und die fürchterlichen Nebenumstände dieser grausamen Begebenheit, hatten sich dem Gemüthe der Königinn mit unverlöschlichen Zügen eingeprägt, und an eine dauerhafte Versöhnung mit ihrem Gemahl war von nun an schlechterdings nicht mehr zu denken. Sein wildes, übermüthiges, trotziges und doch zugleich schwaches, unmännliches und verächtliches Betragen setzte ihn in ihren, jetzt nur allzuhellsehenden Augen, von Tage zu Tage tiefer herab: und von ihrer Seite machte die Schwierigkeit oder vielmehr die Unmöglichkeit, sich ihm wieder zu nähern, sichtbare und reißende Fortschritte. So blind und schrankenlos ihre Liebe gewesen war, so tödtlich und heilles wurde jetzt ihr Haß. Sie floh seine Gegenwart geflissentlicher und unverhehlter als es mit dem Wohlstande zu bestehen schien: sie gönnte ihm weder die

geringste Macht noch auch nur die äußere Würde und den äußern Schimmer eines Königs: sie konnte es nicht dulden, daß diejenigen, welchen sie ihre Gewogenheit geschenkt hatte, sich auch nur der kleinsten Aufmerksamkeit, der unbedeutendsten Gefälligkeit gegen einen Prinzen, der nach und nach, trotz seiner Fehler, ein Gegenstand des Mitleids werden mußte, schuldig machten. Die erste feierliche Gelegenheit, bei welcher der unheilbare Bruch zwischen der Königinn und ihrem Gemahl gleichsam vor den Augen aller Welt aufgedeckt wurde, war ihre (am 19ten Juny 1566 erfolgte) Entbindung von einem Prinzen, den das Schicksal bestimmt hatte, dereinst nicht allein über Schottland, sondern über ganz Großbrittannien *) zu regieren. Zu der Taufe dieses Prinzen hatte Elisabeth den Grafen von Bedford als außerordentlichen Gesandten mit reichen Geschenken abgeschickt: und von Frankreich, Savoyen und andern Höfen fanden sich ebenfalls besondere Abgeordnete in Stirling, wo sie vor sich gehen sollte, ein. Indeß dieses alles geschah, war vom Könige so wenig die Rede, als wenn er sich nicht mehr unter den Lebendigen befände. Obgleich in Stirling gegenwärtig, hatte er sich aus Unwillen, Scham, bittern Groll und Ueberdruß in seinem Zimmer verschlossen, wohin ihm aus Furcht, die Gunst der Königinn auf einmal zu verscherzen, Niemand zu folgen wagte. Mittlerweile klagte Maria vielen der Anwesenden in starken und bedeutungsvollen Ausdrücken ihre trostlose Lage und ihr unverdientes Unglück; und jeder aufmerksame Beobachter überzeugte sich, daß dieses von Grunde aus zerrüttete Verhältniß, daß dieser gegenseitige

*) In Schottland Jakob VI., als König von Großbrittannien Jakob I., der Stammvater des neuen Stuartschen Hauses, dem in Rücksicht auf Umfang und Dauer unglücklicher Schicksale eine so traurige Aehnlichkeit mit dem ältern beschieden war.

unüberwindliche Abscheu, daß dieser tiefgewurzelte häusliche Krieg nicht leicht ein anderes Ende als ein unglückliches und bejammernswürdiges finden könnten.

Um eben diese Zeit hatte sich eine neue gefahrvolle Verbindung angesponnen, aus welcher für die Königinn, wie aus einer vergifteten Quelle, anfänglich Leidenschaft, Irrthum und Verblendung, Tropfen für Tropfen, bald aber das Elend ihres Lebens in vollen Strömen floß. Als Rizzio's Mörder die Königlichen Zimmer besetzten, Maria in ihrem eigenen Pallaste wie eine Gefangene behandelten, und selbst in ihrem unmittelbaren Betragen gegen sie alle Achtung, welche die Königliche Würde erheischte, aus den Augen verloren, war Niemand, der sich der bedrängten Fürstinn mit größerem Eifer und Muth annahm, als der Graf von Bothwell. Dankbarkeit für diesen wichtigen Dienst scheint die erste Stufe gewesen zu seyn, auf welcher er zum höhern Wohlwollen der Königinn emporstieg: seine Schlauigkeit und seine Kunst bahnten ihm den Weg zu den übrigen. Er war ein Mann ohne alle Grundsätze, ohne alle Spur von Sittlichkeit, ohne Scheu vor der Welt, oder vor seinem eigenen Bewußtseyn. Als das Haupt einer alten Familie, und durch seine ausgebreitete Besitzungen einer der mächtigsten unter dem Schottischen Adel, hatte er vormals der Königinn Mutter, obgleich ein entschiedener Protestant, wesentlichen Beistand geleistet, und war deßhalb von der siegenden Congregation aus dem Lande verbannt worden. Zur Zeit da Murray, über die Heirath der Königinn aufgebracht, den Hof verließ, wurde Bothwell, den jener als einen seiner ärgsten Feinde betrachtete, zurückberufen, und von dieser Zeit an genoß er das Vertrauen der Königinn. Sobald er inne ward, daß die Uneinigkeit zwischen ihr und ihrem Gemahl, der Mordplan, welcher unter ihren Augen angeordnet und ausgeführt ward, und die Einsamkeit, in welche Unmuth und Argwohn die Königinn seit dieser

Szene geworfen hatten, die Zunahme jenes Vertrauens merklich beförderten, fing Bothwell an, mit großen Entwürfen schwanger zu gehen. Um das Herz der Monarchinn recht sicher zu gewinnen, nahm er mit großer Gewandtheit die Sprache ihrer heftigsten Leidenschaften an. Er half ihr mit kunstreicher Ueberredung jede ihrer Beschwerden, auch die ungegründeten und übertriebenen, rechtfertigen: er schmeichelte jedem Ausbruch, selbst jeder Ausschweifung ihres tief aufgeregten und innig empörten Gefühls: er bestärkte sie in ihrem Hasse gegen den König, in ihrer Rachsucht gegen die Freunde und Gefährten desselben, und wahrscheinlich in mehr als einem strafbaren, wenn auch nur vorübergehenden Wunsche nach einer gewaltsamen Auflösung des verzweifelten Knotens ihrer Lage. Nach und nach schlich sich mit der Vertraulichkeit und Wärme der Freundschaft eine andere und lebhaftere Empfindung in ihre unbewahrte Brust, und Bothwell besaß Feuer und Geschicklichkeit genug, um auch diese Empfindung zu pflegen. Bald waren die Augen der Nation mit Verwunderung und Befremden, die Augen der wenigen wahren Freunde der Königinn mit Schrecken und banger Ahndung auf den neuen Liebling gerichtet, und Maria schien so weit entfernt, ihre Neigung verbergen zu wollen, daß sie auf die Nachricht, Bothwell sei bei einer Unternehmung gegen eine Straßenräuberbande gefährlich verwundet, und in ein benachbartes Schloß gebracht worden, von Jedburg aus, wo sie sich damals aufhielt, achtzehn Schottische Meilen durch ein beinahe unwegsames und überdies von Räubern beunruhigtes Land zog, um sich von dem Zustande des Grafen mit eigenen Augen zu unterrichten.

Von der andern Seite ward es immer sichtbarer, daß das Verhältniß zwischen dem Könige und der Königinn einer großen Katastrophe entgegen ging, wenn man es nicht noch auf einem sanfteren Wege lösen und vernichten konnte. Murray, der seit einiger Zeit wieder Credit bei seiner

Schweſter gewonnen hatte, und Lethington, ohne den kein wichtiges Unternehmen vollbracht werden konnte, gingen daher ſchon längſt mit dem Entwurfe einer förmlichen Eheſcheidung um, die nach ihrer Meinung das Parlament beſtätigen ſollte. Maria aber verwarf alle ihre Vorſchläge mit vieler Entſchloſſenheit. Sie fühlte, daß ein ſolcher Schritt der Königinn von England gefährliche Waffen gegen ſie in die Hand geben, auf die Geburt ihres Sohnes ein zweideutiges Licht werfen, und ihn unter einem leichten und bereiten Vorwande, wenigſtens der Engliſchen Thronfolge auf immer berauben möchte. Indem dies verhandelt ward, beſchäftigte ſich Heinrich mit Planen zu einer andern, und noch ungleich anſtößigern Eheſcheidung. Er wollte Schottland heimlich verlaſſen, und in fremden Ländern entweder Beiſtand ſuchen, oder wenigſtens ſeine Erniedrigung und ſeine Schmach verbergen. Dies fürchtete Maria mehr als jede andere ſeiner Maßregeln: oder vielmehr, dies fürchtete ſie allein. Nichts war alſo natürlicher, als daß ſie alle ihre Kunſt aufbot, der Ausführung eines ſolchen Entſchluſſes vorzubeugen: und dieſen Zweck ſcheint ſie einig oder doch ganz vorzüglich bei dem an und für ſich unſchuldigen, in ſeinen Folgen aber ſo ſchrecklichen und ſchon deshalb nachher ſo verdächtigen Schritte gehabt zu haben, zu dem ſie ſich jetzt veranlaßt fand.

Der König wohnte ſeit einiger Zeit in Glasgow, wo er ſo eben von einer ſchweren Krankheit geneſen war, welche die Feinde ſeiner Gemahlinn geradezu für die Folge einer mißlungenen Vergiftung, ihre Vertheidiger und unparteiiſche Schriftſteller für die Pocken, wärmere Anhänger der Königinn für ein noch ſchlimmeres Uebel ausgaben. Dort konnte er, entfernt von der Königinn, ſeinen eigenen Grillen und Anſchlägen Preis gegeben, und überdies in einer Gegend des Reichs, wo das Anſehen ſeiner Familie nicht unbedeutend war, einen verzweifelten Entſchluß viel

leichter als an einem andern Orte vollführen, und das Gerücht ſagte wirklich, daß ein Schiff im Clyde-Fluß bereit läge, womit er die Flucht nehmen wollte. Maria ſah nun nichts dringenders, als ihn zur Veränderung ſeines Aufenthalts zu bewegen, und fand die Erreichung dieſes Zwecks, durch Zureden, durch Bitten, durch Schmeicheleien, zu denen ſie ſich verſtand, nicht übermäßig theuer erkauft. Heinrich war viel zu ſchwach, um ſolchen Angriffen Widerſtand leiſten zu können: er willigte in die Abreiſe und wurde nach Edinburg gebracht, dort aber — weder im Pallaſte, noch innerhalb des Bezirks der Stadt, ſondern (unter dem Vorwande der vorzüglich geſunden Lage des Orts) in einem, nicht weit von der Stadtmauer, auf offenem Felde gelegenen, von andern Gebäuden ganz abgeſonderten Hauſe, welches dem Probſt eines Collegiatſtiftes gehörte, und den Namen Kirk-of-Field (Feldkirch) führte, einquartirt. Hier beſuchte ihn Maria nicht nur jeden Tag, ſondern brachte auch mehr als eine Nacht bei ihm zu, pflegte ihn mit vieler Sorgfalt, und behandelte ihn mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit. Am zehnten Tage nach ſeiner Ankunft an dieſem Orte (den 9ten Februar 1567.) verließ ihn die Königinn des Nachts um zwölf Uhr, um auf dem Schloſſe einer Maskerade beizuwohnen, die ſie bei Gelegenheit der Verheirathung eines ihrer Diener für die ſämmtlichen Perſonen ihres Hofſtaats veranſtaltet hatte. Zwei Stunden nachher wurde die ganze Stadt durch einen heftigen Knall in Schrecken geſetzt: man begab ſich nach dem Orte, den das Geräuſch andeutete, und fand das Haus, worin der König gewohnt hatte, durch untergelegtes Pulver in die Luft geſprengt, ſeinen todten Körper aber, nebſt dem Körper eines Bedienten, der in ſeinem Zimmer ſchlief, ohne Spuren äußerer Beſchädigung, in einen benachbarten Garten geſchleudert. Der König hatte, als ihn dies ſchreckliche Schickſal übereilte, noch nicht ſein ein und zwanzigſtes Jahr erreicht.

Es giebt wenig Begebenheiten in der Geschichte, über deren wahren Zusammenhang die Urtheile und Meinungen der Menschen zu allen Zeiten so auffallend getheilt gewesen wären, als über den eigentlichen Grund und Ursprung dieser frevelhaften That. Die Schriftsteller der verschiedenen Parteien haben Menschen von ganz entgegengesetztem Interesse mit gleicher Dreistigkeit als Urheber derselben angegeben, und fast keinem ist es hinreichend gewesen, die Unschuld derer, welche er in Schutz nahm, darzuthun, wenn er nicht in eben dem Augenblicke den Ankläger seines Clienten als den wahren Thäter bezeichnen konnte. Gleichwohl würde, wenn Licht hier überhaupt noch zu erwarten wäre, ein volles und befriedigendes Licht sehr schätzbar seyn. Denn nicht genug daß dieser mörderische Streich der entscheidendste aller Vorfälle in Maria's Leben, der wahre Wendepunkt ihres Glücks, und die bestimmte Epoche war, von der sich eine lange durch keinen frohen Augenblick mehr erheiterte Reihe trostloser Jahre für sie anfing; ihr Antheil an dem Frevel, und wenn dieser nicht zu leugnen seyn sollte, der Grad ihres Antheils an demselben, ist auch der entscheidende Bestimmungsgrund, um welchen sich das Urtheil über ihre Unschuld oder Strafbarkeit und über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Verfahrens derer, die sie gleich nachher vom Throne in einen Kerker stürzten, dreht.

Daß die Königinn wissentlich ihre Hand an ihres Gemahls Leben gelegt, daß sie an der Verschwörung gegen ihn förmlich Theil genommen habe, ist von ihren wichtigsten und erklärtesten Gegnern (einige höchst leidenschaftliche und deshalb ganz unglaubige Zeugen ausgenommen) nur schüchtern behauptet, und durch kein Dokument, durch keine mündliche Aussage, in keinem Verhör und vor keinem Richter erwiesen worden. Die berüchtigten Briefe und Sonnette, auf welche die Lords, die sich nachher gegen sie verbündeten, ihre vorzüglichsten Anklagen gründeten, ent-

halten Beweise genug von einer strafbaren Vertraulichkeit zwischen ihr und Bothwell, aber keine, oder doch nur höchst dunkle Spuren von gewaltthätigen Entwürfen und verruchten Absichten gegen den König. Die Festigkeit und Beharrlichkeit, die Ruhe und der Stolz, womit sie fortdauernd ihre Gegner aufforderte, sich über die verwegenen Beschuldigungen, wodurch sie ihren Charakter schändeten, zu rechtfertigen, würden gar nicht zu begreifen sein, wenn man nicht wenigstens das Bewußtsein, daß kein Sterblicher klare Beweise ihres Verbrechens wider sie in Händen hatte, bei ihr voraussetzen dürfte.

Von der andern Seite ist es gewiß, und sogar der einzige Punkt, worin alle Parteien mit einander übereinkommen, daß Bothwell entweder der einzige, oder doch ein Hauptanstifter des Mordes war. Sein eigenes Betragen vor und nach der That, der überwiegende Vortheil, der ihm nach seiner Rechnung daraus erwachsen mußte, die allgemeine Stimme des Volks, und die unwiderleglichen Aussagen einiger von seinen Dienern und Helfern, die nachher zur Untersuchung und Strafe gezogen wurden — alles vereinigt sich, um über diese Thatsache keinem weitern Zweifel Raum zu lassen. Die Frage ist also nur: In wie fern war bei der bekannten und unläugbaren Vertraulichkeit, die zwischen Bothwell und der Königinn obwaltete, der Verdacht, daß diese mit ihm gemeinschaftlich zu Werke ging, gegründet?

Hitzige und parteiische Vertheidiger der Maria haben sich Mühe gegeben, auch den letzten Schatten eines Vorwurfs gegen sie zu vertilgen, und ihren Charakter, rein von jedem Flecken, und von der ganzen Glorie der Unschuld umstrahlt, auf die Nachwelt zu bringen. Um dies zu bewirken, haben sie nicht bloß den Gedanken, daß sie die Ermordung ihres Mannes auch nur von fern gebilliget hätte, weit von sich geworfen, sondern das ganze Verhältniß zwischen ihr und Bothwell als die unglückliche

Wirkung einer anhaltenden Gewaltthätigkeit von Seiten dieses verwegenen und unternehmenden Bösewichts geschildert. Die Briefe und Sonnette, die einzigen Dokumente, welche eine solche Hypothese geradehin entkräften konnten, haben sie für unächt, für freche Erdichtungen der schwärzesten Verläumdungssucht und Bosheit ihrer Gegner erklärt.

Die Frage über die Aechtheit dieser Dokumente wird, nachdem sich drittehalb Jahrhunderte über die Begebenheiten hingewälzt haben, nie mehr ganz befriedigend beantwortet werden. Die äußern Kennzeichen, woraus die Anhänger der Maria die bösliche Erdichtung derselben erweisen wollen, sind allerdings von der Art, daß sie bei einem unparteiischen Forscher großes Bedenken erregen müssen. In den Erzählungen von der Entdeckung dieser Papiere, in der Angabe der Zeiten, worauf sie sich beziehen, selbst in dem Zusammenhange zwischen dem Inhalt des einen, und dem Inhalt des andern finden sich Widersprüche, die dem Verdacht, daß Betrug dabei obwaltete, keine geringe Nahrung geben. Dagegen läßt sich kaum leugnen, daß sie innere Merkmale der Aechtheit enthalten, und daß die Verruchtheit, die sie geschmiedet hätte, nicht allein mit einem fast unglaublichen Grade, sondern auch mit einem ganz überflüssigen Aufwande von Kunst gearbeitet haben müßte. Gesetzt aber, die gänzliche Falschheit dieser Aktenstücke ließe sich bis zur höchsten Klarheit erweisen: würden dann mit ihnen auch alle die unbehutsamen, leider nur zu weltkundigen Schritte verschwinden, wodurch sich die Königinn vor und nach der Ermordung ihres Gemahls den Unwillen und die Verachtung ihrer Unterthanen zuzog, und wodurch sie selbst den ersten Grund zu einem Verdachte legte, der ohne ein Betragen dieser Art nie hätte entstehen können? — Daß sie einen Mann von Bothwell's ruchloser und verworfener Denkungsart zu ihrem Vertrauten machte, daß sie offenbare Aeußerungen einer heftigen Leidenschaft für diesen Mann nicht scheuete,

daß sie ihn, da er verwundet war, unter den auffallendsten Umständen besuchte, daß sie zuletzt ihren Umgang auf ihn allein einschränkte, und zu eben der Zeit, da er den Mordanschlag gegen ihren Gemahl ausführen ließ, sich nur in seiner Gesellschaft glücklich fand — dies alles konnte Gewalt, von der vor der blutigen That nie die Rede gewesen war, nicht rechtfertigen: und die ernsthaftern und entscheidendern Schritte, die auf diese That folgten, hatten zwar nicht immer das Ansehen einer völligen Freiheit, deuteten aber weniger auf die Gewalt, die von einem äußern Zwange, als auf die, die von einer ausgebreiteten Herrschaft über das Gemüth herrührt. Wenn also Maria auch, wie sich, nicht ohne gute Gründe, vermuthen läßt, an dem Morde durchaus unschuldig war, so lud sie doch dadurch, daß sie dem Mörder vorher eine so wichtige Stelle in ihrer Gunst eingeräumt hatte, einen natürlichen und gerechten Verdacht, und dadurch, daß sie sich nicht entschließen wollte, gleich nach der schrecklichen Begebenheit mit ihm zu brechen, sogar einen Theil der Strafbarkeit auf sich.

Ob Bothwell mit seinen Untergehülfen den Mord allein angestiftet hatte, ob er mit andern gemeinschaftlich handelte, ob er vielleicht gar nur ein Werkzeug schlauerer Bösewichter war? — sind Fragen, die, so anziehend auch ihre Auflösung seyn mögte, wie das ganze innere Gewebe dieses Verbrechens im tiefen Dunkel verhüllt liegen. Die Freunde der Königinn haben zu allen Zeiten behauptet, Murray, Morton und Lethington wären die wahren Urheber gewesen, und hätten dem leichtgläubigen zu allen Missethaten bereiten Bothwell die Ausführung übertragen, um gleich nachher ihn und die Königinn mit ihm, in Schande und Verderben zu stürzen, und auf ihren Trümmern die Herrschaft zu erhaschen. Merkwürdig ist es allerdings, daß Bothwell, der sich seit einiger Zeit mit Murray ausgesöhnt hatte, mit diesem und Lething-

ton gemeinschaftlich, kurze Zeit vor der Ermordung des Königs, die Zurückberufung Morton's und der andern Mörder Rizzio's bewirkte, daß er seitdem mit den Häuptern dieser Partei in sehr gutem Vernehmen lebte, und daß noch nach dem Ausbruch des Bubenstücks Murray der auf kurze Zeit nach Frankreich reisete, seine Angelegenheiten Bothwell, als seinem vertrautesten Freunde, überließ. Merkwürdig ist es, daß in der ersten Zeit das Publikum die Namen Murray's, Morton's und Lethington's mit Bothwell's Namen in einem und demselben Verdammnißurtheil aussprach, daß viele von den angesehensten Edelleuten jene öffentlich als Mitverschworne nannten, daß Murray von Lord Harris an seiner eigenen Tafel beschuldigt ward, einem seiner Begleiter, als er den Tag vor dem Morde von Edinburg abreisete, gesagt zu haben: „diese Nacht wird Lord Darnley sein Leben verlieren". Merkwürdig ist es endlich, daß Morton funfzehn Jahre darauf, kurz vor seinem Tode, wenn gleich nicht seine Mitwirkung, doch seine Mitwissenschaft bei der schwarzen That ausdrücklich eingestand! Aber ein zu tiefer Schleier liegt über der ganzen Verhandlung, als daß alle diese Umstände zur klaren Einsicht der Wahrheit führen könnten.

Wie es sich indessen auch mit dieser Wahrheit verhalten mogte, der erste Ausbruch der allgemeinen Erbitterung, das erste Geschrei der Nation, und selbst aller ihrer Nachbarn, klagte Bothwell als den unmittelbaren Thäter an, und bejammerte den Leichtsinn der Königinn, die diesen Mann nach wie vor, als ihren treusten Rathgeber behandelte. Niemand erhob seine Stimme lauter als Lenor, der Vater des Ermordeten, der mit allem Nachdruck eines heiligen Pflichtgefühls und mit aller Heftigkeit eines gerechten Schmerzes, öffentliche Untersuchung des Verbrechens, und Gericht über Bothwell forderte. Maria durfte einem Antrage wie dieser war, ihr Gehör

nicht versagen; aber die Art, wie sie darein willigte, warf ein nachtheiligeres Licht auf sie, als eine offene Weigerung gethan haben würde. Der Termin zur gerichtlichen Untersuchung wurde in einer Versammlung des Staatsraths (am 28ten März) bei welcher noch dazu Bothwell selbst Sitz und Stimme hatte, gegen die deutlichen Vorschriften der Gesetze, die in solchen Fällen eine Frist von vierzig Tagen verlangten, auf den 12ten April bestimmt: und alle Protestationen, die Lenox gegen die Kürze der Zwischenzeit einlegte, waren vergeblich. Am Tage des Verhörs zeigte sich Bothwell von einer grossen Anzahl bewaffneter Begleiter umgeben, in den Strassen von Edinburg, und ein Deputirter, den Lenox, weil er es nicht wagen durfte, selbst zu erscheinen, dahin abgeschickt hatte, behielt kaum den Muth, die unnütze Bitte um Aufschub des Prozesses vorzutragen. Da kein eigentlicher Ankläger hervortrat, kein Zeuge, kein Beweisstück aufgeführt ward, so blieb dem Gerichtshofe, der aus den angesehensten Pairs bestand, nichts weiter übrig, als Bothwell freizusprechen. Mittlerweile hatte die Königinn nicht aufgehört, ihn mit Gunstbezeugungen aller Art zu überhäufen. Die wichtigsten Aemter und die einträglichsten Besitzungen waren schon in seinen Händen. Um seine Macht immer mehr befestigen, und ihm einen der Hauptpfosten des südlichen Schottlands überliefern zu können, mußte der Graf von Mar unter der Bedingung, daß man ihm die Person des jungen Prinzen anvertraute, die Citadelle von Edinburg, die er bis dahin inne gehabt hatte, der Königinn zurückgeben, und Bothwell erhielt das Commando derselben. So wenig verheimlichte Maria, wie sie gegen diesen Liebling gesonnen war, daß, als zwei Tage nach seinem Criminalproceß, den die Stimme des Volks ganz anders als ein von allen Mitteln entblößter Gerichtshof entschieden hatte, das Parlament sich versammelte, Bothwell und kein andrer

erwählt ward, den Zepter vor der Monarchinn herzutragen.

So viele und so schmeichelhafte Ermunterungen konnten bei einem Manne von Bothwell's Kühnheit, Verschlagenheit und Schamlosigkeit, ihre Wirkung nicht leicht verfehlen. Auf jedes gelungene Unternehmen thürmte er den Plan eines neuen, auf jede errungene Gunst die Hoffnung, einer größern theilhaftig zu werden. Endlich fühlte er sich stark genug, mit mächtigen Schritten seinem letzten Ziele entgegen zu gehen. Er eröffnete den verwegensten seiner Wünsche — die Hand der Königinn zu besitzen — zuerst einer zahlreichen Versammlung von Großen des Reichs, die er zu diesem Ende eingeladen hatte, verlangte von ihnen, daß sie eine Schrift, worin er der Königinn ausdrücklich und dringend zum Gemahl empfohlen ward, unterzeichnen sollten, und, was das erstaunlichste ist, beredete wirklich die sämmtlichen Anwesenden zur Unterschrift. Nachdem er dies zu Stande gebracht hatte, blieb ihm nichts übrig, als sich der Person der Königinn gänzlich zu bemächtigen. Sie war gleich nach der Aufhebung des Parlaments, von Edinburg nach Stirling gereiset, um ihren Sohn zu besuchen: bei ihrer Rückkehr hatte Bothwell seinen Posten zu Linlithgow gefaßt, zerstreute ihr kleines Gefolge, machte sie zu seiner Gefangenen, und führte sie in die Seefestung Dunbar. Alle Welt hielt sich überzeugt, daß diese Gewaltthätigkeit nichts als ein verabredetes Gaukelspiel war: und diese Ueberzeugung ward lebhafter, als man die unmittelbaren Folgen des angeblichen Frevels erfuhr. Nach wenig Tagen trug Bothwell auf die Trennung von seiner Gemahlinn, einer Schwester des Grafen von Huntley, die er nur vor ganz kurzer Zeit geheirathet hatte, unter den geringfügigsten und ärgerlichsten Vorwänden an: und die Ehescheidung erfolgte zur Stelle. Gleich darauf führte er Maria mit einem zahlreichen Gefolge von Dunbar nach Edinburg, begab sich nicht

in die Stadt, sondern in die Citadelle, wurde zum Herzoge von Orknen erhoben, und am folgenden Tage (den 15ten März 1567.) mit der Königinn vermählt.

Dieser außerordentliche Entschluß, er mogte nun die Wirkung einer in diesem Augenblicke freien und ungezwungenen Wahl, oder die nothwendige Folge einer durch frühere Fehler zu fest gegründeten Unterwürfigkeit sein, erregte im ganzen Lande, und bei allen den auswärtigen Höfen, die an den Schottischen Angelegenheiten Antheil nahmen, Erstaunen, Traurigkeit und Abscheu. Der französische Gesandte Du Croc weigerte sich ausdrücklich, bei der Vermählungsfeierlichkeit zugegen zu seyn. Unwillen und Furcht trieben die wenigen Freunde, auf die Maria noch rechnen konnte, von ihrem durch die Freveltaten des Günstlings verunreinigten, durch seine Macht und seinen Uebermuth gefährlichen Hofe hinweg: und ein dumpfes, bedeutungsvolles Stillschweigen des Volks verkündigte der Königinn, als sie zuerst wieder im Publikum erschien, die ernste und betrübte Neuigkeit, daß nun die Zuneigung und das Vertrauen ihrer Unterthanen gänzlich, und allem Anscheine nach, auf immer von ihr gewichen war. Dies war der nahe Vorbote größerer Uebel. Eine beträchtliche Anzahl gewaltiger Edelleute hatte schon seit einiger Zeit geheime Verabredungen getroffen, sich Bothwell's Tyrannei zu widersetzen, und die Schmach zu rächen, die er über sein Vaterland gebracht hatte. Täglich gesellten sich zu diesem furchtbaren Bunde neue Theilnehmer: einige aus Furcht vor der Zukunft, andre aus wahrem patriotischen Ehrgefühl, noch andre, und wohl nicht eben die unwichtigsten, weil nun ihrer Herrschaft ein weites Feld geöffnet schien, vielleicht gar, weil nun die Mine reif war, die sie selbst unter den Füßen Bothwell's und ihrer unglücklichen Monarchinn gegraben haben mogten. Argyll, Morton, Mar, Glencairn, Home, Lindsey, Boyd, Kirkaldy von Grange, Murray von

Gullibardin und Maitland von Lethington, wahrscheinlich wieder der Führer des Ganzen, zeigten sich als die Häupter dieser Verbindung. Ihr mächtigstes Mitglied, Murray, der Königinn Bruder, hatte sich vermöge einer nicht schwer zu enträthselnden Politik nach Frankreich begeben, um das erste Toben des Sturms aus grösserer Ferne zu beobachten. Sobald die Verbündeten sich nur einigermaßen stark genug glaubten, kündigten sie ihr Vorhaben an, rückten mit einem beträchtlichen Truppencorps auf Edinburg zu, welches trotz aller Bemühungen des Grafen von Huntley, eines eifrigen Anhängers der Königinn, in ihre Hände fiel, und nöthigten Maria, sich in größter Eil mit Bothwell nach Dunbar zu begeben.

Bald sagte der Monarchinn die drohende Gestalt, die alles um sie her annahm, lauter und vernehmlicher, als sie jemals zu hören wünschte, daß nicht ein Augenblick mehr zu verlieren sey. Bothwell versammelte soviel Mannschaft als er in einem kurzen Zeitraum nur irgend aufzubringen vermogte, stellte sich und die Königinn an die Spitze seines Heers, zog von Dunbar auf Edinburg zu, und nahm gerade das Lager zwischen Musselburg und Preston ein, in welchem die Engländer vor der Schlacht bei Pinken gestanden hatten. Er war den Verbündeten in jeder äußern Rücksicht überlegen: als es aber zum Angriff kommen sollte, bemerkte er mit Schrecken, daß seine Truppen von keiner wahren Neigung zum Gefecht beseelt waren, daß sie zwischen der Partei der Königinn und der Partei ihrer Feinde unsicher hin und her schwankten, daß mehrere ihn wirklich verließen. Diese Wendung der Sache entschied auf einmal sein und der Königinn Schicksal. Maria sah, daß fernerer Widerstand vergeblich, und ein Rückzug unmöglich genug würde. Sie verlangte eine Unterredung mit Kirkaldy von Grange, einem Manne von Ehre und biederm Charakter, der ihr unter allen verbündeten Lords

das meiste Vertrauen einflößte; und als er die Unterredung annahm, versprach sie, sich auf anständige Bedingungen zu ergeben. Man forderte nur eine einzige: die Entfernung ihres verhaßten Gemahls; und die Stunde war gekommen, wo sie in alles willigen mußte. Kaum hatte Kirkaldy die Königinn verlassen, als Bothwell ihr sein trauriges, und — was sie wahrscheinlich beide noch nicht glaubten — sein letztes Lebewohl sagte, und mit einem kleinen Gefolge seinen melancholischen Rückweg antrat. Dieser merkwürdige Glückswechsel traf ihn gerade einen Monat nach der Vollziehung der Heirath, die er durch so viele Verbrechen erkauft hatte. *)

Maria war nun eine Gefangene in den Händen der Verbündeten, und in wenig Stunden lernte sie das bittre Loos kennen, welches Gefangenen so häufig und besonders in bürgerlichen Kriegen zu Theil wird. Die Häupter des Bundes, besonders der brave Kirkaldy, und der schlaue, in allen Rollen gewiegte Morton, behandelten sie mit Schonung und sogar mit Ehrfurcht: aber von den gemeinen Soldaten mußte sie alle Schmähungen erdulden, welche der erste Ausbruch einer so lange im Stillen brütenden Unzufriedenheit befürchten ließ. Was man ihr auf dem langsamen und schrecklichen Marsche nach Edinburg zufügte, war jedoch nur ein Vorspiel von dem, was in-

*) Bothwell's ferneres Schicksal war schrecklich. Da er nirgends im Lande mehr sicher war, begab er sich auf die Orkadischen Inseln, bemannte von dort aus einige kleine Fahrzeuge, und trieb eine Zeitlang das Handwerk eines Seeräubers. Als er endlich auch hier verfolgt wurde, segelte er nach der Norwegischen Küste, fiel aber, indem er ein fremdes Fahrzeug angreifen wollte, einem Dänischen Schiffe in die Hände, und mußte, anstatt auf der Stelle den Tod zu finden, dem er wahrscheinlich durch die Entdeckung seines Namens und Standes entging, in einen engen Kerker wandern, worin er nach zehn Jahren sein elendes Leben (einigen Nachrichten zufolge des Verstandes völlig beraubt) endigte.

nerhalb dieſer Stadt ihrer wartete. Das ganze Gewicht des Uebermuths und der Verachtung, womit der große Haufe ſo gern die gefallene Größe belaſtet, ſenkte ſich hier auf die unglückliche Fürſtinn, die von tauſend quälenden Leidenſchaften zerriſſen, in Thränen der Angſt und Verzweiflung gebadet, durch die Anſtrengungen dieſes fürchterlichen Tages ermattet bis zum Tode, und ſelbſt in ihrem Aeußern ſo entſtellt, daß kaum eine Spur des Königlichen Glanzes, oder ihrer natürlichen Reize zurückgeblieben war, durch die verſammelten Schaaren eines wütenden Volkes ziehen mußte. Ihr Ohr hörte nichts als Verwünſchungen und Spott: und wohin ſie ihr Auge wendete, traf es eine Grauen-erregende Standarte, auf welcher man den blutigen Leichnam ihres ermordeten Gemahls, und das Bild ihres Sohnes, der kniend um ſein Leben bat, vorgeſtellt hatte. Unter dieſen ſchrecklichen Umſtänden wurde ſie in das Haus des Stadtvogts gebracht, welches ihr vorläufig zum Aufenthalte, das heißt zum Gefängniſſe angewieſen ward.

Die Verbündeten waren nun in einen ſchlüpfrigen Boden ſo tief hinein gewadet, daß ihnen der Rückweg eben ſo ſchwer wurde, als der Fortgang. Von der Rache der Königinn, von ihrer Liebe zu Bothwell, und von der Wiederkehr dieſes tödtlich beleidigten Günſtlinges fürchteten ſie alles, und beſchloſſen daher, lieber alles zu wagen. Am folgenden Abende führten ſie die Königinn nach Loch-Levin, einem einſamen Schloſſe in der Mitte eines Sees, wo Wilhelm Douglas, und ſeine Mutter, die ehemalige Geliebte Jakob des V. *) wohnte, welche der verlaſſenen und tiefgebeugten Königinn durch die unabläſſig wiederholte Verſicherung, daß ſie die rechtmäßige

*) Eben die, mit welcher er den Grafen Murray erzeugt hatte.

Gemahlinn des verstorbenen Königs gewesen sey, und durc
mannigfaltige Kränkungen, womit sie diese thörigte Vers
chrung begleitete, ihre ohnehin trüben Stunden bis zu
Verzweiflung verbitterte. Indeß Maria hier ohne Be
stand und Hoffnung schmachtete, berathschlagten die Ver
bündeten über die Maßregeln, welche die Lage der Ding
erforderte. Athol, Mar, Kirkaldy und besonder
Lethington, den seine vorhersehende Klugheit und sei
im Ganzen milder, obgleich unzuverlässiger und gefährliche
Charakter, immer für die gemäßigte Partei stimmten, wa
ren sehr geneigt, sobald nur Bothwell unwiederruflic
verbannt, und Vergessenheit alles Vergangenen auf ein
glaubwürdige Art zugesichert ward, die Regierung wiede
in die Hände der rechtmäßigen Besitzerinn zu geben: abe
von einem solchen Vorhaben wichen die Gesinnungen un
Anträge der übrigen, besonders aber der Geistlichkeit, di
schon das Verbrechen des Katholizismus gern im Blut
der Monarchinn getilgt hätte, so weit es nur möglich war
ab. Endlich siegte doch ein Vorschlag, der einigermaßen
die Mitte zwischen vollkommener Gelindigkeit und äußerste
Strenge hielt. Man ward einig, die Krone auf das Haup
des Prinzen zu setzen, und den Grafen von Murra
zum Regenten zu ernennen, und es ward beschlossen, de
Königinn die Einwilligung zu dieser außerordentlichen Re
volution abzunöthigen. Den Auftrag, dies mißliche Ge
schäft zu vollführen, übernahm Lord Lindsay, der rauhste
und erbarmungsloseste unter allen ihren Feinden, dessen
hartes und unmenschliches Betragen Maria in so hohem
Grade fürchtete, daß die bloße Nachricht von seiner An
kunft in Loch-Levin sie schon geneigt machte, alles, was
er von ihr verlangen würde, einzugehen. Mit zitternder
Hand und nicht zu schildernder Beklemmung bestätigte sie
selbst den Urtheilsspruch, welcher sie von ihrem Throne
stieß, und unterzeichnete drei Dokumente, wovon eins die
Verzichtleistung auf die Krone, und ihre Beistimmung zur

Krönung ihres Sohnes bezeugte, das andere dem Grafen von Murran die Regentschaft übertrug, das dritte auf den Fall, daß dieser sie ausschlagen sollte, Verfügungen traf. Sobald die Verbündeten diese erzwungene Einwilligung in Händen hatten, ließen sie den jungen Prinzen (am 29ten July) zu Stirling krönen, und bekleideten Murray, der kurz darauf aus Frankreich zurückkehrte, nachdem sie einige von ihm zum Schein ausgehängte Bedenklichkeiten zum Schein bekämpft hatten, mit der Regentschaft. Der erste Gebrauch, den er davon machte, war weder seiner sonstigen Politik würdig, noch überhaupt ehrenvoll für seine Denkungsart. Er eilte nach Loch-Levin und überhäufte seine unglückliche Schwester mit den grausamsten Vorwürfen: ein Schritt, der sie tiefer als alle ihre bisherige Leiden verwundete, und von Stunde an eine unauslöschliche Abneigung gegen Murray in ihre Seele grub. Bald nachher ließ der Regent in einem zahlreichen Parlamente alle die grosen Veränderungen, die sich seit einigen Wochen zugetragen hatten, förmlich genehmigen, das Verfahren gegen die Königinn für rechtmäßig erklären, und den Protestanten alle in frühern Zeiten erhaltene Vorrechte bestätigen.

Die Revolution schien nun vollendet und befestiget zu seyn, und der Regent glaubte sich sicher und ruhig in dem Besitz der Herrschaft, als eine neue Zwischenscene dieses sonderbaren Schauspiels ihn mit unerwarteten Gefahren überraschte, und den erstaunten Blicken des Volkes die Aussicht in eine neue Revolution zu eröffnen schien. Maria hatte George Douglas, einen der Brüder ihres Kerkermeisters (des Regenten Halbbruder) einen Jüngling von achtzehn Jahren, durch Liebkosungen und Versprechungen aller Art für sich gewonnen, und mit ihm den Plan zur Flucht aus ihrem Gefängnisse entworfen. Douglas fand nach mancherlei Versuchen endlich (am 21ten May 1568.) die Gelegenheit, die Schlüssel zu den Zimmern worin die Kö-

niginn eingesperrt war, aus seines Bruders Gemach zu entwenden, öffnete ihr die Thüren, brachte sie ohne Verzug in ein zur Ausführung dieses Anschlages bereit stehendes Boot, und kam glücklich mit ihr am andern Ufer an. Hier bestieg sie in höchster Eile ein Pferd, und rastete nicht eher, als bis sie sich zu Hamilton, wenigstens zwölf deutsche Meilen vom Orte ihrer Gefangenschaft entfernt, sicher sahe. Sie war eilftehalb Monat in Loch-Leven verhaftet gewesen.

Plötzlich erhoben, als diese Nachricht erscholl, die verborgenen aber immer noch zahlreichen Anhänger der Königinn das Haupt. Einige unter den Verbündeten, wie Argyle und Murray von Tullibardin hatten schon seit einiger Zeit ihr zu heftiges Verfahren bereuet, und in ihren Entschlüssen gewankt. Huntley, Lord Harris und andere mächtige Edelleute waren von je her ihre Freunde. Aber die mächtigste Stütze dieser wieder auflebenden Partei war das Haus Hamilton, schwer beleidigt und zurückgesetzt, da Murran ohnedies ein alter Feind der Familie, mit Vorübergehung des Herzoges von Chatelherauld, des ersten Prinzen vom Geblüte, die Regentschaft übertragen ward. Der Erzbischof von St. Andrews, des Herzoges Bruder, den man als das Haupt des Hamiltonschen Bundes betrachten konnte, wurde von Stunde an der vertrauteste Rathgeber der Königinn, die er, so wie am Ende sich selbst und die Seinigen, durch wohlgemeinte, aber rasche und leidenschaftliche Schritte ins Verderben zog. Hätte Maria sich nur wenig Tage oder Wochen leidend verhalten, hätte sie ihren einheimischen Anhängern und ihren auswärtigen Freunden nur die Zeit gelassen, sich zu sammeln und öffentlich für sie aufzutreten, so würden die Begebenheiten wahrscheinlich einen günstigern Gang genommen, und vielleicht ihren Glücksstern noch einmal über den Horizont geführt haben. Es war aber ein Anderes beschlossen. Der ungestüme Eifer

der Hamilton's, und das Vertrauen auf eine Armee, welche die bei Glasgow versammelte Mannschaft des Regenten an Volksmenge weit übertraf, bewogen die Königinn, ihre Einwilligung zu einem Angriffe zu geben, der bei Langside, auf dem Wege von Hamilton nach Dumbarton, noch obendrein in einer den Angegriffenen äußerst vortheilhaften Stellung unternommen ward. Der Regent trug einen vollständigen Sieg davon, und Maria sah von einer Anhöhe die Niederlage des Heers, auf welchem ihre letzten Hoffnungen ruheten. Da sie bald inne ward, daß alles verloren war, ergriff sie mit Eile der Verzweiflung die Flucht, und so gewaltig trieb Schrecken und Angst in ihrer Seele, daß sie die Augen nicht eher schließen wollte, als bis sie in der Abtei Dunfrain an der südlichen Küste von Galloway, einem vom Schlachtfelde fast zwanzig deutsche Meilen entlegenen Orte, das Ufer des Meers erreicht hatte. Aber auch dies schien ihrem zerrütteten, von Leiden und Schrecknissen aller Art entnervten Gemüthe, noch kein sicherer Aufenthalt zu seyn. Trotz der augenscheinlichen Gefahr, der sie entgegen ging, trotz der dringenden und flehentlichen Bitten des kleinen Häufleins von Freunden, das sie umringte, beharrte sie auf dem unglücklichen Vorsatze, ihr Vaterland zu verlassen, und England zum Zufluchtsorte zu wählen; und ehe noch die Anfrage, wie man sie aufnehmen würde, beantwortet war, schiffte sie sich in ein Fischerboot ein, und kam (am 16ten Mai) mit einem sehr geringen Gefolge zu Workington in Cumberland an, von da man sie gleich darauf mit allen Aeußerungen der Achtung und Ehrfurcht nach Carlisle führte.

Der Augenblick, in dem Elisabeth diese große und unerwartete Neuigkeit vernahm, war gewiß einer von den bedeutendsten, und wahrscheinlich einer von den entzückendsten ihres Lebens. Während der langen Reihe unglücklicher Begebenheiten, welche seit der Vermählung mit Darnley das Herz der Königinn von Schottland gebrochen,

und ihren Namen vor aller Welt befleckt hatten, blieb die selbstsüchtige und behutsame Monarchinn von England ihrem Charakter, ihren Maximen, und ihrem frühzeitig angenommenen System unabänderlich getreu. Um keine der Parteien in Schottland aussterben zu lassen, hielt sie es mit allen zugleich. Um die Quellen der Unruhen nie verstopft zu sehen, zeigte sie insgeheim jedem Unruhestifter günstigen Erfolg und einladende Aussichten, indeß sie vor den Augen der Welt nicht ermangelte, die strafende Hand gegen seine Brust zu lenken, und das Rachschwerdt über seinem Haupte aufzuhängen. Als Darnley die Liebe der Königinn mit schnödem Undanke und wilden Mißhandlungen belohnte, half sie der gekränkten Fürstinn über ihr unverdientes Leiden, und bald darauf wieder dem mißvergnügten Könige über seine harte Zurücksetzung jammern. Nachdem eine mörderische Hand seinem Leben ein Ende gemacht hatte, stimmte sie in das allgemeine Geschrei der Nation, indeß im Stillen ihre Gesandten versichern mußten, daß sie ihre gute Schwester keiner Frevelthat fähig, glaubte. Zu der Zeit, da die bejammernswürdigen entscheidenden Fehltritte, die Bothwell vorbereitet hatte, geschahen, beobachtete sie ein tiefes erwartungsvolles Stillschweigen. Sobald die Verbündeten ihren Aufstand ankündigten, ward ihre Thätigkeit wieder wach, und eben die Abgeordneten, welche den Auftrag hatten, der Königinn ihr Beileid zu versichern und ihre Hülfe zu versprechen, mußten den Häuptern des Bundes in unbestimmten aber verständlichen Ausdrücken, Billigung ihres Unternehmens, Freundschaft und Beistand zusagen. Wer Elisabeth kannte, der war unterrichtet genug, um von der Stunde an, wo Maria den Englischen Boden betrat, ihr unausweichliches Schicksal vorherzusagen. Die Staatskunst verband sich mit den Leidenschaften, Elisabeth mit Cecil, um die einmal Gefallene nie wieder emporkommen zu lassen. England ward plötzlich von mannichfaltigen Besorgnissen befreit, wenn

das benachbarte Königreich während einer langen Minderjährigkeit eine Beute ohnmächtiger und kämpfender Faktionen werden mußte: Englands Thron senkte sich fester in seine Grundpfeiler, wenn die gefährlichste Prätendentinn, die Einzige, die durch Umstände begünstigt eine fühlbare Erschütterung bewirken konnte, vom Schauplatze verschwand; und die Besitzerinn dieses Throns fühlte ihr von Neid und Eifersucht gefoltertes Herz erleichtert, wenn die große Nebenbuhlerinn in Dunkelheit, Verachtung und Elend sank. So wurde in dem einsichtsvollen Cabinet der Elisabeth, so wurde in dem Innersten ihres stolzen Gemüths berathschlagt: und bald, sehr bald war der staatskluge und unmenschliche Entschluß gefaßt, die Königinn von Schottland, wie auch die Umstände sich wenden mogten, nie wieder aus England zu entlassen, oder, wenn eine eiserne Nothwendigkeit dazu zwänge, auf ihre Rückkehr einen ungeheuren und nicht leicht vergänglichen Preis zu setzen.

Die ersten Wirkungen dieses Entschlusses zeigten sich in der kalten und unfreundlichen Antwort, welche auf einen würdevollen Brief, den Maria gleich nach ihrer Ankunft in England an die Königinn geschrieben hatte, und auf ihre rührende Bitte um ein persönliches Gehör, erfolgte. Die Verbrechen, deren man Maria beschuldigte, hieß es, wären zu groß, als daß die Königinn, ohne ihrer eigenen Ehre zu nahe zu treten, und die Verwandten des ermordeten Königes zu beleidigen, in eine Zusammenkunft willigen könnte, ehe die Grundlosigkeit der Anklage unwidersprechlich dargethan wäre. Von dem heißesten Wunsche, die Unschuld ihrer geliebten Schwester, an der sie selbst nie gezweifelt habe, vor aller Welt aufzuklären, beseelt, halte es Elisabeth für nothwendig, die Ankläger öffentlich zu vernehmen, und der angeklagten Königinn den Weg zu einer öffentlichen Vertheidigung zu bahnen. Die bittersten Gefühle, die nur ein menschliches Herz dulden kann, bestürmten Maria mit vereinter Gewalt, als sie diese Er-

klärung vernahm. Alle Schleier fielen auf einmal von ihren Augen: sie erkannte, daß sie ihre Unabhängigkeit verloren, und sie sah mit Schrecken, an wen sie sie verloren hatte. Es gab keinen Ausweg mehr: den demüthigenden Antrag anzunehmen, war jetzt unter den fürchterlichen Uebeln, die sie umringten, das kleinste, und sie wich ihrem grausamen Verhängnisse. Ohne ihren Entschluß abzuwarten, ließ Elisabeth auch schon die, welche ihre Monarchinn vom Thron gestürzt hatten, auffordern, ihr Verfahren zu rechtfertigen, und einem Englischen Richterstuhl Beweise ihrer Beschuldigungen vorzulegen. Selbst Murray fand sich durch ein solches Begehren, daß gleichsam alle alte Fabeln von Englands Oberherrschaft über Schottland von neuem belebte, erniedrigt, und durch die schwere Aufgabe, die es in sich schloß, einer gefahrvollen Probe ausgesetzt. Auch ihm blieb nichts weiter übrig als gehorchen: ihm ward jedoch das Gehorchen erleichtert und versüßt, indem Elisabeth durch die ermunternde Versicherung, daß kein Ansehen der Person auf ihr Urtheil Einfluß haben, und ihren Ausspruch lenken sollte, den Erfolg der Anklage, so deutlich, als es nur irgend der äußre Anstand gestatten wollte, vorherverkündigen ließ.

Weil Murray dies wichtige Geschäft Keinem zu übertragen wagte, oder weil sich (nach andern Angaben) Niemand dazu verstehen wollte, die Hauptrolle bei einem so bedenklichen Spiele zu übernehmen, mußte er selbst nach York, dem zur Verhandlung der Sache von den Englischen Ministern bestimmten Orte reisen. Morton, der schlaueste und gefährlichste von des Regenten Partei, Lord Lindsay, der Bischof von Orkney (der vier Monat vorher keinen Anstand genommen hatte, Bothwell mit der Königinn zu trauen) und Pitcairn von Dunferling, waren seine Mit-Deputirten; Lethington und George Buchanan, jener ein unentbehrlicher Gehülfe bei jedem verwickelten und schwer zu behandelnden

ernehmen, dieſer, durch Talente vom erſten Range,
ublikaniſchem Geiſtesſchwung, wahren Römer-Sinn,
ein ſchriftſtelleriſches Verdienſt, das wie ein Meteor
der Dämmerung jener Zeiten hervorglänzt, eben ſo be-
nt, als durch politiſchen und religiöſen Fanatismus,
de Parteiſucht und gränzenloſen Verfolgungseifer ver-
hrt, — wurden ihnen als Rathgeber zugeordnet. Die
iginn von Schottland, die gerade zu dieſer Zeit von
liſle nach Bolton, einem feſten Schloſſe des Lord Scroop
den Gränzen von Yorkſhire gebracht worden war,
lte Lesley, Biſchof von Roſſ, Lord Harris, Lord
ingſton, Lord Boyd und einige andere Edelleute
hren Abgeordneten, unterließ aber nicht, eine gegründete
teſtation gegen alle Anſprüche einer fremden Gerichts-
keit über ihre ſouveräne, ohne freiwillige Ergebung fei-
, und am wenigſten einem auswärtigen Richterſtuhl
erworfene Perſon beizufügen. Eliſabeth ernannte
omas Howard, Herzog von Norfolk, Thomas
tcliff, Grafen von Suſſex und Sir Ralph Sad-
zu Commiſſarien.

Die Conferenzen hatten kaum (am 4ten October
58.) ihren Anfang genommen, als man von Seiten
Kläger eine Lauigkeit, eine Bedenklichkeit, ein Zögern,
Schwanken bemerkte, welches gegen die Erwartungen,
jedermann von dieſem Prozeſſe gehegt hatte, ſonderbar
ach. Das Bewußtſeyn unzureichender Beweiſe, und die
cht vor dem Ausgange erklärte dies Betragen nicht
: man ſuchte einen andern Schlüſſel dazu und ent-
te ihn in Kurzem. Der Herzog von Norfolk, der
ſident der Commiſſion, war längſt ein geheimer Freund
Angeklagten geweſen: er ſah durch die Verhandlung,
der er den Vorſitz führen ſollte, nicht nur ihre dama-
n Verhältniſſe unwiderbringlich zerrüttet, ſondern alle
Ausſichten in die Zukunft verdunkelt; und dies ſchmerzte
doppelt, ſeitdem die Hoffnung, die Hand der Königinn

von Schottland für sich selbst zu erhalten, in ihm aufgewachsen oder vielmehr durch Andere in ihm gepflanzt und erzogen worden war. Lethinaton's unerschöpfliches Genie hatte auch diesen kühnen Plan ersonnen und ausgebildet. Seit langer Zeit mißbilligte er insgeheim das harte Verfahren einer Partei, an welche ihn doch sein Interesse und seine frühern Schritte unzertrennlich gebunden hatten, und nährte den Wunsch, unter dem Anschein fortdauernder Treue gegen seine bisherigen Bundesgenossen, die Königinn wieder in ihre Rechte einzusetzen. Der Herzog von Norfolk hörte seine Rathschläge mit Wohlgefallen an, und bald wurden nicht allein die wärmsten Freunde der Königinn, sondern auch wichtige Männer von der Gegenpartei, und zuletzt sogar der Regent selbst in geheimnißvolle Unterhandlungen über das neue Projekt gezogen. Elisabeth war zu scharfsichtig, um nicht Spuren dieser tief-verschlungenen Cabale, sollte es auch nur in dem trägen und unwirksamen Gange des Hauptgeschäftes seyn, zu entdecken: und sie faßte sogleich den Entschluß, die Conferenzen von York nach London zu verlegen. Zugleich gab sie Befehl, die Königinn von Schottland, der die Denkungsart ihrer vermeinten Beschützerinn, und ihr bevorstehendes Schicksal nun immer lesserlicher ward, von Bolton, weil Lady Scroop, als Norfolks Schwester, verdächtig schien, nach Tutbury in Staffordshire zu bringen, und der Aufsicht des Grafen von Schrewsburg zu überliefern.

Nach einem abermaligen vergeblichen Versuche, Elisabeth zu einer Unterredung zu bewegen, mußte Maria endlich, obgleich sie es nicht ohne den nachdrücklichsten Vorbehalt ihrer Rechte that, in die Fortsetzung des Prozesses willigen. Die Commission wurde (im Dezember 1568.) zu Westminster mit fünf neuen Mitgliedern vermehrt; der Siegelbewahrer Bacon, die Grafen von Leicester und Arundel, Lord Clinton, und Cecil, das große Triebrad aller feindseligen Beschlüsse gegen die Schottische

iginn, nahmen ihren Sitz bei derselben. Anfänglich
n diese Vermehrung der Richter und die Veränderung
Orts keinen sonderlichen Einfluß auf die Beschleunigung
cheidender Schritte zu haben: auf einmal aber trat
Regent mit der noch immer zurückgehaltenen Beschul-
ung, daß Maria an der Ermordung ihres Gemahls
il genommen habe, hervor. Er belegte diesen wesent-
n Punkt mit keinen andern Beweisstücken, als eben der
mmlung von Briefen und Sonnetten, gegen deren Aecht-
die Freunde der Königinn von Stunde an bis auf die-
Tag so feierlich und lebhaft gestritten haben. Bei
Untersuchung dieser wichtigen Dokumente verfuhr die
mmission rasch, flüchtig, ohne alle Rücksicht auf rechtliche
men, und als die Vertheidiger der Maria die Mit-
lung derselben, oder wenigstens glaubhafter Abschriften
erten, wurde ihnen dieses gerechte und regelmäßige Be-
ren unter allerlei nichtigen Vorwänden abgeschlagen. *)
Entscheidung der Elisabeth war nicht weniger merk-
rdig, als der ganze Gang dieser beispiellosen Verhand-
g. Sie ließ dem Regenten durch Cecil erklären, daß
zwar sein Verfahren untadelhaft, dennoch aber in sei-
Aussagen nichts fände, das einen gegründeten Vor-
rf auf seine Monarchinn wälzte. Ein Ausspruch, der,

---

*) Wenn auch Whitacker in seinem weitschweifigen
nur allzuoft ermüdenden Werke (Mary Queen of Scots
licated, drei Bände zusammen von 1500 Seiten) seinen
ptzweck, die Unächtheit der Briefe und Sonnette über
en Zweifel hinaus darzuthun, nicht erreicht haben
te, so hat er doch den wahren Gang, und die große Un-
elmäßigkeit der commissarischen Untersuchung sehr ins
t gestellt, und besonders die gänzliche Falschheit des Um-
ndes, daß die Vertheidiger der Maria auf Murray's
schuldigung gar nicht hätten antworten wollen, welcher
Erzählung Robertson's und Hume's zu Grunde
t, auf eine sehr überzeugende Art dargethan.

wenn man auf die wesentliche Beschaffenheit der Anklage Murray's zurückgeht, in sich selbst einen Widerspruch enthielt, und wenn man das gleich darauf folgende Betragen der Elisabeth erwägt, ein seltenes Probestück boshafter Heuchelei an den Tag legte.

Kaum war dieses fruchtlose, für die Schottische Königinn so demüthigende Blendwerk einer Criminalprozedur geschlossen, und der Regent, nicht ohne wesentliche Unterstützung und glänzende Versprechungen entlassen, als in England Unruhen ausbrachen, die den Haß der Elisabeth gegen ihre unglückliche Gefangene merklich vermehren, und diesem Hasse sogar ein Ansehen von Rechtmäßigkeit verleihen mußten Die Hoffnungen, die Lethington in der Seele des Herzoges von Norfolk aufregte, hatten zu tiefe Wurzeln geschlagen, um dem ersten widrigen Winde, der sie erschütterte, zu weichen. Er hatte seine Wünsche nicht nur dem Regenten und vielen Großen von Schottland, sondern auch den Grafen von Pembroke, Arundel, Bedford, Derby, Shrewsbury und mehrern der wichtigsten Männer in England, sogar dem größten Günstlinge der Königinn, Leicester, entdeckt. Er war von allen verrätherischen Absichten weit entfernt, schmeichelte sich aber mit der eitlen Erwartung, eine so große Anzahl von Anhängern in sein Interesse zu ziehen, daß Elisabeth, wenn er ihr zuletzt seine Absichten eröffnete, es nicht mehr wagen würde, sich zu widersetzen. Zu seinem Unglück gingen in eben der Zeit, wo der immer wachsame Cecil das Geheimniß ausgeforscht hatte und Murray niedrig genug gewesen war, den Herzog zu verrathen, die Grafen von Northumberland und Westmoreland, zwei der mächtigsten Edelleute im Norden von England, mit einem ernsthaftern, dem Herzoge wahrscheinlich ganz unbekannten, wenigstens seiner Denkart nicht angemessenen Complott gegen Elisabeth um, dessen anerkannter Endzweck die Wiederherstellung der Katho-

lischen Religion war, und unter dessen Nebenabsichten die Befreiung der Königinn von Schottland gehörte. Dies gefährliche Complott, zu dessen Ausführung bereits 4000 Mann Fußvolk und 1600 Reuter versammelt waren, wurde durch die zeitigen und kräftigen Maßregeln des Englischen Kabinets sehr bald vereitelt, und die Urheber sahen sich gezwungen, die Flucht zu ergreifen: nichts desto weniger ließ Elisabeth den Herzog von Norfolk in den Tower, und die Königinn von Schottland nach Coventry, einem von dem Sitze der Rebellion entfernten Orte bringen. Damals schien sie, wenn nicht auch hier ihre Verstellungskunst alles leitete, den Entschluß gefaßt zu haben, Maria, die sie nun schon als eine unversiegbare Quelle innerer Bewegungen ansah, nach Schottland zurückzuliefern: wenigstens trat sie darüber in Unterhandlungen mit dem Regenten, die aber durch seinen unvermutheten Tod ein plötzliches Ende nahmen.

Hamilton von Bothwellaugh, ein Mann, den persönliche Rachgier gegen den Regenten, der ihm nach dem Treffen bei Langside zwar das Leben schenkte, aber alle seine Güter nahm, und außerdem der Familienhaß des Hauses Hamilton zu dem blutigen Unternehmen trieb, hatte längst den Vorsatz genährt, seinen mächtigen Feind mit eigner Hand zu erlegen. Er erwartete ihn, als er auf der Reise von Stirling nach Edinburg durch Linlithgow kam, schoß ihm mitten im Gedränge der Straße eine Kugel durch den Leib und entfloh. Die Wunde war tödtlich und der Regent gab in der Nacht seinen Geist auf. — Selten sind die Urtheile der Zeitgenossen und der spätern Schriftsteller über eine bedeutende Person in einem so hohen Grade widersprechend gewesen, als die Urtheile über Murray: aber gerade dieser Umstand lehrt uns, die Lobsprüche seiner Bewunderer, die ihn als den ersten Mann seiner Zeit schildern, für ausschweifend, und die Schmähungen seiner Gegner, die ihn wie den niedrig-

ſten Böſewicht behandeln, für übertrieben zu erklären. Klugheit, Entſchloſſenheit und große Geſchäftstalente kann Niemand ihm abſprechen: ein raſtloſer Ehrgeiz unterſtützte dieſe glänzenden Eigenſchaften, befleckte und verdunkelte ſie aber auch zuweilen. Ob ſein Eifer für die Proteſtantiſche Religion mehr Herzensſache oder mehr Kunſtgriff war, ob die großen Dienſte, die er ſeiner Schweſter im Anfange ihrer Regierung leiſtete, aus redlicher Neigung oder aus verborgener Politik geſchahen, wird wohl ewig unentſchieden bleiben; ſo viel iſt gewiß, daß man auch ihn, ob er gleich von mancher Seite wohlthätig und weiſe regierte, des Herrſchens würdiger gefunden haben würde, wenn er nicht geherrſcht hätte, und daß die letzte und wichtigſte Szene ſeines Lebens nicht die anziehendſte und ruhmwürdigſte deſſelben war.

Nach Murrays Tode ging über Schottland eine lange Reihe finſtrer Tage auf, in denen Bürgerkrieg, Anarchie und alle Schreckensgeburten des ausgelaſſenſten Parteigeiſtes die unglückliche Nation heimſuchten. Die Anhänger der Königinn, welche ſeit einiger Zeit nur an ſtillen Hoffnungen gezehrt und über heimlichen Complotten gebrütet hatten, erhoben nun auf einmal das Haupt. Der Graf von Athol, Kirkaldy von Grange, der die Citadelle von Edinburg commandirte, und Lethington, den ſchon der Regent kurz vor ſeiner Ermordung in ſo hohem Grade verdächtig fand, daß er ihn in Verhaft nehmen ließ, traten förmlich zu dieſer Partei über, welcher der Herzog von Chatelherauld, Lord Harries, die Grafen von Argyle und Huntley und andere Männer von Gewicht ein großes Anſehen verliehen. Demohnerachtet vermogten ſie nicht, der entgegengeſetzten Partei, zu der ſich Eliſabeth immer beſtimmter und offener hinneigte, die Spitze zu bieten, und mußten es geſchehen laſſen, daß dieſe den Grafen von Lenox, des verſtorbenen Königs Vater (am 12ten July 1570.) zum Regenten

wählte. Lenox eröfnete seine neue Laufbahn mit einer strengen Achtserklärung gegen alle, die es mit der Königinn hielten, und er befudelte sie im folgenden Jahre durch eine unerhörte Grausamkeit gegen den Erzbischof von St. Andrews, den er bei der Ueberrumpelung des Schlosses Dunbarton zum Gefangenen machte, und als den Anführer des ihm verhaßten Hauses Hamilton, und einen eifrigen Freund und Rathgeber der Königinn, unter dem abgeschmackten Vorwande einer Theilnahme am Königsmorde, ohne Rücksicht auf sein Alter und auf die hohe Würde seines Standes und seiner Aemter — mit dem Strange hinrichten ließ. Dieser abscheulichen That folgte die Strafe auf dem Fuße nach. Als noch in eben dem Jahre (1571) der Regent mit seinen Getreuen ein Parlament zu Stirling hielt, überfiel Kirkaldy, an der Spitze eines beträchtlichen Corps, den wehrlosen Ort und die wehrlose Versammlung, und erfocht beinahe ohne Blutvergießen einen Sieg, der entscheidend gewesen wäre, wenn nicht der Graf von Mar die Einwohner von Stirling plötzlich unter die Waffen gejagt, und die Stürmenden zum Weichen gezwungen hätte. Indessen war Lenox in den Händen seiner Feinde, und das Feldgeschrei: „Denkt an den Erzbischof von St. Andrews" ward das Signal zu seinem Tode, von dem ihn, da die Wut der Soldaten einmal aufgereat war, keine Vorstellungen, keine Bemühungen der Anführer zu retten vermogten. Im Augenblicke der Bestürzung ernannte seine Partei den Grafen von Mar zum Regenten, der aber nicht länger als ein Jahr auf diesem gefährlichen Posten stand. Er war der wohlmeinendste und redlichste von allen, welche die Waffen gegen die Königinn ergriffen hatten; das Vertrauen, welches seine Sanftmuth und seine Billigkeit einflößte, stimmte die aufgebrachtesten Gemüther zum Frieden, und ein Vergleich mit Kirkaldy und Lethington, die durch ihre persönlichen Eigenschaften die

wichtigsten Stellen unter der Gegenpartei behaupteten, näherte sich der Vollendung, als Morton, ein geheimer Nebenbuhler des Regenten, und zu allen Zeiten mächtiger als dieser, aus Eifersucht über den Ruhm, den er einerndten, und aus Furcht vor dem Einfluß, der denen, welche sich mit ihm versöhnten zu Theil werden mögte, die Unterhandlung boshafterweise zerschlug. Die Entdekkung einer solchen Treulosigkeit stürzte den friedlich gesinnten Mar, in eine tiefe und unheilbare Schwermuth, die in wenig Monaten, vielleicht (wie das Gerücht sagt) durch Gift von Mortons Hand unterstützt, seinem Leben (1572) ein Ende machte *).

Morton, mit dem nun Niemand mehr um den höchsten Rang wetteifern konnte, ward sein Nachfolger, der vierte, der in dem kurzen Zeitraume von drei Jahren mit dieser durch Mühseligkeiten und Gefahren so verbitterten Regentenwürde bekleidet war. Die ersten Jahre seiner Staatsverwaltung verflossen noch unter eben den Stürmen, mit denen seine Vorgänger gekämpft hatten. Der bürgerliche Krieg wütete tief in den Eingeweiden des zerrütteten Reichs, zerriß die Bande der bürgerlichen Gesellschaft, und zuletzt die noch festern der Natur. In die Partei-Namen: Königs-Männer und Königinns-Männer hatten sich die Bewohner eines und desselben Fleckens, die Brüder eines und desselben Hauses getheilt: und der religiöse Fanatismus unterhielt die Flammen, welche der politische anblies. Die erste Aussicht auf ein Ende dieses allgemeinen Elends gab eine Spaltung, die sich bald nachdem Morton die Regentschaft angetreten hatte, unter den Anhängern der Königinn zeigte. Cha-

*) In eben diesem Jahre starb auch Johann Knox, dessen Namen in der Geschichte der Kirche und des Staates einen so ansehnlichen Platz behauptete.

telheraukd und Huntley ſtanden an der Spitze der einen, Kirkaldy und Lethington an der Spitze der andern Partei, in welche dieſer Bund zerfallen war. Der Regent eröfnete ſeine Unterhandlungen mit beiden, und es glückte ihm endlich bei dem Herzoge, dem ſehnlich gewünſchten Frieden um einen wichtigen Schritt näher zu kommen. Vom herannahenden Alter gedrückt, der Unruhen und Kämpfe ſatt, und von ſeiner charakteriſtiſchen Unbeſtändigkeit bis in die letzte Szene ſeines Lebens begleitet, nahm der Herzog für ſich und ſeine Bundesgenoſſen unter leidlichen Bedingungen den Vergleich, der ihm dargeboten wurde, an, unterwarf ſich dem jungen Könige und ſeinem Stellvertreter dem Regenten, entſagte allen Unternehmungen des Ehrgeizes, und ging in unthätiger Stille dem Grabe entgegen, das ihn zwei Jahre nachher (1573) in ſeinen friedlichen Schooß aufnahm. Solch ein Loos war dem ſelbſtthätigen, nimmer raſtenden, unkeugſamen Häupte der andern Oppoſitionspartei nicht vergönnt. Von allen ſeinen alten Freunden verlaſſen, einſam und hoffnungslos in einem nun gänzlich unterjochten Lande, beſchloß der unerſchütterliche Kirkaldy ſeine Citadelle von Edinburg die er noch immer im Namen der Königinn behauptete, nur im Augenblick der letzten Noth zu übergeben. Er wollte noch fechten, als die Belagerungstruppen des Regenten, von funfzehn hundert Engländern, die Eliſabeth, jetzt erklärte Freundinn der Königspartei, zu Hülfe ſendete, unterſtützt, ſchon den gröſten Theil ſeiner Feſtungswerke zerſtöret hatten: ſeine Beſatzung zwang ihn zu capituliren: er muſte ſich mit Lethington, Lord Home und einigen andern Zeugen und Genoſſen ſeiner hartnäckigen Tapferkeit in die Gefangenſchaft liefern. Der Anführer der Engliſchen Truppen hatte ihm im Namen der Königinn gute Behandlung verſprochen. Morton beſaß weder Menſchlichkeit noch Groſmuth genug, dieſer Verheißung treu zu bleiben, und Eliſabeth willigte endlich ſelbſt in Kir-

kaldy's Untergang. Der edle Mann wurde nebst sei
Bruder verdammt, den Tod der Verräther an einem
gen zu Edinburg zu sterben. Lethington entging ei
ähnlichen Schicksal, indem er „nach Römer Art", wie
beredteste seiner Zeitgenossen sagt, auf selbst gewäh
Wege seinem Leben ein Ende machte. Morton sahe
nun (im Jahre 1574) von allen seinen Feinden bef
und glaubte endlich der Ruhe genießen zu können, die
so manchen sauren Schritt, und so manchen blutigen
schluß gekostet hatte. Aber er besaß die Kunst nicht,
Regierung beliebt zu machen. Strenge Maßregeln, we
die Lage des Staats forderte, und harte Erpressung
die ihm seine eigene Habsucht eingab, empörten nach
nach die Gemüther aller Stände gegen ihn: und die
bitterung der Großen, deren Stolz er nicht sorgfältig
nung zu schonen verstand, vollendete das allgemeine
vergnügen. Sobald nur der junge König (1577) in
zwölftes Jahr getreten war, schlossen die Grafen von A
und Argyle, des Regenten ärgste Feinde, mit Lord
kine, dem Bruder des verstorbenen Grafen von M
welcher die Oberaufsicht über des Prinzen Person füh
und ihn zu Stirling erziehen ließ, einen geheimen Vertr
nach welchem die Regierung sogleich dem Könige übert
gen und der Regent gestürzt werden sollte. In kur
Zeit hatten sich diesem Vertrage mehrere Großen beigese
und das Ungewitter zog sich immer dichter über M
tons Haupte zusammen: er entging aber dem Schl
(1578) durch eine freiwillige Entsagung, und erkaufte
damit eine feierliche Bestätigung alles dessen, was er
Regent gethan hatte, und eine sehr bestimmte Lossprechu
von aller Verantwortlichkeit für begangene Fehler. Kau
einen Monat nach dieser Begebenheit wußte er sich w
nenem mit größerm Ansehen als je auf die oberste St
zu schwingen, und herrschte nun zwei Jahre lang beina
unbeschränkt über den jungen Monarchen. Endlich schl

doch die Stunde seines Falles. Zwei neue Günstlinge, die plötzlich das Herz des funfzehnjährigen Königes fesselten, Amatis Stuart, des Regenten Lenox Bruderssohn, in Frankreich geboren, wo seinem Vater der Titel eines Herrn von Aubigny beigelegt war, und Capitain Jakob Stuart, der Sohn des Lord Ochiltree, jener in sehr kurzer Zeit zum Herzoge von Lenox und zu den höchsten Würden im Staate, dieser weiterhin, auf den Trümmern des Hauses Hamilton, zum Grafen von Arran erhoben, verschworen sich (1580) gegen den gewesenen Regenten, und faßten den Entschluß, sich und den König um jeden Preis von ihm zu befreien. Da ihn die Bestätigungsurkunde vor allen gegen seine Regentschaft gerichteten Angriffen, zu bestimmt und nachdrücklich sicherte, so blieb nichts übrig, als die Vergangenheit zu durchwühlen und den breitesten aller Vorwürfe dieser Zeit, Theilnahme an der Ermordung des Königes auf ihn zu wälzen. Um dieses veralteten Verbrechens willen ward Morton wirklich angeklagt, und von einem Gerichtshofe, den seine Feinde nach ihrer Willkühr lenkten, zum Tode verdammt. Er leugnete bis auf den letzten Augenblick seine Mitwirkung beim Morde, ob er gleich vorhergehende Kenntniß desselben eingestand, und starb (1582) mit einer Standhaftigkeit und Gelassenheit, welche das Andenken an manche grausame und frevelhafte That, die unleugbar auf seinem Leben haftete, auslöschen oder wenigstens verdunkeln mußte.

Indeß so die Feinde und Freunde der Königinn von Schottland, alle die Mächtigen, „die ihre Stunde lang auf der Bühne getobt", die mit dem Schicksal ihres Vaterlandes gespielt hatten, einer nach dem andern in die Nacht der Vergessenheit wanderten, und im Verlaufe von zehn Jahren Murray, der Erzbischof von St. Andrews, Lenox, Mar, Knox, Kirkaldy, Lethington, Chatelherauld und Morton von dem Schauplatze ihrer Großthaten, ihrer Leiden, und ihrer Verbrechen herab-

stiegen, schmachtete jene unglückliche Fürstinn, ve
Welt fast eben so vergessen wie die Todten, in de
nungslosen Einförmigkeit eines Gefängnisses. Elisa
hatte längst den Zeitpunkt erwartet, wo sie das G:h
ihrer wahren Gesinnungen gegen Maria vor der
enthüllen und rechtfertigen wollte, und dieser Zeit
schien gekommen zu seyn, als das, was man die
Verschwörung des Herzoges von Norfolk nannte
Jahr 1571) ausbrach. Der Herzog war nach einen
unbedachtsamen Schritten aus dem Tower wieder e
sen worden, und hatte allen weitern Verbindungen
der Königinn von Schottland ausdrücklich entsagt. D
desto weniger ließ er sich von neuem in einen gefähr
Briefwechsel verwickeln, den Maria damals auf ve
genen Wegen mit dem Könige von Spanien und
mit dem Pabste unterhielt. Eine eigentliche Verrä
gegen seine Monarchinn scheint er nie begünstigt zu ha
aber alle Plane zur Befreiung der Schottischen Köni
und selbst die bedenklichen und gewagten Mittel, wod
diese Befreiung bewirkt werden sollte, fanden an ihm e
lebhaften Beförderer. Die Sache ward den Mini
hinterbracht, und Norfolk vor ein feierliches Trib
gestellt, wo vier und zwanzig Pairs das Urtheil über
sprachen. Dieses Urtheil war Tod. Aus dem Gesi
punkte gesetzlicher Strenge und der Sicherheit des St
betrachtet, ließ der harte Ausspruch sich rechtferti
wenn Menschlichkeit mit zu Gerichte gesessen, oder G
muth die letzte Stimme gehabt hätte, würde man
Herzog begnadigt haben. Er war der beliebteste u
allen Englischen Großen, und seine Hinrichtung (am
Junn 1572) erfüllte das Volk mit aufrichtiger, ti
Traurigkeit.

Gleich nach dieser Begebenheit ging in dem Ver
ren gegen die gefangene Königinn eine auffallend ung
stige Veränderung vor. Elisabeth nahm einen rauh

und gebieterischern Ton an, als sie sich bis dahin erlaubt hatte, brach in harte Vorwürfe und empfindliche Beschuldigungen aus, und erklärte sich unverschleiert für diejenige unter den Schottischen Parteien, welche mit den Anhängern der Maria im offenen Kriege begriffen war; Lesley, Bischof von Ross, der treueste und eifrigste Freund der unglücklichen Monarchinn, wurde als Mitschuldiger des Herzoges von Norfolk aus England verbannt, und man verstattete ihr nicht, an seiner Stelle einen andern Gesandten beim Englischen Hofe zu ernennen. Daß sie sich als eine Beschützerinn und eine Freundinn der Katholischen Religion gezeigt, daß sie mit Philipp von Spanien und dem Pabste, den verabscheutesten Feinden Englands vertraute Unterhandlungen angesponnen, daß sie an Complotten gegen die hochbeliebte Regierung der Elisabeth Theil genommen hatte, erbitterte nach und nach die Nation in so hohem Grade, daß das Mitleid mit ihrer traurigen Lage gänzlich zu erlöschen schien: und das Parlament ward bei mehr als einer Gelegenheit das Organ des allgemeinen Hasses, welcher sie verfolgte. Die auswärtigen Höfe, auf deren Beistand sie hätte rechnen können, waren in einheimische Unruhen zu tief verstrickt, um wirksame Schritte zu ihrer Befreiung zu thun. Spanien kämpfte mit der mühsam zurückgehaltenen, und bald nachher unaufhaltsam hervorbrechenden Rebellion in den Niederlanden: Frankreich ward von bürgerlichen Kriegen, wüthenden Faktionen und Religionsfanatismus zerrissen. Noch mehr: fast jede wichtige Begebenheit, die sich in einem der benachbarten Länder zutrug, mußte zum Nachtheil der unglücklichen Gefangenen ausschlagen. Es war der Eifer für das Papstthum, eben der, von welchem man Mariens Herz aufs lebhafteste durchdrungen glaubte, was Philipps und Alba's Mordschwerdt über Flandern und Holland schwang: es war die Verfolgungssucht der Katholiken, was im Jahre 1572 das grausame, verrätherische, höllische

Blutbad über die Proteſtanten in Paris und ganz
reich zog. Man gewöhnte ſich endlich daran, in
loſen Königinn von Schottland nichts als eine ent
Feindinn zu ſehen, die zum Wohl der Menſchheit
verdienten Kerker ſchmachtete: und da ihr Gefolg
eingeſchränkter, ihre Bewachung immer ſtrenger w
Niemand mehr Erlaubniß erhielt, anders als in Ge
ihrer Aufſeher mit ihr zu ſprechen, ſo verlor ſi
das Andenken an ihre Leiden immer mehr und
und ſie hatte ſeit vielen Jahren beinahe aufgehö
Gegenſtand des Geſprächs und der Theilnahme d
ſchen zu ſeyn.

Die erſte Gelegenheit, bei welcher ſie das Ge
ihres Namens wieder auffriſchte, gab eine aberma
volution in Schottland, welche auf das perſönliche
ſal ihres Sohnes einen unmittelbaren und weſe
Einfluß hatte. Seit Mortons Fall waren Len
Arran im ausſchließenden Beſitz aller öffentlichen
und im vollen Genuß des Königlichen Anſehens
Die Großen verabſcheueten die Regierung dieſer Gü
und gingen längſt damit um, ihr Vaterland von
rannei und den jungen König von den Feſſeln ei
entehrenden Verbindung zu befreien. Den Liebli
men der Zeit gemäß mußte ein ſolches Unternehme
gewaltſame Mittel ausgeführt werden. Jakob
als er (1582) von Athol nach Edinburg reiſete,
Schloß des Lord Ruthven eingeladen, dort von
cairn, Mar, Lindſay, Glamis, Boyd
dern Edelleuten, die um das Vorhaben wußten, z
fangenen gemacht, von ſeinen Lieblingen getrennt un
darauf gezwungen, den Befehl, der ſie ihrer ganzen
beraubte, und Lenox ſogar aus dem Reiche verwi
unterzeichnen. Als Maria dieſe Nachricht erhielt,
ſie einen eben ſo rührenden als nachdrucksvollen
die Königinn von England. Sie beſchwor ſie, nich

geben, daß sich über ihren Sohn dieselbe Masse von Leiden zusammenzöge, unter denen sie seit so vielen Jahren geschmachtet hätte, und nun bald erliegen würde. Sie schilderte in starken und kühnen Ausdrücken das schreckliche Loos, das ihr zu Theil geworden, und fast allein durch Elisabeths ungroßmüthige Verfolgung zu Theil geworden war: wie sie, ihre königliche Gefährtinn, ihre nächste Blutsfreundinn, ihre natürliche Bundesgenossinn, die Unruhen und Rebellionen, welche sie vom väterlichen Throne und aus dem väterlichen Reiche vertrieben, begünstigt und genährt, wie sie ihr Vertrauen durch Argwohn und Feindseligkeiten belohnt, ihre Hoffnung auf eine sichere Zuflucht, durch Kerker und Criminaluntersuchungen getäuscht, wie sie taub gegen die flehentlichsten Bitten, eine persönliche Zusammenkunft mit hartnäckiger Grausamkeit verweigert, wie sie von Jahr zu Jahr Unterhandlungen, die Befreiung zum Zwecke zu haben schienen, bloß als Blendwerke, um die Gefangenschaft zu verewigen, gebraucht, wie sie ihr ohne Erbarmen zuerst den Glanz, nachher die Freuden, und endlich die gemeinsten Bequemlichkeiten des Lebens geraubt hatte. Sie stellte vor, daß ihre gänzliche Gleichgültigkeit gegen alle Herrlichkeiten dieser Welt, ihre Entkräftung und ihr naher Tod keinen großen Besorgnissen mehr Raum ließe, und daß ihre Entlassung Niemanden gefährlich werden sollte: wäre es aber unwiderruflich beschlossen, ihrem Unglück nie ein Ziel zu setzen, so bat sie, ihr zur Beruhigung ihrer Seele einen Priester ihrer Religion, und zur Pflege ihres völlig zerrütteten Körpers zwei Kammerfrauen — denn auch diese hatte man ihr versagt — zu bewilligen. Ob dieser Brief je in Elisabeths Hände gekommen sei, ist zweifelhaft; gewiß ist es, daß sie ihn nie beantwortete; und bald darauf brachen über der gefangenen Königinn jene schrecklichern Schicksale aus, wovon ihre früheren Leiden nur das leise und traurige Vorspiel gewesen waren.

Der blinde Religionseifer und wüthende Verfolgu
geist der Katholiken breitete ewigen Argwohn, und im
wiederkehrende gerechte Besorgnisse über die Staaten
Thronen aller protestantischen Fürsten aus. Elisabe
Namen prangte vorn an, in allen Planen zum Unterga
der Ketzerei, welche schwärmerische Frömmlinge entwa
und der Pabst und die Katholischen Könige begünstig
Der König von Spanien hatte zu Douay ein Seminarium
Englische Flüchtlinge vom Katholischen Glauben angel
der Kardinal von Lothringen stiftete zu Rheims ein ähnlic
und in diesen Schulen des Fanatismus lehrte man o
Schen, daß die Ermordung eines Protestantischen Rege
unter die verdienstlichsten Werke gehöre. Im Jahre 1
zeigten sich in England hin und wieder Spuren des m
tigen Einflusses, den diese gefährliche Lehre auf Ge
ther, die dazu vorbereitet waren, gehabt hatte. Fre
Throgmorton, ein wohlhabender Mann aus Ches
machte sich dem Staatsrathe durch einige seiner Schr
verdächtig, wurde in Verhaft genommen, gestand, obg
nur auf der Folter, das Vorhaben, eine Landung fr
der Truppen in England zu befördern, ein, und m
dafür die Strafe des Hochverraths leiden. Crichto
ein Jesuit, der von Flandern nach Schottland reis
ward unterweges von Seeräubern überfallen, und n
im ersten Augenblicke der Bestürzung zerrissene Papier
die See, die aber durch ein sonderbares Ungefähr
Wind ans Ufer zurücktrieb, und in denen man vorn
einer künstlichen Zusammensetzung höchst bedenkliche
heimnisse entdeckte. Gleich darauf fasste Wilhelm Pa
ein Mann, der Credit genug besaß, um eine Stelle
Parlament zu erlangen, auf einer Reise in auswärti
Ländern, den Entschluß, die Königinn mit eigener H
ums Leben zu bringen, und er wurde in diesem Besch
nicht bloß von Seminaristen, Jesuiten und Englischen G
grirten, sondern von Cardinälen, und wie man sagt, se

vom Pabste bestärkt. Einer seiner vertrautesten Freunde verrieth ihn den Ministern: er gestand sogleich sein strafbares Vorhaben ein, und ging mit Gelassenheit dem Tode entgegen. Mehr oder weniger wurde bei allen diesen geheimnißvollen Unternehmungen der Name der Königinn von Schottland genannt. Es war mehr als wahrscheinlich, daß die eifrigen Katholiken auf sie ihre letzten und größten Hoffnungen gebaut hatten: es ließ sich nicht läugnen, daß sie in einem Briefwechsel mit auswärtigen Monarchen, und unter andern mit Englands geschwornen Widersachern stand; und von Throgmorton behauptete man allgemein, daß er ihr seine Anschläge mitgetheilt habe. Die Furcht vor dem Umsturze der gegenwärtigen Regierung, und welches eins und dasselbe zu seyn schien, vor der Rückkehr des Katholizismus, äußerte sich in England mit allen Kennzeichen der heftigsten Leidenschaft, beinahe mit den Symptomen einer Nationalkrankheit. Was nur die entfernteste Möglichkeit einer Annäherung dieses größten aller Uebel zeigte, galt gleich für einen Vorboten der unmittelbaren Auflösung des Staats: es gab keine Gnade für den, welchem selbst bei der größten Unschuld des Herzens, Erziehung oder Meinungen den geringsten Hang zu einer verbannten und verabscheueten Religion einflößte: und ein Katholik mußte ohne Ausnahme ein Feind des Vaterlandes seyn. Nichts war also natürlicher, als daß bei jeder Gefahr, die dem Staate oder der Monarchinn drohete, der Haß gegen die gefangene Königinn, besonders in dem Theile der Nation, der durch eine Revolution das meiste verlieren konnte, mit verdoppelter Stärke erwachte, und daß sich zuletzt wider die hülflose Unglückliche ein allgemeines Geschrei erhob. Leicester und einige andere Hofleute brachten, höchstwahrscheinlich mit Vorwissen der Elisabeth, eine feierliche Association zu Stande, wodurch eine große Anzahl von Menschen aus allen, besonders den höheren Classen, sich ausdrücklich ver-

band: „die Königinn wider alle ihre einheimische un
wärtige Feinde zu schützen, und, wenn es sich zu
sollte, daß zu Gunsten irgend eines Kron
tendenten ihrem Leben Gewalt angethan würde
Urheber solcher ruchlosen Handlung, so lange, bis s
Erdboden vertilgt wären, zu verfolgen.“ Einige J
nachher (1585) wurde dieser sonderbare Bund von
lament bestätigt, und in dem Beschluß, der die Bestä
enthielt, noch außerdem festgesetzt: „daß im Fal
Rebellion, welche durch oder für irgend einen Kr
tendenten angestiftet würde, die Königinn befugt seyn
die Urheber derselben vor einer Commission von vi
zwanzig hierzu ernannten Mitgliedern verhören zu
und daß, wenn sie schuldig befunden wären, jeder
Unterthan sie zum verdienten Tode bringen dürfte,
denn alles Recht zur Thronfolge für die so
stalt überwiesene Person und sogar für ihre Nachk
auf immer verloren ginge.“ Das Gesetz war
gegen Maria gerichtet, die in jeder Zeile desselbe
nahen und unvermeidlichen Untergang las. Zu
Zeit wurde ihre äußere Lage schlimmer als sie je
war. Man nahm sie aus der Obhut des Gra
Schrewsbury, der seinem schweren und bedenkliche
so manches Jahr lang mit eben so viel Treue ge
Monarchinn, als Edelmuth und Gelindigkeit gegen
fangene, vorgestanden hatte, und übergab sie in di
von Sir Amias Paulet und Sir Drue Drury *)

*) Die Geschichtsschreiber drücken sich insgesamt
die verschiedenen Orte, wo die unglückliche Königin
gen saß, dunkel und verworren aus. So viel ist de
ersehen, daß sie im Jahre 1568. von Carlisle nach B
Yorkshire) und drei Monat nachher von Bolton n
bury (in Staffordshire) gebracht ward. Von dieser
war sie unter der Aufsicht des Grafen von Schr
Indessen führte man sie 1569, als die Rebellion der

mit der peinlichen Gewissenhaftigkeit untergeordneter Beamten, ohne Schonung, ohne Anstand, ohne alle Rücksicht auf ihre ehemalige Größe, und auf einen Stand, den bis dahin im Urtheile der Menschen immer eine gewisse Heiligkeit umschwebt hatte, behandelten.

Sie hatte nun achtzehn Jahre lang alles, was das Leben versüßen und aufrecht halten kann, den Genuß ihrer eigenen Kräfte, den Umgang mit Menschen und die Freiheit entbehrt. Wenn auch in diesem oder jenem Augenblicke einer melancholischen Rückerinnerung an die Vergangenheit, mancher Fehltritt jugendlichen Leichtsinns und aufloderner Leidenschaft vor ihrem Gemüth schwebte, wenn dann auch eine innere Stimme ihr zuflüsterte, sie sey Miturheberinn ihres Unglücks gewesen, so mußte doch das Uebermaß ihrer Leiden viel lauter und gewaltiger sprechen, und das Gefühl, daß zwischen ihren Vergehungen und ihrer Strafe ein ungerechtes Verhältniß obwaltete, ihr ohne Unterlaß gegenwärtig seyn. Sie sah sich dem Hasse und der Eifersucht einer unversöhnlichen Nebenbuhlerinn, die sie nie absichtlich beleidiget hatte, sie sah sich der unerbittlichen

---

von Northumberland und Westmoreland ausbrach, nach Coventry und 1573. auf kurze Zeit nach Burton-Wells (in Derby Shire) zum Gebrauch des dortigen Bades. Nun sollte man aber aus Robertson und den meisten andern Schriftstellern schließen, daß der Hauptsitz ihrer Gefangenschaft in Tutbury geblieben wäre, da doch nach Camden (Brittannia p. 723. ed. 1695). der in seinen Annalen jenen Irrthum ebenfalls zu begünstigen scheint, offenbar das Castell von Sheffield (damals einem unbedeutenden, seitdem durch Manufakturen sehr empor gekommenen Orte) welches dem Grafen von Shrewsbury gehörte, ihr funfzehnjähriger Aufenthalt war. Von der Zeit an, da Paulet und Drury ihre Wärter wurden, hielt man sie in Chartley-Castle (in Staffordshire) welches damals (nach Camden Brittannia p. 532) der Familie Essex gehörte, verhaftet, und von da wurde sie nach Fotheringay Castle, ihrem letzten Wohnplatze, gebracht.

Politik eines Kabinets, vor dem Gerechtigkeit so gut al Menschlichkeit den oft schlüpfrigen Maximen des allgemei nen Wohls und der öffentlichen Sicherheit weichen mußte ohne Rettung aufgeopfert. Hundert fehlgeschlagene Ver suche, hundert täuschende Vorschläge zum Frieden, hunder fruchtlose Unterredungen, gewechselte Briefe und Negotia tionen, hatten sie endlich überzeugt, daß es mehr als Thor heit war, auf eine friedliche Entwickelung eines so hart näckig verschlungenen Gewebes von Elend, auf einen hei tern und regelmäßigen Ausgang so langer und eingewur zelter Widerwärtigkeiten zu hoffen. Ein so unnatürliche Verhältniß wie dies, wo eine Königinn von einer andern, in deren Lande sie vorübergehenden Schutz suchte, einge kerkert ward, konnte nur auf ungewöhnlichen Wegen, nur in Stürmen und Revolutionen sein Ende finden. Gerade der weite Umfang und die lange Dauer des Unglücks ward nun für ihre Feinde ein neuer Bewegungsgrund es niemals zu beendigen: nichts aber ist in der Lage des sen, dem ein großes Unrecht zugefügt wird, trostloser als der Gedanke, daß der, welcher es ihm zufügte, nicht mehr auf Verzeihung rechnen zu können glaubt. Wenn also Maria, von jeder nahen Hoffnung verlassen, von jeder rechtmäßigen Zuflucht ausgeschlossen, ihre Augen auf ent fernte Hülfe richtete, ihre Hand nach zweideutigen Ret tungsmitteln ausstreckte, wenn sie von Englands Feinden erwartete, was Englands Monarchinn ihr hartnäckig und böslich verweigerte, wenn sie sogar an den Tod dieser Monarchinn mit Sehnsucht und Wohlgefallen dachte, so war sie vor jedem billigen Richter, so war sie vor ihrem eigenen Herzen gerechtfertigt. Unglücklicher Weise ist die Gränzlinie zwischen einem lebhaften Wunsche, und der Be reitwilligkeit, das Ziel dieses Wunsches durch Mitwirkung näher zu rücken, zart und verführerisch, und Maria wurde gar bald beschuldiget, diese kritische Gränzlinie übertreten zu haben.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Im August 1586 kam durch die Wachsamkeit und Verschlagenheit des Staats-Secretairs Walsingham eines der verdienstvollsten und geehrtesten Minister der Königinn, eine schon weit gediehene Verschwörung ans Licht, welche nichts Geringeres als die Landung eines fremden Heers, die Ermordung der Elisabeth und die Befreiung der Königinn von Schottland zur Absicht hatte. Die ersten Anstifter dieses sehr ernsthaften Complotts waren Priester und Zöglinge der auswärtigen Seminarien, der thätigste Beförderer und in der Folge die Seele desselben aber ward Anton Babington, ein junger Mann von ansehnlichem Vermögen und vielen liebenswürdigen Eigenschaften, den wie es scheint der Wunsch, Befreier der gefangenen Monarchinn zu werden, noch mehr als der Religions-Eifer zu dem schwarzen Unternehmen verleitet hatte. Unter seiner Anführung vereinigten sich verschiedene, größtentheils wohlhabende und sonst anständige Männer mit den ersten Verschwornen: und als Walsingham durch einen Spion den er unter sie gemischt hatte, das ganze Geheimniß zu enthüllen anfing, waren schon die Hauptrollen alle vertheilt. Savage, ein Offizier in Spanischen Diensten, und ein verzweifelter Fanatiker wollte, von vier andern unterstützt den Mord der Königinn vollführen: Babington sollte das Gefängniß der Schottischen Monarchinn öffnen: die andern hatten es übernommen verschiedene Grafschaften zum Aufruhr zu bewegen. Das Verbrechen war klar und erwiesen, und der Prozeß kurz. Die Verschwornen sahen sich so sehr von aller Hoffnung entblößt, daß sie nicht den Muth behielten, den kleinsten Umstand zu läugnen oder zu verschweigen: sie wurden alle als Hochverräther hingerichtet.

Daß dies nur die Einleitung zu einem noch größern Trauerspiele abgeben, und daß eine so einladende Gelegenheit, die Königinn von Schottland, die man als eine Hauptperson in jeder Verschwörung betrachtete, anzugreifen, nicht ungenutzt vorübergehen würde, konnte Jedermann mit Zu-

versicht erwarten. Die Maßregeln wurden so genom
daß Maria, wenn sie schuldig war, ohne Rettung
terliegen, und selbst wenn sie es nicht war, in di
fährlichsten Schlingen verwickelt werden mußte. Sie e
die Nachricht von der Entdeckung des Babingtonschen
plotts, als sie eben das Pferd bestiegen hatte, um
ihren beiden Aufsehern einen Spatzierritt vorzuneh
Man erlaubte ihr nicht zurückzukehren, brach in ihre
wesenheit ihr Zimmer auf, bemächtigte sich ihrer sä
lichen Papiere, und des wenigen baaren Geldes, das
fand, nahm ihre Bedienten in Verhaft, schickte ihre
den Secretaire Nauë und Curle als Gefangene
London, führte sie selbst einige Tage lang von einem
zum andern, und brachte sie endlich nach Fotherin
einem festen Schlosse in Northampronshire, wo si
letzten Auftritt ihres traurigen Lebens überstehen sollt

Der Verdacht, den die aufgefangenen Papiere
besonders einige zwischen Babington und der Kön
von Schottland gewechselte Briefe auf diese warfen,
nach dem letzten Parlamentsschlusse ein hinreichender
zu einem Criminalverfahren gegen sie. Elisabe
nannte dazu eine Commission von zwei und vierzi
vornehmsten Männer im Reiche, die den Befehl erh
sich nach Fotheringay zu begeben, dort das Verh
eröffnen, und nach dem Ausgange desselben das Urthei
Maria, die man nicht mehr anders als „Tochte
Erbinn des verstorbenen Königs Jakob des V. von
land" nannte, zu sprechen. Der auffallende Umstan
sich unter den Mitgliedern dieser Commission alle M
und hohe Staatsbeamten der Königinn von Englan
ihre Lieblinge, und einige bekannte Feinde der Angel
befanden, konnte wohl selbst den parteiischen Aug
aufgebrachten Englischen Nation nicht entgehen.

Als die Commissarien (am 12ten October 15
Fotheringay erschienen, weigerte sich Maria auf

mit vieler Standhaftigkeit, ihnen Rede und Antwort zu geben, und behauptete mit großer Würde, sie, eine unabhängige Königinn könne von keinem Gerichtshofe auf Erden, am wenigsten von einem, worin sie ihres Gleichen nicht erblickte, von Commissarien einer fremden Macht, und nach Gesetzen eines fremden Landes, denen sie durchaus nicht unterworfen sei, gerichtet werden. Sie beharrete bis zum dritten Tage bei diesen Gesinnungen, den einzigen die vielleicht das herannahende Ungewitter noch entwaffnen, wenigstens die erste Wut desselben ableiten und dämpfen konnten: aber die Zudringlichkeit der Commissarien, das Gefühl ihrer gänzlichen Ohnmacht, und der Gedanke, daß man ihr nicht einen einzigen Freund, nicht einen einzigen Rathgeber, nicht eine einzige ihr ergebene Seele gelassen hatte, endlich die Vorstellungen des Vice-Cämmerers Hatton, der ihr hinterlistiger Weise zu verstehen gab, daß Elisabeth nichts sehnlicher wünschte, als ihre völlige Lossprechung, bewogen sie, die Befugniß des Tribunals anzuerkennen, welches auch gleich darauf zum förmlichen Verhör überging. Der wesentliche Punkt, um welchen sich dieses Verhör, trotz aller geflissentlich hineingemischten fremdartigen Beschuldigungen drehen mußte, war die Frage: „ob Maria an Babington's Verschwörung Antheil gehabt hatte?" Die Commissarien behaupteten es, und gründeten ihre Anklage auf die Briefe, welche sie von Babington erhielt, auf das Zeugniß ihrer beiden verhafteten Secretaire, daß die Antworten nach ihrem Befehl ausgefertigt wären, und auf die Aussage der vornehmsten Verschwornen, die kurz vor ihrem Tode die Königinn von Schottland als Theilnehmerinn an allen ihren Planen nannten. Maria läugnete den ganzen Inhalt der Anklage ab, versicherte, weder Babington, noch Savage, noch irgend einen der Verschwornen gekannt zu haben, wollte nichts von ihren Briefen wissen, erklärte, daß Nauë und Curle (jener nach ihrer Schilderung

nicht unbestechlich, dieser zwar treu, aber dem andern sklavisch unterworfen) von ihr nie bevollmächtigt gewesen wären, dergleichen Briefe zu beantworten, bestand darauf, daß man ihr ihre eigene Handschrift vorlegen, oder sie wenigstens mit ihren Schreibern zugleich vor Gericht stellen sollte, und schwur bei der Gnade Gottes, daß sie, obgleich schwer und mannssprechlich beleidigt, doch nie, auch nicht einmal in Gedanken einen Mordanschlag gegen die Königinn von England begünstiget habe. Sie kämpfte zwei Tage lang, männlich, unerschüttert, mit ununterbrochener Geistesgegenwart, gegen die gehäuften Vorwürfe, die Beredsamkeit, und die Sophisterei ihrer Richter, unter denen sie ihren alten Gegner Cecil, jetzt Lord Burleigh und Großschatzmeister von England, erblickte. Als in einer von den Reden der Ankläger, der Name Philipp Howards Grafen von Arundel, der damals, weil der Hof ihn für einen Mitschuldigen der Verschwörung hielt, im Tower saß *), ausgesprochen wurde, rief sie mit tiefer und zärtlicher Wehmuth aus: „Ach, wie viel hat das edle Haus der Howards meinethalben schon leiden müssen!“ Da sie ihre Unschuld standhaft behauptete, so hoben die Commissarien den Prozeß, ohne ihn zu beendigen, auf, gingen nach Westminster zurück, und gaben hier den einmüthigen Spruch von sich: „daß Maria Babingtons Verschwörung beigetreten sey, den Tod der Königinn Elisabeth zu veranstalten und zu befördern gesucht, folglich dem neuesten, zur Sicherheit der Monarchinn abgefaßten Statut, förmlich zuwider gehandelt, und die darin angedrohete Strafe auf sich geladen habe.“ Nach einigen Tagen wurde dies Todesurtheil vom Parlamente bestätiget.

*) Er starb auch in diesem Gefängniß im Jahr 1595. Er war der älteste Sohn des im Jahre 1572 hingerichteten Herzoges von Norfolk.

Die Unregelmäßigkeit und Gesetzlosigkeit des Verfahrens dieser Commission konnte auch dem, der von ihrer Befugniß völlig überzeugt war, nicht entgehen. Wenn die Aussage der Verschwornen so entscheidend war, warum verschob man die Hinrichtung derselben nicht? Warum ließ man sie nicht in Gegenwart ihrer Mitschuldigen, der gefangenen Königinn, wiederholen, was sie in der Abwesenheit derselben, vielleicht von den Schmerzen der Folter hingerissen, gesagt haben sollten? Wenn das Geständniß der Secretaire allem Zweifel ein Ende machen konnte, warum wurden Nauë und Curle nicht mit nach Fotheringay gebracht, oder wenigstens als Maria anhaltend darauf bestand, mit ihnen zusammengestellt zu werden, dahin entboten? — Auf ein Verhör, worin keine eigenhändige Unterschrift, kein gegenwärtiger Zeuge, kein klarer und unmittelbarer Beweis erschienen war, wurde ein so beispielloses, zugleich so grausames und so verwegenes Strafurtheil gegründet, nach einem Gesetze gegründet, welches man kurz zuvor in der unverkennbaren Absicht, die, welche es jetzt traf, ins Verderben zu stürzen, ausgebrütet hatte.

Aber dieser Ausspruch blieb immer noch eine leere Förmlichkeit, wenn Elisabeth ihr nicht Kraft und Wirksamkeit geben wollte. Das Ansehen und die Gewalt dieser Fürstinn war so groß, das Vertrauen der Nation zu ihr so unbegränzt, und ihre Herrschaft über das Parlament, so unwiderstehlich, daß sie mit einem Wink den ganzen Criminalprozeß in das Nichts zurückweisen konnte. Wie lebhaft also auch das öffentliche Geschrei und die Zudringlichkeit des Parlaments die letzte Bestätigung des Urtheils fordern mogte, Elisabeth war frei, sie zu ertheilen, oder zu verweigern.

Es giebt Handlungen, die uns durch ihre unnatürliche Abscheulichkeit so überraschen, daß wir bloß deshalb geneigt werden, irgend einen löblichen oder doch entschuldigenden Bewegungsgrund dafür aufzusuchen. Wenn wir uns alles, was Selbstsucht, Furcht und Haß, der Königinn

von England eingeben konnten, in einem Punkte gesammelt denken, so scheint es noch immer nicht hinreichend, den schrecklichen Entschluß zu erklären, der eine so tief gefallene, in Gram und Leiden verzehrte Frau, eine Königinn, und ihre nächste Verwandtinn, dem Blutgerüst übergab. Maria war viel zu ohnmächtig geworden, um durch ihre bloße Existenz das Leben der Elisabeth großen und dringenden Gefahren auszusetzen: und Elisabeth zeigte bei so manchem fürchterlichen Ungewitter, das um ihren Staat und über ihrem Haupte tobte, zu großen Heldenmuth, als daß Besorgniß vor den Complotten, die Maria veranlassen konnte, allein — denn einigen Einfluß hatte diese Besorgniß wohl allerdings — sie zum Todesurtheil vermogt haben sollte. Die Ursachen des Hasses mußten sich mit der hinwelkenden Schönheit und Macht, mit dem zunehmenden Alter und Elende der Nebenbuhlerinn entweder verloren, oder doch merklich vermindert haben: wenigstens schaudert die gewöhnliche Menschlichkeit vor der Vorstellung eines Gemüthes, das eine durch neunzehnjährige Gefangenschaft gestrafte Feindinn noch mit einer Leidenschaft, die nach Blute lechzte, hassen könnte. Und doch wird der prüfende Beobachter, wenn er umsonst bei allen Triebfedern einer leidlichern Art angefragt hat, zu diesen niedrigen und abscheulichen zurückgeworfen! Nur blindes Pöbelgeschrei konnte das Wohl oder die Erhaltung des Englischen Staats für unvereinbar mit Mariens Leben ausgeben. Wenn Elisabeths Minister in dieses Geschrei einstimmten, so thaten sie es entweder, weil sie selbst den Fall, daß Maria ihre jetzige Gebieterinn überleben sollte, im höchsten Grade fürchteten, oder weil sie die Ungerechtigkeit und Grausamkeit ihrer frühern Rathschläge durch fortdauernde Ungerechtigkeit und Grausamkeit bedecken und gleichsam rechtfertigen wollten, oder — was wohl nicht das Unwahrscheinlichste ist —, weil sie die geheimen Gesinnungen ihrer Monarchinn mit großer Zu-

verläſſigkeit kannten. Noch nie hat wahre Politik die Ausführung einer Mordthat angerathen: hier mußte ſelbſt die falſche, ſo lange nur noch der letzte Schimmer einer wohlwollenden Abſicht ſie leitete, gegen die eingebildete Nothwendigkeit des Verbrechens aufſtehen.

Wenn wir alle Umſtände zuſammenfaſſen, ſo ſcheint es, daß der Vorſatz, die Königinn von Schottland nicht länger zu begnadigen, von dem Augenblicke an, da die Commiſſion das Urtheil ausgeſprochen hatte, vielleicht ſchon früher, in Elisabeths Herzen zur völligen Reife gekommen war. Ihr Zögern und Schwanken, ihre Betrübniß, ihr zerrütteter qualvoller Zuſtand, und alle ihre unentſchloſſenen und beinahe zärtlichen Aeußerungen während der drei Monate, die auf die Beſtätigung und auf die öffentliche Bekanntmachung des Urtheils folgten, rührten offenbar, in ſo fern ſie nicht für bloße Wohlſtandsceremonien gelten können, aus einem Abgrunde der Heuchelei und Verſtellungskunſt her, der glücklicherweiſe unter den Menſchen überhaupt und ſelbſt unter den höhern Ständen eine Seltenheit iſt. Sie zog ſich von aller Geſellſchaft zurück: ſie klagte mit Thränen über ihre unglückliche, verzweifelte Lage: man fand ſie oft in ihrem Kabinet in tiefe Schwermuth begraben, oft wie mit ihren eigenen Gedanken kämpfend; zuweilen wiederholte ſie einmal über das andere gewiſſe ſprüchwörtliche Redensarten, die die innere Angſt und Bewegung ihrer Seele verrathen ſollten *). Es wäre ungereimt, zu behaupten, daß nicht ein Theil dieſer Bedenklichkeiten und dieſer Unruhe aufrichtig geweſen ſeyn ſollte. Wie ſehr auch der abſcheuliche Wunſch, Maria aus der Welt zu treiben, das Herz der Königinn eingenommen haben mogte, ihr heller und immer thätiger Verſtand mußte ihr doch auch die ſchlimmen Seiten des Un-

*) Aut fer, aut feri: ne feriare, feri: Willſt du nicht geſchlagen werden, ſo ſchlage u. ſ. f.

ternehmens zeigen. Für die Zukunft setzte sie den Ruhm ihres ganzen glorreichen Lebens aufs Spiel. Für den Augenblick konnte sie mächtige Feinde gegen sich aufbringen. Jakob hatte sich endlich, als die Sache ernsthafter ward, seiner Mutter mit großem Eifer angenommen; und es blieb wenigstens ungewiß, wozu Ehrgefühl und Kindesliebe einen jungen König bewegen konnten. Heinrich III. von Frankreich hatte ebenfalls keine Mühe gespart, eine That zu verhindern, welcher alle Europäischen Höfe mit Entsetzen und Bangigkeit entgegen sehen mußten. Aber wahrscheinlich hatten alle diese Gegenvorstellungen nicht die Hälfte der Wirkung, die sie zu haben schienen; und wenn es noch zweifelhaft geblieben war, ob etwas anders als ein tief-verstecktes Spiel den eigentlichen Schlüssel zu diesen sonderbaren Erscheinungen enthielt, so mußte aller Zweifel wegfallen, als endlich die letzte, merkwürdigste und verwegenste Szene eröffnet ward.

Sie ließ (am 1ten Februar 1587) ihrem zweiten Staatssecretair Davison sagen, daß er ihr den Befehl zur Vollziehung des Todesurtheils, der schon seit einigen Wochen ausgefertiget bei ihm lag, zur Unterschrift vorlegen mögte. Davison brachte ihr diesen Befehl; sie unterzeichnete denselben, wie eine Menge anderer Papiere, mit der vollkommensten Gleichgültigkeit und Heiterkeit, in einer sogar bis zu scherzhaften Ausdrücken aufgeweckten Gemüthsstimmung und trug Davison auf, ihn dem Großkanzler zu überbringen. Als es geschehen war, eröffnete sie ein langes Gespräch mit ihm, und äußerte darin, wie angenehm es ihr seyn würde, wenn sich Jemand fände, der ihr Weitläuftigkeiten einer öffentlichen Hinrichtung der Königinn von Schottland zuvorkäme, und dem Leben derselben auf andere Weise ein Ende machte. Sie gab zu verstehen, daß Paulet selbst vielleicht der Mann dazu seyn würde: als dies aber Davison zu bezweifeln schien, bevollmächtigte sie ihn, ihren Wunsch durch ein Schreiben

an Paulet und seinen Collegen gelangen zu lassen. Davison setzte ein solches Schreiben in furchtsamen, doch völlig verständlichen Ausdrücken auf; weil er aber nicht wagte, eine so bedenkliche Sache wie diese, allein über sich zu nehmen, legte er es dem ersten Staatssecretair Walsingham vor, und sie unterzeichneten es beide gemeinschaftlich. Am dritten Tage erfolgte die Antwort, und sie fiel so aus, wie Davison sie vermuthet hatte. „Ueber ihr Leben und Eigenthum mögte die Königinn gebieten; aber ihre Ehre wäre ihnen zu theuer, um sie mit einer solchen Missethat auf ewig zu beflecken." Elisabeth war erzürnt und beleidigt: sie beklagte sich gegen Davison in heftigen Ausdrücken über Paulet's und Drury's zärtliche Gewissenhaftigkeit: sie ging so weit, zu behaupten: daß man ihr längst diese Sorge abgenommen haben würde, wenn man es wirklich so gut mit ihr meinte, als gewisse öffentliche Aeußerungen andeuteten. Als Davison sie bestimmt fragte, ob sie noch Willens sei, die Hinrichtung vollziehen zu lassen, antwortete sie ihm mit Lebhaftigkeit: Ja, kam aber immer wieder auf den Plan einer geheimen Ermordung zurück. An eben dem Abende des 3ten Februar, wo diese Unterredung vorgefallen war, entschloß sich das Conseil auf Burleigh's Rath und Ermunterung, ohne weitere Anfrage — den Befehl zur Hinrichtung abgehen zu lassen.

Es ist der Mühe werth, die Geschichte dieses gräßlichen Possenspiels, obgleich ihr weiterer Verlauf über unsern Kreis hinausgeht, hier zu verfolgen. Sobald die Hinrichtung vollzogen war, gerieth Elisabeth dem Anscheine nach in die äußerste Verzweiflung. Sie war an allem unschuldig! Ihr Staatsrath hatte ohne alle Vollmacht gehandelt! Ihre Secretaire hatten sie betrogen! Davison wurde vor Gericht geführt; und ob er gleich standhaft behauptete — was wohl keinem vernünftigen Menschen zweifelhaft seyn konnte — daß er nicht einen einzigen Schritt ohne ausdrückliches Geheiß der Königinn gethan habe, wurde er dennoch für strafbar

erkannt, mußte eine Geldbuße von 10,000 Pfund, d
gleich auf immer zu Grunde richtete, bezahlen, saß v
dene Jahre im Kerker, kam, nachdem er entlassen w
nie wieder zu Gnaden, und befand sich mehr als einm
der Gefahr — Hungers zu sterben!

Die Grafen von Schrewsbury und Kent erhielte
Auftrag, der Vollziehung des Todesurtheils beizuwohnen
erschienen am 7ten Februar in Fotheringay, verkündigte
Absicht, und bezeichneten den folgenden Tag als den
in Maria's Leben. Maria hörte sie mit einiger Ve
derung aber ohne alle Bestürzung an. „Wenn es der
der Königinn von England, wenn es der Beschluß der
sehung ist", sagte sie, „so sterbe ich willig und gern
Tod, der allen meinen Qualen ein Ende machen wird
mir willkommen seyn: eine Seele, die sich vor der
tigen Bitterkeit eines schmerzhaften Augenblicks fürc
wäre nicht werth, die Freuden des Himmels zu genie
Sie betheuerte noch einmal, und legte, indem sie es th
Hand auf die Bibel, daß sie an Babington's Verschw
unschuldig sey. Sie bat hierauf die beiden Grafen, i
dem letzten Auftritte ihres Lebens die Gegenwart eines
vaters nicht zu versagen: aber diese Bitte that sie um
man antwortete ihr, daß der Dechant von Peterboro
nach den Grundsätzen der wahren Religion unterr
und trösten würde.

Da große Revolutionen in den sittlichen und bürger
Verhältnissen des menschlichen Geschlechtes, ohne ausg
tete Zerstörungen, folglich ohne große Opfer nicht de
sind: so ist es eine glückliche Veranstaltung der Natur
eben das wahre oder falsche Gefühl einer guten Sache,
ches den Beförderern solcher Revolutionen Riesenkräfte
Handeln einhaucht, die Aufgeopferten mit einem uner
terlichen Muthe zum Leiden beseelt. Maria war in
der kritischen Zeitpunkte in die Welt getreten, wo der E
siasmus einer neuen Lehre mit der Hartnäckigkeit und

Fanatismus einer alten ringt. Bei einer etwas veränderten Ausbildung ihres Charakters, bey einem gleichförmigern, vorsichtigern, klügern Benehmen konnte es ihr gelingen, ihrem Schicksale eine günstigere Wendung zu geben: aber ihr Eifer für die sinkende katholische Religion, war doch das entscheidende Gewicht in den Widerwärtigkeiten ihres Lebens, und hätte sie vielleicht allein, an eben den schrecklichen Punkt geführt, wohin er jetzt, in Gemeinschaft mit einigen jugendlichen Fehltritten, sie leitete. Es war also ein groſses und herzerhebendes Bewuſstseyn auf der letzten Stuffe des Elends, es war eine rührende Beruhigung im Tode, daß sie sich als Schlachtopfer ihrer Pflicht, als Märterinn ihres Glaubens, eines rund um sie her gelästerten, verfolgten, und verdammten Glaubens betrachten durfte. Die Tiranney die man noch in diesen letzten Augenblicken an ihrem Gewissen ausübte, muſste nothwendig jenes erheiternde Bewuſstseyn in hohem Grade verstärken, und ihr eine neue ergiebige Quelle ungezwungener Standhaftigkeit und balsamischen Trostes eröffnen.

Als die Grafen sie verlassen hatten, bereitete sie sich mit groſser Ruhe und Besonnenheit zu dem Schritte, der ihr bevorstand. Sie setzte ihr Testament mit eigner Hand auf: sie vertheilte das Geld, die Juwelen und die Kleider, die ihr noch übrig geblieben waren, unter die Personen ihres kleinen Gefolges. Sie schrieb einen kurzen, aber edeln und würdevollen Brief an den König von Frankreich, einen andern an den Herzog von Guise, denen sie, den Grundsätzen ihrer Religion gemäſs, die Sorge für die Ruhe ihrer Seele, außerdem aber die Sorge für ihren guten Namen und für den Unterhalt ihrer zurückbleibenden Bedienten empfahl. Darauf nahm sie ihr Abendessen mit ihrer gewöhnlichen Heiterkeit zu sich. Gegen das Ende desselben rief sie alle ihre Leute in das Zimmer, trank einem Jeden unter ihnen mit liebreichem Anstande zu, erbat sich ihre Verzeihung, wenn sie sich auf irgend eine Weise von ihr beleidigt glaubten, und verzieh ihnen wechselseitig jeden begangnen Fehler. Alle waren in Thränen gebadet und

in namenlosen Schmerz versunken: sie allein blieb auf
und entschlossen, unter der Last des Jammers, der alles
sie her danieder warf.

Sie legte sich zur gewöhnlichen Zeit zum Schlafe ni
und schlief einige Stunden sehr ruhig: den übrigen Theil
Nacht brachte sie mit Religionsübungen zu. Gegen Mo
zog sie ein sammtnes Trauerkleid an, und schmückte sich
einer Sorgfalt, die man lange nicht mehr an ihr bem
hatte. Um acht Uhr trat der Oberrichter und seine Begl
in ihr Zimmer: sie erhob sich sogleich und folgte ihm,
zwei von Paulet's Leuten gelehnt, weil eine Schwäche in
Gliedern ihr seit einiger Zeit das Gehen erschwerte, in
Saal, wo das Todesurtheil vollzogen werden sollte.
Agnus Dei hing an einem Rosenkranze um ihren Hals:
der Hand trug sie ein Crucifix von Elfenbein. In dem
mache, welches unmittelbar an ihr Zimmer stieß, fand
Schrewsbury, Kent, Paulet und Drury, außer ihnen a
Sir Andreas Melvil, ihren Haushofmeister, einen treuen
ner, dem sie mit ganz besonderem Wohlwollen zugethan w
Er warf sich, von Schmerz und Verzweiflung zerrissen,
ihren Füßen nieder und stammelte einige Worte des Jamm
über das unglückliche Verhängniß, welches ihn auserse
hatte, der Ueberbringer solcher traurigen Neuigkeiten in Sch
land zu seyn. „Höre auf zu weinen," rief ihm die König
zu, „guter Melvil; hier ist volle Ursache zur Fröhlichk
denn heute wird Maria Stuart von allen ihren Leiden befre
die Welt ist eine Wohnstätte des Jammers, so reich an Ele
daß ein ganzes Meer von Thränen nicht hinreichte, es zu
weinen — — Ich sterbe mit der Ueberzeugung, meiner R
gion treu geblieben zu seyn und meinem Königreiche nic
von seinen Rechten und Vortheilen vergeben zu haben. S
dies meinem Sohne! Der Himmel verzeihe allen denen,
so lange nach meinem Blute dürsteten." Sie verlangte
Erlaubniß, drei männliche Bedienten und zwei weibliche
zum Richtplatze zu nehmen. Der Graf von Kent weigerte

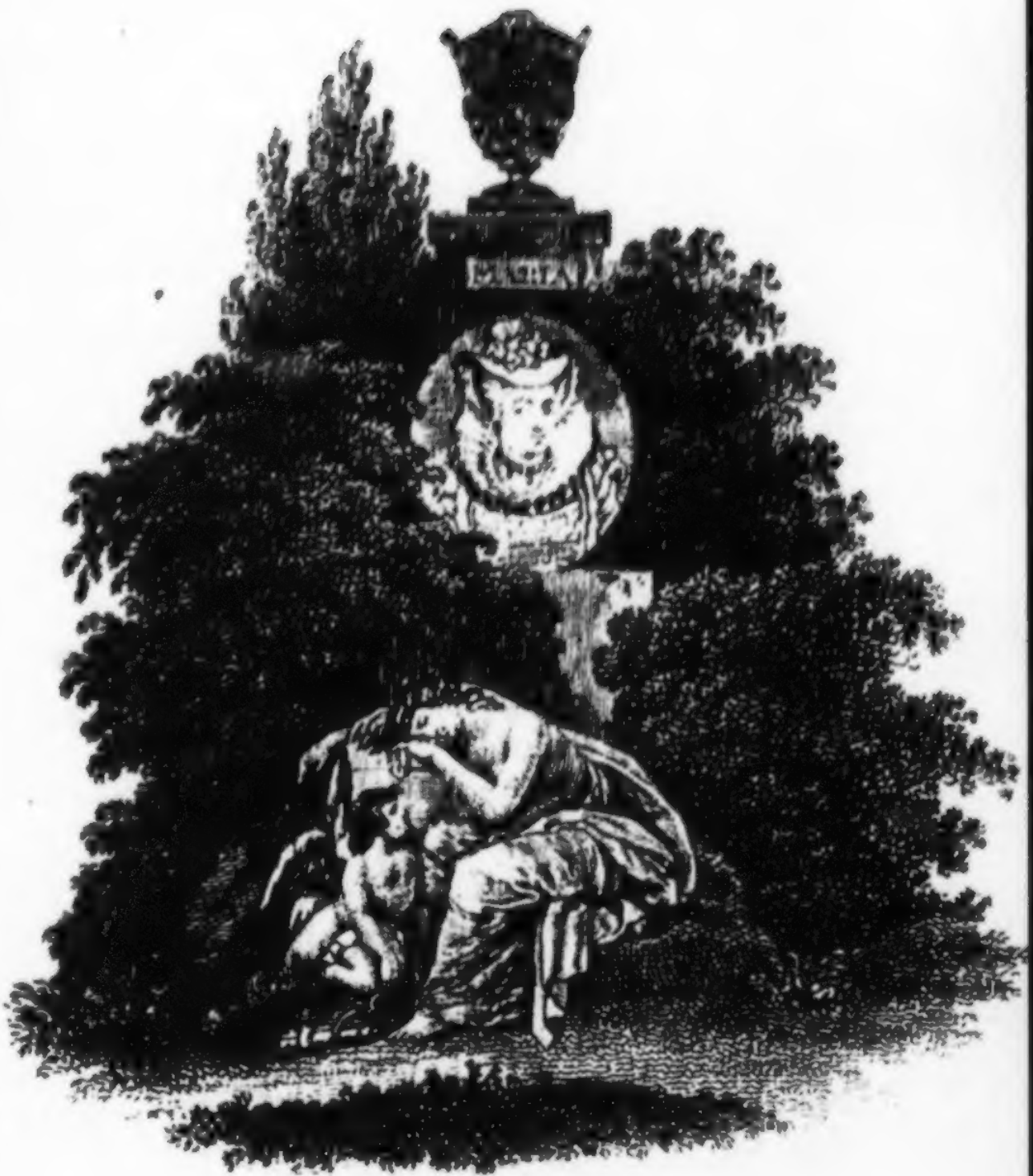
lange, ihr dies zu gewähren; er fürchtete, daß das Betragen dieser Begleiter ihn in Verlegenheit setzen mögte. Seine Weigerung schien einen tiefen und empörenden Eindruck auf Maria zu machen. „Ich bin die nächste Verwandte Eurer Monarchinn" — rief sie mit majestätischem Stolze aus — „von dem Königlichen Blute Heinrich des Siebenten entsprossen, eine vermählte Königinn von Frankreich, eine gesalbte Königinn von Schottland. Wie könnt Ihr mir einen Trost versagen, den man einer Frau von weit geringerm Stande unbedenklich gewähren würde?" Die Commissarien berathschlagten mit einander, und gestanden ihr endlich die sehnlich gewünschte Begleitung zu.

Das Blutgerüst war in eben dem Saale, wo vier Monate zuvor ihr Criminalprozeß geführt wurde, errichtet, nur wenig über den Fußboden erhoben, und, sammt dem Stuhle, dem Küssen und dem Blocke mit schwarzem Tuche bekleidet. Sie bestieg es mit ruhiger und unveränderter Miene, setzte sich in den für sie bestimmten Stuhl, und hörte den Befehl zu ihrer Hinrichtung mit vollkommener Gleichgültigkeit, und so als wenn er eine fremde Person betroffen hätte, ablesen. Das Zimmer war gedrängt voll von Menschen, welche das außerordentliche Schauspiel herbeygezogen hatte, und welche der Contrast zwischen so viel grossen und liebenswürdigen Eigenschaften, und einem so grausamen Schicksal, zwischen so glänzenden Hoffnungen, und einem so jammervollen Ende, zur innigsten Bewunderung und zur tiefsten Wehmuth hinriß.

Der Dechant von Peterborough begann nunmehr seinen fruchtlosen und traurigen Zuspruch, ermahnte die Königinn zur Bekehrung, zeigte ihr den Himmel bei der protestantischen Lehre, die Hölle bei der ihrigen. Sie schien anfänglich gar nicht auf ihn zu hören: zuletzt unterbrach sie seine unzeitige Rede mit sichtbarer Ungedult. Die beiden Grafen bemerkten nun selbst, daß es eben so thöricht als unmenschlich war, sie länger durch diese eitlen Versuche zu quälen: Sie überliessen sie auf einige Augenblicke der Neigung ihres Gemüths,

und Maria benutzte diese Augenblicke, um für eine bald glückliche Auflösung, für die tiefgebeugte Kirche, für ih Sohn, endlich für die Königinn Eliſabeth, der ſie eine la und glückliche Regierung wünſchte, zu beten. Als ſie ihr C cifix mit vieler Inbrunſt küßte, rief ihr der Graf von Ke noch einmal vom proteſtantiſchen Eifer ergriffen, zu, ſie mö doch Chriſtum lieber im Herzen als in den Händen hab Sie antwortete ihm mit völliger Geiſtesgegenwart, es nicht möglich, einen ſolchen Gegenſtand in der Hand zu gen, ohne die Rührung, die er erregte, auch tief im Her zu fühlen.

Endlich fing ſie an, ſich mit Hülfe ihrer beiden Frau zu entkleiden; da der Nachrichter ihr Beiſtand leiſten wol wendete ſie ſich um und bemerkte mit Lächeln, ſie ſey ni gewohnt, ſich vor einer ſo großen Geſellſchaft, und von chen Dienern umringt, auszuziehen. Einige ihrer Le wollten von neuem in Wehklagen ausbrechen: ſie hielt Finger auf den Mund, zum Zeichen, daß ſie ihnen S ſchweigen geböte. Gleich darauf band eine ihrer Frau ihr ein Tuch um die Augen, und Maria legte, o das geringſte Merkmal von Muthloſigkeit oder Angſt, Haupt auf den Block. Indeß einer von den Nachricht ſie ſanft bei den Händen faßte, machte der andre auf zweiten Streich ihrem Leben ein Ende. Nachdem er Haupt abgelöſet hatte, hielt er es von Blut ſtrömend Zuſchauern vor. Der Dechant von Peterborough rief alle „So müſſen alle Feinde der Königinn Eliſabeth umko men.“ Der Graf von Kent antwortete allein: „Amen Alle übrige Anweſende waren mit ſtarrem Erſtaunen sprachloſer Traurigkeit auf das entſetzliche Schauſpiel ge tet, und der Empfindung, die dieſes Schauſpiel gebot, muß für einen Augenblick, Furcht, und Haß, und Eiferſucht, Religionsfanatismus, und Parteigeiſt, und Streben n Gunſt, und Anbetung der Macht, und alle andere Emp dungen weichen.



Aus der alten

Registratur der Staatskanzlei.

Briefe politischen Inhalts

von und an

Friedrich von Gentz

aus den Jahren 1799—1827.

Mit geschichtlichen Anmerkungen versehen und herausgegeben

von

Clemens von Klinkowström

Konzipisten im k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staats-Archiv.

BIBL. UNIV. L.

Wien, 1870.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Vorwort.

„Es iſt wohl kein Menſch zu finden, der ſich nicht gerne gewiſſer Ereigniſſe ſeines verfloſſenen Alters erinnerte, in der Erinnerung nicht mit Vergnügen weilte, die Ereigniſſe ſelbſt ſich nicht durch lebhafte Vorſtellung aller, auch der kleinſten Nebenumſtände wieder zu erneuern ſuchte.“ Dieſe Worte des bekannten Denis aus dem Vorberichte zu ſeinen „Zurückerinnerungen“ erweiſen ſich mir ſtets als in Wahrheit begründete, wenn ich bei Nennung des Namens Gentz — mir deſſen in jeder Beziehung außerordentliche äußere Erſcheinung lebendig vor Augen führe.

In dem kleinen Orte Weinhaus bei Wien ſtand in den letzten zwanziger Jahren eine Villa, die durch ihre reiche Blumenausſchmückung Jedermanns Aufmerkſamkeit wohlthuend feſſelte. In einem Vorhofe derſelben ſpazierten Pfauen, Trut- und Perlhühner und anderes fremdländiſches Federvieh zur Beluſtigung der neugierigen Jugend herum, die ſich nicht ſattſehen konnte an dem ſchäckernden Treiben der bunten Zweifüßler.

Täglich zwiſchen vier und fünf Uhr Abends gab es einen Augenblick, der uns ſchauluſtige Burſchen in aller Eile von den grünen Gitterthoren verſcheuchte. Um dieſe Zeit nahten in ſcharfem Trabe zwei milchweiße Schimmel, die in einem eleganten Wurſtwagen den Beſitzer der Villa heimbrachten, es war niemand anderer, als der damals von ſämmtlichen Höfen Europa's hochgefeierte und belohnte Staatsmann Friedrich von Gentz.

Das seltene Ansehen, dessen Gentz von Seite der mächtigsten Persönlichkeiten sich rühmen durfte, machte auf uns, denen die Gelegenheit geboten war, die äußeren Beweise derselben persönlich zu schauen, einen gewaltigen Eindruck.

Wenn er zu unserem Oheim J. A. Pilat, dem Redacteur des „österreichischen Beobachters", der in demselben Orte seinen Sommeraufenhalt genommen hatte, zum Besuche kam, standen wir Jungen und gafften mit offenem Munde den mächtigen Mann an, bei dessen Tusculum wir täglich nebst Herren aus den höchsten Gesellschaftskreisen, die Botschafter und Gesandten der Großmächte, den Marquis Caraman, Fürsten Hatzfeld, die Excellenzen Wellesley und Tatistscheff in farbenreichem Livré-Aufzuge vorfahren sahen.

Die wirksamen Eindrücke, welche das oft Gesehene auf uns hervorbringen mußte, verstärkten sich in hohem Grade durch all' Dasjenige was wir im vielbesuchten Hause Pilat's über den Mann des Tages oftmals zu hören bekamen.

So wie uns Gentz damals als ein für gewöhnliche Menschenkinder kaum nahbares Wesen erschien, so blieb er uns noch in späterer Zeit eine Persönlichkeit, die in unsern Augen ein ganz außergewöhnlicher Größen-Nimbus umgab. Alles wäre mir somit eher in den Sinn gekommen, als daß es mir einstens gegönnt sein sollte, von dem Inhalte der grünen Mappe, welche die Geisteserzeugnisse des weltbekannten Staatsmannes geheimnißvoll barg, Einsicht erhalten zu dürfen, noch viel weniger, einen interessanten Theil derselben der Oeffentlichkeit übergeben zu können.

Das Letztere geschieht durch dieses Werkchen.

Als Hauptzweck bei der Herausgabe desselben galt die Absicht, die Sammlungen der Schriften Gentz's, wie sie Gustav

Schlesier, Wilderich Weik, Baron Prokesch, der fruchtbare Freiburger Professor Mendelssohn-Bartholdy und unter anonymer Firma die auch in wissenschaftlichen Kreisen hochgeschätzte Frau Cäcilie von Endlicher, Adam Müller's würdige Tochter*) uns geboten haben, um ein gutes gewichtiges Stück zu ergänzen und nach Möglichkeit zu vervollständigen.

Bei der Zusammenstellung der hier mitgetheilten Briefe wird der Leser eine chronologische Reihenfolge nur insoweit wahrnehmen, als es mit dem vom Herausgeber beobachteten System vereinbarlich war, wornach der Briefwechsel mit ein und derselben Person der besseren Uebersichtlichkeit wegen nicht unterbrochen werden sollte. So findet man bei der Correspondenz mit dem Fürsten J. Caradja alle auf die Angelegenheit des walachischen Hospodars Bezug habenden Schreiben, von wem sie immer ausgegangen oder an wem sie immer gerichtet sein mögen, nach ihrer Zeitfolge mitgetheilt.

Für das hohe Interesse des Inhaltes der Mehrzahl der vorliegenden Schriftstücke bürgt der Briefsteller und seine Correspondenten. Die Berühmtheit oder das Ansehen der Staatsmänner Thugut, Cobenzl, Ph. Stadion, Kolowrat, Adair, Metternich, Bombelles, Bubna, Stürmer, Senfft und Caradja, theils an welche und theils von welchen hier Schreiben zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden, dürfte bei Beurtheilung der Herausgabe der letztern auch ziemlich schwer in die Wagschale fallen.

Eine Analyse über die einzelnen hier publizirten Acten zu liefern, würde bei der Verschiedenheit der Gegenstände, über die

*) Briefwechsel zwischen Fried. v. Gentz und Adam Müller. Stuttgart 1857.

darin verhandelt wird, allzuweit führen; der Herausgeber kann jedoch nicht umhin, auf die Schreiben Gentz's an Metternich aus den Jahren 1810, 1813 und 1814 die besondere Aufmerksamkeit zu lenken.

Unter der Rubrik: Anmerkungen, wird man Notizen von persönlicher und sachlicher Wichtigkeit antreffen, die zum bessern Verständniß für so manches dienen können, was dem Minderunterrichteten in den früher erschienenen Sammlungen Gentz'scher Briefe dunkel vorkommen dürfte.

Die Beilagen, deren in den Briefen selbst Erwähnung geschieht, ohne daß von dem Herausgeber eine weitere Bemerkung darüber angefügt wurde — konnten nicht mitgetheilt werden — da sie sich im Actenbestande des k. k. Haus-, Hof- und Staats-Archives nicht vorgefunden haben.

Das Büchlein kann unbestreitbar und zwar vorzüglich für die wichtigen Ereignisse aus den Jahren 1809, 1813 und 1814 den Werth einer nicht zu unterschätzenden Quelle für die neuere Zeitgeschichte unseres geliebten Vaterlandes Oesterreich in Anspruch nehmen.

Der nicht ohne wohlbedachte Absicht gewählte Titel: Aus der alten Registratur der Staatskanzlei, ist dem Aufbewahrungsorte entnommen, in welchem die hier veröffentlichten Schriftstücke jahrelang ungekannt und völlig unbeachtet ruhten.

Dank sei es der von patriotischem Eifer getriebenen, wissenschaftlichen Rührigkeit der gegenwärtigen Leitung des k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staats-Archives, welche mit Zustimmung des hohen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten das vorliegende nebst vielem andern höchstwichtigen Materiale aus dem chaotischen Zustande, in dem es sich befand, erlöste, um es zur Aufhellung und Bereicherung der vaterländischen Geschichte nutzbar zu machen.

Wien, im Februar 1870.

Der Herausgeber.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
I. Gentz an Thugut. Berlin, 4. März 1799	1
II. Gentz an Thugut. Berlin, 2. November 1799	2
III. Gentz an Cobenzl. Töplitz, 11. August 1803	3
IV. Cobenzl an Gentz. s. dato 1803	6
V. Gentz an Cobenzl. Troppau, 7. December 1805	8
VI. Gentz an S. M. den Kaiser. Dresden, 9. Mai 1806	9
VII. Gentz an Stadion. Töplitz, 25. October 1806	14
VIII. Gentz an Stadion. Aachen, 12. October 1818	17
IX. Gentz an Stadion. Aachen, 16. November 1818	23
X. Graf Göhen an Gentz. Glatz, 8. Februar 1809	23
XI. Gentz an Kolowrat. Ofen, 7. September 1809	26
XII. Gentz an Kolowrat. Ofen, 8. September 1809	28
XIII. Gentz an Kolowrat. Ofen, 13. September 1809	31
XIV. Gentz an Kolowrat. Ofen, 10. October 1809	33
XV. Graf Kolowrat an Gentz. Prag, 23. October 1809	35
XVI. Gentz an Kolowrat. Ofen, 24. October 1809	37
XVII. Gentz an Adair. Ofen, 16. September 1809	39
XVIII. Gentz an Adair. 1. November 1809	42
XIX. Johnson an Gentz. Wien, 9. December 1809	47
XX. Gentz an Metternich. Wien, 14. November 1810	49
XXI. Gentz an Metternich. Prag, 29. October 1813	53
XXII. Gentz an Metternich. Wien, 15. Februar 1814	58
XXIII. Gentz an Metternich. ad 22. Februar 1827	75
XXIV. Gentz an Metternich. Wien, 22. Februar 1827	76
XXV. Nagler an Gentz. sine dato	77
XXVI. Gentz an Bombelles. Prag, 30. Juli 1813	78
XXVII. Gentz an Bombelles. Wien, 5. März 1820	79
XXVIII. Gentz an Bombelles. Wien, 30. April 1820	81
XXIX. Gentz an Bombelles. Wien, 19. Mai 1822	83
XXX. Gentz an Bombelles. Wien, 12. December 1822	84
XXXI. Gentz an Bombelles. Wien, 13. December 1823	85
XXXII. Gentz an Bombelles. Wien, 16. März 1824	86

		Seite
XXXIII.	Gentz an Bombelles. Wien, 26. Juli 1824	87
XXXIV.	Gentz an Styr. Prag, 10. October 1813	88
XXXV.	Gentz an Bubna. Laibach, 12. Mai 1821	90
XXXVI.	Gentz an Stürmer. Wien, 23. Juni 1824	92
XXXVII.	Gentz an Stürmer. Ischl, 30. Juli 1824	93
XXXVIII.	Gentz an Stürmer. Ischl, 1. August 1824	94
XXXIX.	Gentz an Stürmer. Ischl, 9. August 1824	96
XL.	Gentz an Stürmer. Ischl, 18. August 1824	—
XLI.	Gentz an Senfft. Ischl, 4. August 1824	99
XLII.	Gentz an Senfft. Mailand, 21. Mai 1825	102
XLIII.	Auszug eines Briefes des F.-M.-L. Grafen Waßmoden an Gentz. 6. April 1813	104
XLIV.	Ueberſetzung eines Artikels aus der Augsburger allgemeinen Zeitung. Brüſſel, 20. Februar	108
XLV.	Concept aus Gentz's Feder	109
	Correſpondenz mit dem Fürſten Caradja.	
XLVI.	Gentz an Janko Caradja. 1812	110
XLVII.	Gentz an H. v. Fleiſchhackl. Wien, 30. December 1812	113
XLVIII.	Gentz an H. v. Fleiſchhackl. Wien, 2. Februar 1813	114
XLIX.	Caradja an Gentz. Bukareſt, 8. November 1817	116
L.	Caradja an Gentz. eine 23. Mai 1818	118
LI.	Gentz an Caradja. eine 16. Juni 1818	119
LII.	Caradja an Gentz. Bukareſt, 29. Juni 1818	120
LIII.	Caradja an Metternich. Bukareſt, 29. Juni 1818	122
LIV.	Caradja an Gentz. Bukareſt, 30. Juni 1818	123
— —	Beilage 1. ad 30. Juni 1818	127
— —	Beilage 2. ad 30. Juni 1818	129
LV.	Maurocordato an Gentz. Bukareſt, 1. Juli 1818	132
LVI.	Caradja an Hudeliſt. 23. Auguſt 1818	134
LVII.	Gentz an Caradja. 23. Auguſt 1818	134
LVIII.	Caradja an Gentz. 23. Auguſt 1818	135
LIX.	Caradja an Metternich. 23. Auguſt 1818	138
LX.	Caradja an Gentz. Quarantaine bei Tömös, 5. Oct. 1818	139
LXI.	Maurocordato an Gentz. Quarantaine bei Tömös, 5. October 1818	140
LXII.	Maurocordato an Gentz. Hermannſtadt, 19. October 1818	141
LXIII.	Caradja an Gentz. Gratz, 4. November 1818	143
LXIV.	Maurocordato an Gentz. Gratz, 4. November 1818	146
LXV.	Caradja an Gentz. Feldkirch, 28. November 1818	146
LXVI.	Gentz an Metternich. Wien, 28. Februar 1822	148
LXVII.	Metternich an die Fürſtin Caradja. Wien, 21. Juli 1822	149
Anmerkungen		151

I.

Gentz an Thugut [1].

Berlin, 4. März 1799.

Hochwürdiger hochgebohrner Freyherr!
Hochgebietender Herr Geheimer Staats- und Conferenz Minister!
Gnädiger Herr!

Ewr. hochfreyherrl. Excellenz auch nur einen Augenblick in den größten Geschäften, die je das Loos eines erhaben Staatsmannes waren, zu unterbrechen, dazu konnte mich nur eine unwiderstehliche Veranlassung auffordern. Die Gnade, mit welcher Ewr. Excellenz die ersten Hefte einer Zeitschrift [2], die hochdenselben noch der für die Wünsche aller Gutdenkenden viel zu früh entschlafene Herr Fürst von Reuß [3] überreicht hat, aufzunehmen, und die huldreiche Erlaubniß zum Eingang in die Staaten Sr. Kayserlich, Königlichen Majestät, welche Ewr. Excellenz dieser Zeitschrift zu ertheilen geruht haben, macht es mir zur unerläßlichen Pflicht, meinen tiefsten und ehrfurchtsvollsten Dank abzustatten. Unerschütterlich in den geheiligten Grundsätzen, welche das wankende Fundament der bürgerlichen Ordnung aufrecht halten, werde ich nie meine Feder durch eine Zeile beflecken, die mich Ewr. Excellenz hohen Protection unwürdig machen könnte. Und dürfte ich gar den schmeichelhaften, den stolzen Gedanken nähren, daß der erste Staatsmann von Europa, daß der große Geist, dessen Weisheit und

Festigkeit ich längst und oft im Stillen gehuldigt habe, in einer Stunde der Ruhe zuweilen einen Blick des Beifalls auf meine unvollkommenen Produkte werfen möge, so hätte ich eine Belohnung erreicht, die mich auf jede andere Verzicht leisten, und das Urtheil der übrigen Welt vergessen und verachten lehren würde.

Es ist die tiefste und zugleich die ungeheucheltste Ehrfurcht, in der ich ersterbe,

Hochwürdiger hochgebohrner Freyherr!

Ewr. Hochfreiherrl. Excellenz

unterthänigster treugehorsamster Knecht

Gentz m. p.

II.

Gentz an Thugut.

Berlin, 2. November 1799.

Hochgebohrner Herr Freyherr!
Hochgebietender Herr Geheimer Staats- und Cabinets-Minister!
Gnädigster Herr!

Des Kayſers Majestät haben mich mit einem unschätzbaren Zeichen Ihrer Allerhöchsten Gnade zu beehren, und meinen geringen Arbeiten eine Belohnung, der weder mein Verdienst, noch meine Dankbarkeit gewachsen sein kann, widerfahren zu laßen geruht.

Ich weiß und fühle, daß ich dieses unerwartete Glück Ewr. hochfreyherrlichen Excellenz erhabner Protection, und den für mich unendlich ehrenvollen Beifall, dessen Hochdieselben meine wohlgemeinten, wenn gleich schwachen Anstrengungen würdigen, schuldig

bin, und ich unterſtehe mich, Hochdenſelben meinen ehrfurchtsvollſten Dank dafür zu Füßen zu legen.

Kann irgend etwas mich mit verdoppeltem Muthe auf der Laufbahn, die ich betreten habe, beſeelen, ſo iſt es wohl der Gedanke, etwas hervor zu bringen, das von dem erſten Staatsmanne unſers Zeitalters nicht gänzlich gemißbilligt wird. Um die Fortdauer der belohnenden Huld Ewr. Excellenz bitte ich daher mit eben der wahren, gerechten und tiefen Ehrfurcht in welcher ich unausgeſetzt verharre,

Ewr. Hochfreyherrlichen Excellenz
untertänigſter treu gehorſamſter Diener
Gentz m. p.

III.

Gentz an Cobenzl [4].

Töplitz, le 11 août 1803.

Monsieur le Comte!

J'espère que Votre Excellence aura reçu la lettre que j'ai eu l'honneur de Lui adresser d'ici le 24 du mois passé. Comme rien ne s'est changé dans ma situation, comme rien ne s'est passé autour de moi depuis ce tems-là qui fut le moins du monde digne d'être communiqué à Votre Excellence, je n'ai pas voulu profiter de la permission de Lui écrire; et je n'en profite aujourd'hui, Monsieur le Comte, que pour Vous dire, que j'existe, et pour Vous renouveler les hommages de mon dévouement.

Malgré la société nombreuse qui a embelli Töplitz cet été, on ne peut pas nier qu'il règne une espèce de monotonie et de stérilité dans les divertissemens publics. Ce qui nous avons eu de plus piquant, étaient deux jours de spectacle français, où l'on a donné, la première fois l'Original et une autre petite pièce, la seconde fois le père supposé, dans lequel le Comte François Palffy (car ce sont-là nos acteurs) a fait sa première entrée sur le théâtre. Le tout n'est autre chose que le résultat de la vanité démesurée de Madame de Goloffkin, qui, sachant parfaitement, que ni Palffy, ni le pauvre Lolo Clary, ni l'excellente Madame de Clary-Chotek, ni le Prince de Ligne, sont capables de la seconder dans des pièces qui n'ont ordinairement d'autre mérite que celui de pouvoir être bien jouées, se fait un jeu d'immoler toutes ces victimes innocentes, pour goûter quelques applaudissemens. Je sais qu'il ne faut pas être trop sévère, lorsqu'on juge un spectacle de société; mais avec tous les égards et avec tout l'attachement que j'ai pour la plupart des victimes de Madame Goloffkin, je serais curieux de savoir, ce que Votre Excellence dirait, si Elle pouvait assister à une de ces représentations.

Outre ces amusemens dramatiques, les fêtes nombreuses que le Comte Palffy donne à la société en s'imaginant de les donner à Madame la Princesse de Hohenzollern, nous occupent principalement; mais je Vous l'avouerai, Monsieur le Comte; si je n'avais pas avec moi mes livres et mes papiers, si je n'avais pas la liberté de rester dans ma chambre jusqu'à 3 heures, si je n'avais pas chaque jour un excellent dîner chez le Comte

Rasumowski[1], et la société de quelques personnes agréables — malgré toute la beauté du vallon de Töplitz, je serais déjà retourné dans le vallon de la Ober-Breunerstrasse, et chez la vieille cuisinière de Madame de Thürheim.

J'ai été deux fois à Eisenberg, et une fois à Rottenhaus; Monsieur le Comte Chotek que je voulais aller voir ces jours-ci à l'Isle, est arrivé ici avant-hier, et a passé deux jours avec nous. J'en ai passé un la semaine dernière à Dresde, où depuis trois ou quatre mois se trouvaient dans la maison de Metternich deux grandes malles, que j'avais remplies de livres, de manuscrits, et d'une foule d'autres objets pendant mon séjour à Londres, que j'ai ensuite envoyées par Hamburg à Dresde, et que j'étais obligé d'ouvrir, d'examiner, et d'empaqueter de nouveau moi-même, pour les faire passer à Vienne. Dresde est un cimetière; je n'y ai vu âme qui vive, excepté Madame Metternich, qui se morfond dans un petit coin de sa grande maison, et Monsieur de Buol, qui m'a procuré un bon dîner à l'auberge, après lequel j'ai été enchanté de pouvoir lui dire Adieu.

Pour ce qui est de la politique du jour, Töplitz est tellement arriéré, qu'on y sait à peine ce qui s'est passé au commencement de juillet. J'ai dévoré à Dresde des gazettes françaises qui allaient jusqu'au 26 juillet; malheureusement je n'y ai rien trouvé qui ait pu me faire plaisir; l'histoire de l'Europe continue à être renfermée dans ce vers, qui était déjà le tableau des événemens politiques, il y a deux-mille ans:

Illaesa intra muros peccatur, et extra.

Je resterai probablement ici jusqu'au 24; époque où la maison Rasumoffski quittera Töplitz; j'aurai l'honneur de mander à Votre Excellence, quand et par quelle route je retournerai à Vienne; veuillez, Monsieur le Comte, me continuer Vos bonnes grâces, et agréer avec bienveillance l'hommage de l'attachement le plus tendre aussi pur que celui du très-profond respect avec lequel je suis

de Votre Excellence

Le très-humble et très-fidèle serviteur

Gentz.

IV.

Graf Ludw. Cobenzl an Gentz.

s. date. 1803.

Ce n'est que hier au soir et fort tard que j'ai reçu, mon cher Gentz, le paquet que Vous avez bien voulu m'envoyer.

Ce ne sont pas les ouvrages tels que ceux qui sortent d'une plume comme la vôtre qui peuvent être parcourus superficiellement et lus par extrait; croyez que je vais m'occuper sans délai et avec toute l'attention qu'il mérite de celui que Vous m'avez fait parvenir et qu'il en sera fait ensuite usage auprès de Sa Majesté. Tout ce que Vous voudrez jamais nous donner et que Vous croirez utile au service de notre auguste Maître, sera toujours bien accueilli et nous Vous en saurons tout le gré imaginable

persuadés comme nous le sommes, que continuellement disposé à contribuer à tout ce qui peut tourner à l'avantage de la Monarchie et à Vous ouvrir avec toute franchise à cet égard. Vous n'en êtes pas moins réservé vis-à-vis de tout autre que des Ministres de S. M. sur ce qui concerne nos intérêts.

Je ne sais sur quoi Vous pourriez imaginer que je suis changé à votre égard. Ne doutez point que mes sentiments pour Vous sont inaltérables, ce n'est pas ma faute si nous nous voyons rarement, Vous êtes toujours le maître de venir chez moi, assuré de me faire par là le plus grand plaisir, si nous ne nous rencontrons pas dans les sociétés très-agréables que Vous voyez le plus, c'est que mes occupations ne me permettent pas de choisir le genre de vie le plus gai, et celui d'ailleurs auquel je serais le plus porté. Si d'un autre côté je n'ai pas encore employé vos talents depuis votre entrée au service de S. M. ce n'est pas que je ne sente parfaitement le grand parti qu'on peut en tirer, mais c'est uniquement que l'occasion ne s'en est pas présentée, je Vous regarde comme un corps de réserve dont on peut beaucoup attendre. Venez donc me voir plus souvent et commencez le plutôt possible. Adieu, je Vous embrasse de tout mon coeur.

V.

Gentz an Cobenzl.

Troppau, le 7 décembre 1805.

Monsieur le Comte! *)

Chassé de ce dernier coin de la Monarchie où je comptais attendre la fin des malheurs publics, craignant de consumer mes derniers moyens dans des voyages sans terme connu, réduit d'ailleurs à la triste et douloureuse nécessité de ne faire que des voeux stériles pour le bonheur d'un état, auquel j'aurais voulu consacrer toutes ses forces — j'ai pris le parti d'aller à Breslau et de m'y établir tranquillement jusqu'à ce que j'apprenne le dénouement de la crise. Votre Excellence ne désapprouvera point cette résolution. Je me propose d'ailleurs d'en tirer encore tout le profit possible pour les intérêts de la Monarchie Autrichienne, et pour ceux de la course sous les drapeaux de laquelle je combattrai jusqu'à mon dernier soupir. Si la guerre continue, je sonnerai le tocsin partout, pour que la Prusse fidèle enfin à ses engagemens y consacre tous ses moyens. Si la paix se fait je ne négligerai rien pour prouver que l'alliance entre les deux Etats doit désormais devenir éternelle et indissoluble si l'Europe ne doit pas périr dans peu d'années; convaincu que je suis, que si malgré tous les malheurs de la guerre présente, il en résulte ce seul bien — l'union la plus étroite entre

*) Gedruckt in „Friedrich v. Gentz" von Dr. L. Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig 1867.

l'Autriche et la Prusse — toutes nos pertes seront compensées, et une nouvelle perspective de gloire et de bonheur s'ouvrira devant nous.

Mes voeux particuliers, mon tendre attachement, ma fidélité personnelle — tous les sentimens de mon Ame les plus doux et les plus ardens appartiendront pour toujours à l'Autriche. Je Vous prie, Monsieur le Comte, d'en être aussi persuadé, que du dévouement respectueux, sincère et inviolable avec lequel — malgré quelques griefs que je prendrai la liberté de Vous exposer en tems et lieu — je ne cesserai jamais d'être

de Votre Excellence
le très-humble et très-obéissant serviteur
Gentz m. p.

VI.

Gentz an Se. Majeſtät den Kaiſer *).

Dresden, 9. Mai 1806.

Allerdurchlauchtigſter Kayſer!
Allergnädigſter Kayſer und Herr!

Ewr. Kayſerlichen Majeſtät überreiche ich in tiefſter Ehrfurcht eine Schrift *, wobei ich den doppelten Endzweck gehabt, einmal, die Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit eines Krieges, deſſen unglücklicher Ausgang mit der Reinheit und Würde ſeines Urſprunges

*) Gedruckt in „Friedrich v. Gentz" von Dr. L. Mendelsohn-Bartholdy, Leipzig 1867.

nichts gemein hat, darzuthun; und nächſtdem, in dem troſtloſeſten Zeitpunkte, den Deutſchland jemals erlebte, an alles, was noch von Gemeingeiſt, von vaterländiſchem Sinn, von rühmlichen Gefühlen unter uns zurückblieb, zu appelliren, um, wenn gleich nicht unmittelbare Rettung, doch Vorbereitung zu derſelben möglich zu machen.

Ewr. Kayſerl. Majeſtät erhabenes, durch anſpruchloſe Größe ausgezeichnetes, und überdies Aechtdeutſches Gemüth, wird meinem Verſuch Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Daß bei Abfaſſung dieſer Schrift, durchaus nur reiner Eifer für das Gute, der Wunſch der vergangenen Entſchlüſſe Ewr. Majeſtät, in ihrer rechtmäßigen Geſtalt, in ihrem würdigſten Lichte zu zeigen, Gefühl für Wahrheit und Recht, und aufrichtige Vaterlandsliebe mich geleitet, das wird Allerhöchſtdenſelben, wenn dieſe Blätter ſich auch nur ſchmeicheln dürfen, mit einem flüchtigen Blicke begnadiget zu werden, gewiß nicht entgehen. Hievon bin ich ſo innig überzeugt, daß ich kein Bedenken getragen haben würde, meine Arbeit für ſich ſelbſt ſprechen zu laſſen, wenn nicht die gegenwärtige Veranlaſſung zu erwünſcht und zu wichtig für mich wäre, als daß ich es mir verſagen könnte, einige Worte über mein perſönliches Verhältniß, mit kindlichem Vertrauen, mit unbedingter Ergebung, mit eben der Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher ich ſie vor Gott wiederholen würde, hinzuzuſetzen.

Der Entſchluß, Ewr. Kayſerl. Majeſtät Dienſte, das Beſte, was ich darzubringen hatte, zu widmen, wurde mir durch Bewegungsgründe eingegeben, deren ich mich ſtets mit frohem Bewußtſein erinnern werde. Eine alte, durch Nachdenken geſtiftete, ſpäterhin durch Gefühl und Liebe erhöhte Anhänglichkeit an Ewr. Kayſerl. Majeſtät ehrwürdiges Haus, welches ich jederzeit, als den wahren Centralpunkt, als die Baſis der gemeinſchaftlichen Wohlfahrt, als

das einzige rechtmäßige Band der gesammten deutschen Nation, und außerdem, als die mächtigste Stütze des ganzen Europäischen Staaten-Systems betrachtet; die lebhafte Ueberzeugung, daß mit den Grundsätzen, wozu ich mich bekenne, mit der Denkungsart, in die ich meine Pflicht, meinen Stolz und meine Zufriedenheit setze, nur allein noch, wenn irgendwo, am Hofe Ewr. Kayserl. Majestät gewirkt, und Gutes gestiftet werden konnte, meine tiefe, unüberwindliche Abneigung gegen die Politik des Preußischen Hofes, gegen die im übrigen Deutschland täglich allgemeiner verbreiteten unlautern Maximen, gegen die ganze verderbliche Stimmung der Völker, wie der meisten Fürsten jener Länder; endlich, um hier nichts zu verschweigen, mein längst genährter Widerwille gegen den Protestantismus, in dessen ursprünglichen Charakter, und fortschreitender bösartiger Tendenz, ich nach manichfaltiger, angestrengter Prüfung, die Wurzel alles heutigen Verderbens, und eine der Hauptquellen des Verfalls von Europa entdeckt zu haben glaubte, und mein Vorsatz, die früher schon in meinem Herzen beschlossene Trennung von diesem System, auch äußerlich zu beurkunden, und zu vollziehen: das, Allergnädigster Kayser, sind die wahren, die einzigen Triebfedern, die mich nach Wien geführt, die mich bei jedem meiner Schritte geleitet, die die Sehnsucht, Ewr. Kayserlichen Majestät, so vollständig als möglich, anzugehören, in mir erzeugt haben. Wäre es mir selbst jemals möglich gewesen, oder hätte irgend Jemand es für mich übernehmen wollen, mich Ewr. Kayserl. Majestät ganz so zu zeigen, wie ich bin, ich weiß es bestimmt: in kurzer Zeit hätte ich mir Ewr. Majestät vollkommenstes Vertrauen erworben, und Allerhöchstdenselben Dienste geleistet, in denen es vielleicht keiner von denen, deren Ureltern unter Oesterreichs Zepter gestanden, mir zuvor gethan haben würde.

Dies ſehnlich gewünſchte Glück war mir verſagt, Ewr. Kayſerl. Majeſtät nahmen mich zwar mit unvergeßlicher Gnade in Ihre Staaten auf, und ich habe unter Allerhöchſtdero väterlichen, milden, meinem Herzen ewig theuren Regierung einige glückliche Jahre verlebt; aber nie iſt es mir gelungen, auch nur in der kleinſten öffentlichen Angelegenheit gehört, oder gebraucht zu werden; nie iſt mir verſtattet worden, meinen Eifer für das Wohl und den Ruhm dieſes meines wahren, meines ſelbſtgewählten Vaterlandes in irgend einer wirkſamen Sphäre, durch irgend eine weſentliche Anwendung meiner Kräfte, durch irgend eine nützliche Thätigkeit an den Tag zu bringen.

Ich kenne die eigentlichen Urſachen dieſer ſo ſchmerzhaften Zurückſetzung nicht, ich will ſie jetzt auch auf keine Weiſe ergründen. Ich klage hier blos ein feindſeliges Schickſal, kein einzelnes Werkzeug desſelben an; und ich würde mich ſelbſt dieſer Klage enthalten, wenn nicht gerade die Unmöglichkeit, ihr abzuhelfen, mir heute den Muth dazu gäbe. Denn daß jetzt, wo Behutſamkeit und Schonung ſo dringend nothwendig geworden, ein Mann wie ich, deſſen unwandelbare Grundſätze bekannt ſind, deſſen Nahme auf den Proſcriptions-Liſten des Feindes, des unverſöhnlichen, tödtlichen Feindes aller Unabhängigkeit und Ruhe in Europa, gewiß mit den ſchwärzeſten Zügen eingegraben ſteht, nicht mehr mit Nutzen gebraucht werden kann, daß ich jetzt, und, leider, vielleicht auf lange, für den Dienſt Ewr. Majeſtät verloren ſeyn muß, ſehe ich ſelbſt, nur allzu deutlich, ein. Was ich hier alſo zu ſagen mich unterſtand, war lediglich auf die Vergangenheit gerichtet.

Die einzige, ehrfurchtsvolle Bitte, die ich heute noch vorzutragen mich erkühne, iſt, daß Ewr. Kayſerliche Majeſtät huldreichſt geruhen möge, Ein Wort der Gnade und des Beyfalls,

über den, der nach dieſem unſchätzbaren Glück ſo lange und vergeblich gerungen hat, auszuſprechen, und mir die beſtimmte Verſicherung zu erteilen, daß kein feindſeliger Einfluß, keine ungünſtige Darſtellung meiner Geſinnungen, mich je um den Troſt bringen ſoll, von Allerhöchſtdenſelben, als einer der Ihrigen, als Oeſterreicher im vollen Sinne des Wortes, und, ſoweit es mit redlichen Beſtrebungen, und unbedingter Bereitwilligkeit gethan iſt, als einer von Ewr. Majeſtät treuſten Dienern, betrachtet zu werden. Was ich nur irgend auf Erden noch vermag, was ich beſonders, durch Rede oder Schrift, bei meinen Zeitgenoſſen zu wirken im Stande bin, ſoll jederzeit, das ſchwöre ich hier auf's neue, zunächſt Ewr. Kayſerl. Majeſtät Intereſſe und dem Intereſſe der Oeſterreichiſchen Monarchie, dieſem höchſten und heiligſten meiner Zwecke, mit unverbrüchlicher Beharrlichkeit gewidmet ſeyn. Und, wenn jemals in glücklichern Conjuncturen, ja, wenn ſelbſt in dieſer trüben Epoche, ſich irgend eine Veranlaſſung ergäbe, wo ich, ſey es auch nur durch ſtilles, verborgnes, der Welt ganz unbekanntes Wirken, — denn auf jede Befriedigung der Eitelkeit thue ich gern und willig Verzicht — dem Dienſte Ewr. Kayſerl. Majeſtät auf eine beſtimmte Weiſe nützlich werden könnte, ſo geruhen Allerhöchſtdieſelben Sich huldreichſt daran zu erinnern, daß dies allemal meine wünſchenswürdigſte Beſtimmung, ſo wie das Vertrauen und der Beyfall Ewr. Majeſtät unter allen irdiſchen Glückſeligkeiten, die erſte und befriedigendſte für mich ſeyn wird.

Ich verharre in unbegränzter Devotion

Ewr. Kayſerlichen Majeſtät

unterthänigſter treu gehorſamſter

Gentz.

VII.

Graf an Stadion.

Töplitz, 25 octobre 1806.

Monsieur le Comte!

J'espère que Votre Excellence aura eu de mes nouvelles par le Général Stutterheim. Je lui ai écrit le jour même de mon arrivée ici une longue lettre en le priant de la communiquer à Votre Excellence en tout ou en partie. J'avais fait dans cette lettre un tableau général des tristes événemens, qui en moins de huit jours ont détruit tant d'espérances et amené tant de malheurs; et tout ce que j'ai appris depuis, m'a prouvé, que les données sur lesquelles ce tableau était composé, étaient aussi exactes qu'il fut possible de les recueillir à cette époque.

On s'était pendant quelques jours livré à Dresde à une fausse sécurité. Les promesses verbales qui avaient été faites, et le simulacre de neutralité qui avait été accordé avec tant de magnanimité apparente endormirent le Gouvernement Electoral au point qu'il s'est cru à l'abri de tout danger. Encore avant-hier au soir des placards affichés dans toute la ville invitaient tout le monde à être tranquille et à compter sur une neutralité parfaite. — Une quantité de personnes arrivées de Dresde dans ce moment, et entre autres les Ministres de Russie, d'Angleterre et d'Hanovre viennent de nous apprendre quel était le sens de cette neutralité.

Hier matin est arrivé à Dresde le Général Hédonville, se disant Chef de l'Etat Major de Son Altesse Impériale

le Prince Jerôme. Il a annoncé qu'un corps de 20 mille hommes, composé de Français et de Bavarois prendraient incessamment leurs quartiers à Dresde et dans les environs, et que l'Empereur avait nommé Mr. Thiard, un de ses chambellans actuels, Commandant de la ville. L'Electeur a montré la plus grande répugnance à se persuader de la réalité de cette mesure; mais elle Lui a été itérativement confirmée par Mr. Hedonville, et plus sensiblement encore par l'apparition d'une soixantaine de Fourier-Schützen Bavarois, qui ont déclaré, que les troupes entreraient ce matin à 9 heures. Sur cela le Comte Loss a annoncé aux ministres des puissances en guerre, que „comme l'Electeur n'était plus maître chez lui, il ne pouvait plus répondre de leurs personnes", et ils ont tous quitté la ville hier au soir.

Les autres nouvelles sont toutes tellement vagues, confuses, incertaines et contradictoires, que je n'ose guères les présenter à Votre Excellence, ou que je le fais du moins sans les garantir. Il paraît sûr, que le quartier-général de l'Empereur Napoléon était encore avant-hier à Wittenberg, où on a demandé une contribution exorbitante, pour punir la ville de ce que le pont de l'Elbe eut été rompu; Berlin est entièrement évacué; il n'y est resté de la cour que le Prince et la Princesse Ferdinand, la Princesse Henri, et la Princesse héréditaire de Cassel en coucher; le Marquis de Lucchesini est resté à Potsdam, pour y attendre l'Empereur Napoléon, et Lui demander les conditions de la paix. On ne sait rien des corps d'armée Prussiens; celui, dont le sort final doit le plus essentiellement influer sur le dénouement de cette

épouvantable crise, celui qui après la bataille s'était retiré sur Magdebourg, et qui alors ne pouvait pas être au-dessous de 50 ou 60 mille hommes, paraît être si parfaitement coupé de toute communication avec Berlin, qu'on n'en a aucune nouvelle exacte; le Roi doit avoir rassemblé quelques troupes à Custrin; mais ce ne sera pas grande chose; tout le reste est livré à la merci du vainqueur; la Reine est allé à Varsovie. Malgré l'article de la gazette de Berlin, que nie le fait, le Roi a été blessé à la main droite: le Prince Henri l'a été de même. La perte paraît avoir été en général beaucoup plus grande, et la déroute plus complète encore que je ne l'avais cru en écrivant ma lettre au Général Stutterheim, dans laquelle pourtant je n'avais pas ménagé les couleurs noires. Le corps qui a été fait prisonnier à Erfurt, avec le Prince d'Orange, le Maréchal de Möllendorff, ce paraît avoir été de 10 à 12 mille hommes. La désertion a été énorme après le désastre, de sorte que c'est certainement être modéré que de dire que le tiers de l'armée Prussienne a été détruit par cette catastrophe.

Je m'occupe à mettre devant les yeux de Votre Excellence le journal de mon voyage au quartier-général[9]; comme je n'ai pas de copiste, et que je suis obligé de tout faire moi-même, ce travail m'arrêtera encore deux ou trois jours.

J'espère que Votre Excellence aura lieu d'être contente de la conduite que j'ai tenue dans cette occasion, et qu'en même tems je serai en état de donner de grands éclaircissemens sur plusieurs points étroitement liés aux

événemens malheureux qui viennent de plonger l'Allemagne dans un nouvel abîme de désespoir.

J'ai l'honneur d'être avec le plus profond respect

Monsieur le Comte!

De Votre Excellence

Le très-obéissant et très-fidèle serviteur

Gentz.

VIII.

Gentz an Stadion.

Aachen, den 12. Oktober 1818.

An des K. K. Staats- und Conferenz-Miniſters, Herrn Grafen v. Stadion, Excellenz.

Euer Excellenz werden mit meinem vorgeſtrigen Schreiben den am 9. d. M. mit Frankreich abgeſchloſſenen Traktat erhalten, und daraus vorläufig erfahren haben, was in Betreff der von der franzöſiſchen Regierung an die verbündeten Mächte noch zu leiſtenden Zahlungen als Reſultat der darüber zu Aachen ſtattgehabten Verhandlungen, beſchloſſen und feſtgeſetzt worden iſt. Ich glaube mich verpflichtet, über den Gang dieſer Sache Euer Excellenz jetzt einige nähere Erläuterungen mitzutheilen.

Die Summe, welche die franzöſiſche Regierung an Kriegs-Contribution für die beyden Jahre 1819 und 1820 überhaupt noch zu zahlen ſchuldig war, betrug 280 Millionen Franken. Da Frankreich ſich erbot, dieſe Summe in 9 Monaten zu zahlen, ſo war es unvermeidlich und billig, daß ihm für dieſe freywillige Anticipation, Zinſen zu Gute geſchrieben werden mußten. Der

franzöſiſche Bevollmächtigte trug auf 6 Prozent an; wir beſchloſſen, nur 5 Prozent zu bewilligen. Der Betrag dieſer Zinſen bildete den erſten Abzug von der Hauptſumme der rückſtändigen Zahlungen.

Es ergab ſich ferner, daß eine Summe von 43 Millionen Franken für rückſtändigen Sold der Occupations-Armee, welche die franzöſiſche Regierung nach der Beſtimmung des Conferenz-Protokolls vom 1815, erſt am Ende des fünften Occupations-Jahres zu zahlen ſchuldig war, bereits jetzt von ihr berichtiget worden iſt, wie Euer Excellenz aus den Anzeigen des Herrn Vice-Präſidenten Baron Barbier bekannt ſeyn muß. Die Zinſen für Anticipation dieſer Zahlung konnten aber ſo wenig als die im vorhergehenden Abſatz bemerkten verſagt werden.

Der franzöſiſche Miniſter verlangte überdies eine Schadloshaltung von 38 Millionen Franken für die Summe, um welche nach ſeiner (durch keine nähere Nachweiſung belegten) Angabe, die Koſten der Natural-Verpflegung der Occupations-Armee in den drey verfloſſenen Jahren, die in den Verhandlungen von 1815 für dieſen Gegenſtand angenommenen jährlichen 100 Millionen Franken überſtiegen haben ſollten.

So feſt wir nun auch entſchloſſen waren, auf dieſe Forderung keine Rückſicht zu nehmen, und ſo gute Gründe wir auch dagegen aufzuſtellen vermogten, ſo konnten wir doch gegen uns ſelbſt nicht ganz in Abrede ſtellen, daß in den Traktaten und Protokollen von 1815 über dieſen Punkt eine gewiſſe Zweydeutigkeit obwaltete, welche den Gegen-Gründen des franzöſiſchen Kabinets wenigſtens ein ſcheinbares Gewicht gab. Und da uns aus höheren Staatsmotiven viel daran gelegen ſeyn mußte, den Herzog von Richelieu, deſſen Benehmen in der gegenwärtigen Verhandlung das höchſte Lob verdient, keinen Grund zu Klagen

über zu weit getriebene Strenge von unſerer Seite zu geben, noch ihm ſeine eigene Verantwortlichkeit in Frankreich zu ſehr zu erſchweren, ſo durften wir uns wenigſtens ſeinem Wunſche, bey der allgemeinen Abrechnung auf einigen, wenn gleich nur geringen Erſatz, für jene gänzlich abgelehnte Forderung Rückſicht zu nehmen, nicht unbedingt entziehen.

Unter dieſen Umſtänden that der Herzog von Wellington, der die unmittelbare Verhandlung dieſer Sache mit den franzöſiſchen Commiſſairen übernommen hatte, bey der Conferenz den Vorſchlag der franzöſiſchen Regierung für die geſammten Gegenforderungen an die verbündeten Mächte, eine Abfindungs-Summe von 12 Millionen anzubieten; und da dieſer Vorſchlag, der mit den rechtmäßigen Erwartungen der franzöſiſchen Regierung in keinem Mißverhältniß ſtand, genehmigt, und das Anerbieten von den franzöſiſchen Commiſſairen angenommen wurde, ſo wich dadurch die Activ-Forderung der Verbündeten Höfe von 280 auf 268 Millionen zurück.

Als der Traktat auf dieſer Baſis abgeſchloſſen werden ſollte, wurde von franzöſiſcher Seite die Bemerkung gemacht, daß es offenbar unbillig ſeyn würde, den Sold für die Occupations-Armee von Frankreich bis zum letzten November zu verlangen, da doch aller Wahrſcheinlichkeit nach die Räumung des franzöſiſchen Gebiets vor dem 1. December, ja vielleicht bis zum 1. November vollzogen ſeyn könnte. Dieſer Bemerkung war an und für ſich nichts entgegen zu ſetzen; da aber der Herzog von Wellington erklärte, daß es ſchlechterdings unzuläſſig ſey, ſich im Augenblick des Abzuges der Truppen, in Nachrechnungen mit franzöſiſchen Behörden, und in Geld-Streitigkeiten mit Unterbeamten einzulaſſen, ſo wurde beſchloſſen, den Sold für die Occupations-Armee, nach dem bisherigen Maßſtabe (mit 3,111.111 1/9 Fr.

monatlich) bis zum 1. December für voll zu verlangen. Dagegen aber bey der allgemeinen Abrechnung, der französischen Regierung noch 3 Millionen zu Gute zu schreiben, wodurch die Abfindungssumme auf 15 Millionen erhöht, der von Frankreich zu zahlende Rückstand hingegen auf 265 Millionen reduzirt ward. Diese letztere Summe ist in dem 4. und folgenden Artikeln des Traktates zum Grunde gelegt.

Nach dem 14. Artikel der Convention vom 20. November 1815 stand der französischen Regierung frey, auf diese Summe, 100 Millionen in Inscriptionen, mit Vergütung der Differenz zwischen dem Nominal- und Realwerth derselben zu entrichten. Da das französische Cabinet von dieser Clausel Gebrauch machen zu wollen erklärte, so wurde der 5. Artikel des neuen Traktates in Gemäßheit dessen abgefaßt, und der Realwerth der Renten nach dem Börsen-Curse vom 5. Oktober (zu 75 Fr. 57½ C.) angenommen.

Der französische Minister hatte gleich im Anfange der hiesigen Unterhandlungen den Wunsch geäußert, daß die verbündeten Höfe die Realisirung der für sie bestimmten Inscriptionen den Häusern Hope & Comp. und Baring & Comp., mit welchen der französische Finanz-Minister die zur Befriedigung der Alliirten erforderlichen Anleihe abgeschlossen hatte, gegen einen Discont von 1½ Fr. auf jede Inscription, ausschließend überlassen mögten. Der Discont wurde nicht unbillig gefunden; und da die Minister der vier verbündeten Höfe einstimmig anerkannten, daß die Versplitterung der Inscriptionen unter eine große Anzahl von einander unabhängiger Theilnehmer, und der dabey allerdings zu besorgende übereilte, oder unzeitige, in jedem Falle aber einseitige, und nicht nach gleichförmigen Grundsätzen geleitete Verkauf derselben, nicht nur für den Credit der französischen Regierung,

welchen zu ſchonen ſowohl Pflicht, als Intereſſe den Alliirter gebot, ſondern ſelbſt für den Marktpreis der Renten ſehr nachtheilige Folgen haben konnte, ſo wurde der Beſchluß gefaßt, dem Vorſchlage des franzöſiſchen Miniſters beizuſtimmen, und ſich über den Verkauf der Inſcriptionen von allen Seiten mit den obgedachten beyden Häuſern zu verſtehen.

Die Inſcriptionen ſollen übrigens den Commiſſairen der verbündeten Mächte, ſogleich nach erfolgter definitiver Räumung des franzöſiſchen Gebietes ausgeliefert werden. Der Augenblick der definitiven Räumung aber wird nach einer von den Miniſtern der vier Höfe dem Herzog von Richelieu zugeſtellten Separatnote, durch die Uebergabe von Valenciennes und Cambray beſtimmt.

Die nach Abzug der 100 Millionen, von Frankreich noch zu entrichtenden 165 Millionen werden vom 6. Jänner k. J. an, in monatlichen Zahlungen von je Einem Neuntel der Summe, durch Tratten der franzöſiſchen Regierung auf die Häuſer Hope und Baring geleiſtet. Da ſämmtliche Mitglieder der Conferenz darüber einig waren, daß unter den obwaltenden Umſtänden kein Zahlungsweg erfunden werden konnte, der an Sicherheit, Einfachheit und Kürze vor dieſem den Vorzug verdiente, ſo wurde der Antrag der franzöſiſchen Regierung ohne Einwendung angenommen. Die Tratten werden den Commiſſairen der verbündeten Höfe in demſelben Zeitpunkt, wie die Inſcriptionen übergeben.

Da die zu Befriedigung der Privat-Reclamationen von der franzöſiſchen Regierung zu treffenden Zahlungs-Maßregeln, durch die Convention vom 25. April d. J. ein für allemal feſtgeſetzt ſind, und dieſe Convention durch ſich ſelbſt beſteht, ſo hat man nicht für nöthig gehalten, in dem Traktat vom 9. d. M. dieſes Gegenſtandes zu erwähnen.

Wenn Euer Excellenz auf die Umstände, unter welchen die gegenwärtigen Verhandlungen geführt und abgeschlossen wurden, Rücksicht zu nehmen belieben, so wird, wie ich mir schmeicheln darf, Ihr erleuchtetes Urtheil dahin ausfallen, daß bessere Bedingungen, als die von uns eingegangenen, nicht füglich zu erhalten gewesen wären. Der Geist der Eintracht und des wechselseitigen Vertrauens, welcher die hiesigen Conferenzen in einem ausgezeichneten Grade beseelt, und von welchem in politischer Rücksicht für die Zukunft die ersprießlichsten Folgen zu erwarten sind, hätte uns in jedem Falle bestimmen müssen, den Ansichten und Wünschen der übrigen Höfe beyzutreten, wenn auch das Resultat der Verhandlungen weniger vortheilhaft gewesen wäre. Daß aber, selbst aus dem pecuniären Standpunkte betrachtet, nichts versäumt oder verloren worden ist, was irgend gerettet werden konnte, werden Euer Excellenz aus dem einzigen Umstande, daß das französische Kabinet, nach sorgfältigster Prüfung der Sache keine bessere Vorschläge zu Tage zu bringen wußte, mit hinlänglicher Sicherheit abzunehmen geruhen.

Da ich die in Euer Excellenz geehrter Zuschrift vom 19. v. M. enthaltenen Bemerkungen über den Bezug der französischen Zahlungen vollkommen gegründet finde, so bleibet mir nichts übrig, als die Wahl der dieserhalb zu ergreifenden Maßregeln Ihrem sachverständigen Ermessen unbedingt anheim zu stellen.

IX.

Gentz an Stadion.

Aachen, den 16. November 1818.

An des K. K. Staats- und Conferenz-Ministers, Herrn Grafen v. Stadion, Excellenz.

Euer Excellenz werden aus dem beyliegenden Protokoll zu erfahren belieben, was in der hiesigen Conferenz in Betreff der von der französischen Regierung in Antrag gebrachten Verlängerung der mit Häusern Hope & Comp., Baring & Comp. stipulirten Zahlungstermine beschlossen worden ist.

Da dieser Beschluß zu mancherley Mißdeutungen Anlaß geben könnte, so sollen die Bewegungsgründe, welche die Höfe dazu disponirt haben, in einer eigends zu diesem Zwecke aufzusetzenden Redaction entwickelt werden; und ob es gleich für Euer Excellenz aufgeklärtes Urtheil einer solchen Auseinandersetzung gewiß nicht bedarf, so wünsche ich doch, daß Sie dieser Arbeit, die ich in wenig Tagen Hochdenselben mitzutheilen hoffe, Ihre besondere Aufmerksamkeit schenken mögen.

Euer Excellenz ꝛc.

X.

Graf von Götzen an Hofrath von Gentz nach Prag.

Glatz, den 8. Februar 1819.

Unsere Correspondenz ist etwas ins Stocken gerathen, aber ohne meine Schuld, sondern weil ich immer auf eine sichere

Gelegenheit gewartet, da die Klenauer nicht mehr an der Gränze stehen, auch weil ich seit einigen Wochen Behufs meines Formations-Geschäfts fast immerwährend unterwegs gewesen bin. Sie wünschen in Ihrem Brief vom 22. zwei Exemplare eines Buches zu haben, welches mir gar nicht bekannt ist. Es existirt wohl ein Reglement für den Tugend-Verein [18], welches in Königsberg geschrieben ist, allein dieses ist kürzlich revidirt, reformirt ꝛc. geworden, und das neue habe ich noch nicht gesehen. Ich habe mich in diese Sache nie directe gemischt, sondern mich nur der Hauptpersonen der Provinz versichert.

Noch habe ich mein Vermögen ziemlich beisammen behalten, aber nun muß es bald schmelzen, da ich sehr große Ausgaben habe, und bei der beinahe gänzlichen Unmöglichkeit die Contributionen aufzubringen, ich vom Staate wenig Unterstützung erwarten kann. Es ist wahrlich beinahe das Unmögliche geschehen und geschieht noch. Was nun meine Ansicht der politischen Verhältnisse anbetrifft, so bleibt sie immer die nämliche. O. wird es gewiß sehr bereuen, so lange gezaudert zu haben. Man mag in W. die Spanischen Angelegenheiten so brillant sehen als man will, die schönen Operations-Pläne bewundern ꝛc., so bleibt doch so viel gewiß, daß Moore bis an's Meer zurückgedrängt ist, und wahrscheinlich, daß er sich einschiffen muß; denn trotz aller Lügen der französischen Bulletins haben sie bisher nie falsche Orte benannt. Geschieht dies letztere, so ist der ganze nördliche Theil und militärisch wichtigste Theil Spaniens erobert, und der Eindruck, den das Einschiffen des E. nothwendig machen muß, wird die Eroberung des Uebrigen nach sich ziehen, und vielleicht gar eine Veränderung im Parlament bewirken, die dann alles lähmet. R. kommt nach P. zurück. Gejagt ist er nicht aus Spanien, wenn auch vielleicht die Situationen dort nicht sehr brillant für ihn

ſind. Was will er alſo? Was anders als eine neue große Armee bilden, und ſich die Vortheile des Angriffs nicht entziehen laſſen; und womit? Durch Italiener, Holländer, Bayern, Sachſen ꝛc. ꝛc. Zerſtreut in Deutſchland waren ſie bei gehöriger Verfahrungsweiſe unbezweifelt deutſche Truppen, mit 100,000 Mann Franzoſen vermiſcht, unter ſeinem und ſeiner Generäle Befehle, ſind es, wie die Erfahrung gelehrt hat, die beſten franzöſiſchen Truppen, facit einen Unterſchied von 200,000 Mann.

Hiezu den Eindruck, die Lähmung durch das Unterpfand, durch das Schickſal Spaniens ꝛc., abermahl 100,000 Mann — der Angriff 100,000 Mann, die Vortheile der militäriſchen Lage, die Occupationen der Schweiz und Holland's (die man hätte für ſich benutzen können) 200,000 Mann. Summa totalis 600,000 Mann, und hiezu Glück, Siegesgewohnheit und Kriegs-Erfahrung.

Der Himmel gebe, daß ich falſch ſehe. Ich habe wie Caſſandra tauben Ohren gepredigt, und bin verdrießlich abgewieſen worden; wenn nur der Brand von Troja nicht folgt, ſo will ich meine Prophezeiungen gern verſpotten ſehen. Ueber die Rückkunft des K. von Pr. weiß ich noch nichts beſtimmtes, allgemein behauptet man, er werde den 6. oder 8. in K. eintreffen, welches mir auch wahrſcheinlich iſt. Was die Reſultate dieſer Reiſe ſein werden, iſt mir gar nicht noch wiſſend.

Geben Sie mir doch bald wieder Nachricht, und wo möglich Troſt, den ich ſehr bedarf, recht bald, wenn Sie erfreuen wollen

Ihren ꝛc.

XI.

Gentz an Graf Kollowrat[11] in Prag.

Ofen, 7. September 1809.

(Abgegangen von Ofen denselben Tag, um 7 Uhr Abends.)

Als ich das Anerbieten des Baron Hager[12] meine Correſpondenz mit Ihnen zu befördern annahm, war ich feſt überzeugt, daß zwiſchen Ihnen und Baron Hager eine unmittelbare, beharrliche und möglichſt raſche Communication ſtattfinde, wie hätte ich es nicht vorausſetzen ſollen? Leider erfahre ich endlich erſt dieſen Morgen, daß die Pakete der Hofſtelle an den Grafen Wallis[13] adreſſirt werden, dieſen alſo aufſuchen müſſen, wo ſie ihn finden können und nur alsdann erſt den Weg nach Prag antreten; hätten Sie die Gewogenheit gehabt, uns ein Wort von dieſer Verfaſſung zu melden, ſo würde ich längſt auf den ganzen Communications-Canal Verzicht gethan haben; denn die Wahrheit iſt, daß ſogar mein Kammerdiener mir einen beſſeren vorgeſchlagen hat: durch einen Beamten vom Wiener Poſtamt adreſſirt er ſeine Briefe an Würth in Prag und hat bisher noch auf jeden in 12, ſpäteſtens 14 Tagen Antwort gehabt; wie ſehr bedauere ich es, nicht früher dasſelbe verſucht zu haben.

In jenem unglücklichen Briefe vom 11. vorigen Monats waren beſonders 2 Sachen enthalten, deren Verſpätung (denn daß der Brief nicht verloren ſein kann, verſichert man mit Zuverläſſigkeit) mir über die Maßen unangenehm iſt; fürs erſte ein Schreiben an Walmoden, über einen für ihn und für einen Andern höchſt wichtigen Gegenſtand; fürs zweite eine an Sie gerichtete Bitte, meine Intereſſen per 400 fl. auszuzahlen.

Nach den Briefen vom 10. und 16. habe ich Ihnen noch am 21. Auguſt, o leider, weil dieſer Brief mir ebenfalls ſehr wichtig war, wieder durch die Polizey-Hofſtelle geſchrieben, dann aber am 31. durch Johnſon, einen ſoliden und zuverläſſigen Mann, der mir heilig verſprochen hat, meinen Brief in Olmütz oder Troppau auf die Poſt zu geben und dringendſt zu empfehlen; dieſer letzte Brief iſt vielleicht heute, gewiß aber, wenn Sie den gegenwärtigen erhalten, ſchon in Ihren Händen.

Unſere politiſche Lage iſt auch immer zweydeutig, die Ankunft des Grafen Stadion in Totis, und mehrere andere Umſtände, die Ihnen bekannt ſeyn müſſen, gaben in den letzten acht Tagen der Ausſicht auf Erneuerung des Kriegs ein ziemlich beſtimmtes Uebergewicht, und als ich vor einer Stunde erfuhr, daß Hudeliſt[14] dieſen Morgen hier angekommen iſt, vermuthete ich faſt, er bringe die Nachricht von der Aufhebung des Congreſſes; ich habe nun zwar Hudeliſt noch nicht geſprochen, weiß aber doch ſchon ſo viel, daß die Unterhandlungen noch fortdauern; zwiſchen heute und morgen werde ich mehr darüber erfahren, und Ihnen daher auch morgen in jedem Falle wieder ſchreiben. Den heutigen Brief will ich nur ſchließen, damit er fortkomme und wenigſtens der erſte Schritt zur Hebung der bisherigen Hinderniſſe unſerer Correſpondenz geſchehen ſey; ich ſchreibe Ihnen forthin nicht anders als unter der Adreſſe von Würth, deſſen Schwiegerſohn, Nahmens Müller (ein guter, ſicherer, dienſtfertiger Menſch) hier interimiſtiſch zur Expedition der Pakete ꝛc. des Erzherzogs Rainer angeſtellt iſt: wenn Sie daher meinen Vorſchlag billigen und die Gnade haben wollen, auch Ihre Briefe an mich dem Würth zur Beſtellung zu übertragen, ſo will ich faſt dafür ſtehen, daß die Sache dadurch in den beſten Zug kommen wird.

Gentz.

XII.

Gentz an Graf Kollowrat in Prag.

Ofen, 8. September 1809.

(Abgegangen von Ofen denſelben Tag, um 7 Uhr Abends.)

Ob es bis izt noch immer unmöglich iſt, den endlichen Ausgang der gegenwärtigen langen Pauſe zu beſtimmen, ſo beſchränke ich mich blos darauf, Ihnen die mir bekannten ſichern und authentiſchen Daten mitzutheilen, aus welchen Sie dann ſelbſt das Pro und Contra der groſſen Frage ſich abſtrahiren mögen.

Von den Unterhandlungen in Altenburg weiß ich nur ſo viel, daß ſie von Seiten der Franzoſen mit einer Unlauterkeit, Falſchheit und Treuloſigkeit geführt werden, die alle Geſichtspunkte verrücken, alle Berechnungen zu Schanden machen, und den gefaßteſten Negoziateur zur Verzweiflung bringen könnten. Während daß dieſer fatale Congreß ſeinen ſchwierigen und verwickelten Gang geht, ſcheinen auf andere Seiten — vielleicht nur um noch mehr zu verwirren — Privat-Verſuche zur Annäherung gemacht worden zu ſein.

Graf Zinzendorf (der Commandeur[15]) iſt am 2. in Dotis angekommen, und hat mit dem Kayſer mehrere ſehr lange Conferenzen gehabt: zu gleicher Zeit mit ihm erſchien Flahoult, ein Oberſter und Adjutant des Berthier, und ſchlug eine ſechswöchentliche Verlängerung des Waffenſtillſtandes vor: daß dieſer Antrag pure et singulariter geſchehen ſein ſollte, kann ich ſchlechterdings nicht glauben, die Maßregel wäre zu albern und zu glatt, als daß man berechtigt ſein ſollte, ſie zu praeſumiren: ich vermuthe alſo,

daß ſie entweder mit der Ankunft des Grafen von Zinzendorf oder mit andern geheimen Schritten in Verbindung ſteht, gewiß iſt aber, daß die Verlängerung des Waffenſtillſtandes von unſerer Seite beſtimmt verworfen wurde; nichtsdeſtoweniger wurde General Bubna von neuem nach Wien geſchickt, wohin er in der Nacht vom 6. zum 7. abgegangen iſt.

Kurz zuvor war Czerniczeff, ein Adjutant des Kayſers von Rußland mit einem Briefe deſſelben an unſeren Kayſer in Totis angelangt, ein Schritt der unter den jetzigen Umſtänden nicht wenig auffallen muß, der aber wie es mir ſcheint keine weſentliche Veränderung hervorgebracht hat. Ich ſtelle mir vor, daß ſpäteſtens bis zum 15. dieſes Monats die Hauptfrage entſchieden ſein muß; unterdeſſen kann ich Ihnen ſagen, daß die gründlichſten Beobachter heute noch den Krieg wahrſcheinlicher finden, als den Frieden: das Reſultat hängt — wie ich Ihnen ſchon geſagt habe — von der Natur und Beſchaffenheit der wahren Plane Bonapartes ab, über welchen noch immer ein ſelbſt für einen Eingeweihten — wie viel mehr alſo für uns — undurchdringlicher Schleyer liegt. Er war vor einigen Tagen in Raab und man vermuthete ſchon er würde einige Demonſtrationen zu einer Zuſammenkunft machen, es iſt aber nichts dieſer Art erfolgt.

Ich ſchicke Ihnen hier einen Brief an Buol, und um Ihnen denſelben recht dringend zu empfehlen, mache ich Sie mit ſeinem Gegenſtand bekannt: Sie werden Sich erinnern, daß uns vorigen Sommer ein Exemplar von einem in Rußland gedruckten, im Augenblick des Tilſiter-Friedens aber plötzlich unterdrückten, und deshalb höchſt ſeltenen überaus wichtigen Buche über den innern Zuſtand von Frankreich (von einem gewiſſen Forber) in die Hände fiel: dies Buch jetzt habhaft zu werden, iſt nicht blos mein, ſondern auch anderer ſehnlichſter Wunſch, weil wir damit einen

Hauptſchlag auszuführen gedenken. Buol hat, wie ich ganz gewiß weiß, das einzige in Deutſchland vorhandene Exemplar in ſeinen Händen. Ich habe ihn im Nahmen des öffentlichen Wohles aufgefordert, es *ſofort* an Sie einzuſenden und bitte Sie nun dringend es ohne allen Zeitverluſt an mich zu befördern. Wie und auf welchem Wege dies am ſchleunigſten geſchehen kann, mögen Sie ſelbſt überlegen, ob Sie es jedoch immer in einem Couvert für mich an Graf Stadion, an Graf Odonel oder an Baron Hager adreſſiren wollen, überlaſſe ich Ihrem Gutbefinden, vielleicht kann noch eine Militär-Behörde zur ſchnelleren Beförderung dienen; kurz jeder gewonnene Tag hat bey dieſer Sendung ſeinen Werth: mehr darf ich Ihnen nicht ſagen, um Sie lebhaft für die Sache zu intereſſiren.

Sie haben vermuthlich die leichten Broſchüren geſehen, die unter dem Titel: *Wer herrſcht nun in Oeſterreich?* und die andere: *Ueber die Gegner der großen Plane Napoleons*, neuerlich erſchienen ſind.

Jene hat den Herrn Wieland, Bibliothekär des Fürſten Eſterhazy und Sohn des berühmten Dichters, dieſe den Freyherrn von Aretin in München zum Verfaſſer. Merkwürdig iſt in dieſen Schriften, daß nun das abgeſchmackte und treuloſe Prinzip — „die alten Staaten hätten auch ohne Erſchütterung von außen her fallen, und zwar gerade jetzt fallen müſſen“ — welches zur Zeit der preußiſchen Kataſtroſe im nördlichen Deutſchland herrſchend genannt war, auch in's Südliche verpflanzt werden ſoll, und daß man es ebenſo auf Oeſterreich anzuwenden ſucht, als Buchholz, Cölle ꝛc. es für Preußen geltend machen wollten.

Die Schrift von Wieland ſoll in Wien viel Unheil angerichtet haben: ich glaube es, ſie hat bey vieler Popularität einen Anſtrich von ruhigem Raiſonnement, der ſeine Wirkung nie ganz

verfehlt, und ſchwache Gemüther leicht blendet. Die von Aretin hingegen iſt ſo ausſchweifend lächerlich, daß man ſie für Perſiflage halten würde, wenn man den Mann nicht hinlänglich kennte.

XIII.

Gentz an Graf Kollowrat in Prag.

Ofen, 13. September 1809.

(Abgegangen von Ofen den 14 September 1809.)

Ich habe heute nichts weſentlich Neues zu melden, ich ſchreibe aber, um Sie gehorſamſt zu bitten, im Falle auf dem dortigen Poſtamte Briefe für den königlich preußiſchen Oberſten von Knesebeck liegen ſollten, ſolche abfordern zu laſſen, und unter Couvert an mich baldmöglichſt hieher zu ſenden; wären es aber ſehr ſtarke Briefe oder gar Pakete, ſo wäre es beſſer, ſolche zwar ebenfalls hieher, aber unter der Adreſſe des preußiſchen Geſandten zu befördern.

Graf Bubna war vorgeſtern noch nicht von Wien zurück, mithin wiſſen wir noch nichts beſtimmtes über den Ausgang der großen Sache, denn die Altenburger Negoziazion wird unterdeſſen mehr zum Schein, als in der Hoffnung dort zum Ziel zu gelangen, fortgeſetzt; das Ultimatum, welches Bubna nicht ſowohl überbracht, als gefordert hat, wird allein entſcheiden; unterdeſſen hat Napoleon, noch ehe Bubna in Wien angekommen ſein konnte, und gleich nachdem er durch Klahaut unſere abſchlägige Antwort auf den Antrag wegen Verlängerung des Waffenſtillſtandes erhalten, abermals zwey Offiziere mit Briefen an den Kayſer geſendet; dieſe ſollen den vorigen Antrag erneuert haben: eine Sache, die ſo

wenig Wahrſcheinlichkeit hat, daß ich vielmehr überzeugt bin, es ſteckt etwas anderes dahinter, welches ich jedoch, da die Neuigkeit erſt geſtern Abends hier ankam, noch nicht auf's reine zu bringen vermogte.

General Bellegarde, Fürſt Johann Lichtenſtein und unſer guter Kollowrat ſind zu Feld-Marſchällen, Bubna und Mayer zu Feld-Marſchall-Lieutenants promovirt; einige ſchmeicheln ſich, daß Kollowrat's Ernennung eine Veränderung im Commando der Böhmiſchen Armee zur Folge haben könnte, mir ſcheint dies aber noch äußerſt zweifelhaft; über den Erzherzog Ferdinand iſt freylich nur eine Ihm keineswegs günſtige Stimme, der Kayſer ſelbſt ſieht und fühlt die Gefahr, der wir mit dieſem Prinzen ausgeſetzt ſind, und die freymüthigen und nachdrücklichen Remonſtrationen des Grafen Wallis (die der Kayſer, wie ich höre, ſehr gut aufgenommen hat) wären allein hinreichend, um dieſe Reform, eine der nothwendigſten von allen, zu bewirken; zum Unglück ſteht ihr ein Hinderniß entgegen, das ſchwer zu überwinden ſeyn wird: die Kayſerin iſt krank, bedenklicher, gefährlicher, als man es bis jetzt hat eingeſtehen wollen, durch Kummer und Unruhe eben ſo ſehr als durch phyſiſche Leiden geſchwächt, von einem immerwährenden Fieber verzehrt, in einem Zuſtande, der Mitleiden erregt: die Entfernung Ihres Bruders vom Armee-Commando würde Ihr den Todesſtoß verſetzen; und deßhalb ſcheut man ſich, dieſe Maßregel zu ergreifen; ob es nichts deſtoweniger nicht ein Mittel geben würde, auf eine für Sie ſchonende Weiſe eine Sache zu thun, die nach meiner Ueberzeugung von der erſten Wichtigkeit iſt, will ich nicht entſcheiden; ſo viel weiß ich aber, daß ich dies Verhältniß für eines der unglücklichſten halte, und daß, wenn der Krieg wieder angeht, nichts meinen Muth mehr

niederſchlagen wird, als das böhmiſche Armee-Corps in jenen ſchwachen Händen zu ſehen.

Trotz allen franzöſiſchen Siegesberichten aus Spanien iſt man bey uns überzeugt, daß die Angelegenheiten dort ſchlecht für ſie ſtehen. Die Begebenheiten in den Niederlanden ſind ſo erfreulich, als wir lange keine vernommen haben; man ſagt heute, die Engländer marſchirten gegen Brüſſel; doch über dieſe Sachen müſſen Sie friſchere Nachrichten haben als wir.

XIV.

Gentz an Graf Kollowrat in Prag.

Ofen, 10. October 1809.

Seit geraumer Zeit erhielt ich keinen Brief von Ihnen, theuerſter Graf. Den 6ten dieſes, fuhr ich mit Graf Stadion [16]) von Totis nach Comorn ab, blieb dort mit ihm über Nacht, und trennte mich von ihm früh Morgens; Sie werden den vortrefflichen Mann vermuthlich geſehen haben; ich weiß, daß Sie einer von denen ſind, auf die er in Prag am meiſten rechnet. Als ich ihn verließ, beſeelte und erheiterte mich die Hoffnung ihn in Kurzem in Prag wieder zu finden, an welchen Ort auch er mit ganz beſonderem Wohlgefallen gegangen iſt; ich ſchmeichelte mir in 8 Tagen von hier abreiſen zu können, noch hinge ich zwar an dieſer hohen Ausſicht, doch ſteigen ſchon wieder allerley finſtere Wolken auf; die Unterhandlung in Wien iſt dadurch, daß der Altenburger Congreß ſtillſchweigend aufgehoben wurde, verwickelt und ſchwierig geworden; Bubna iſt am Sonnabend, den Tag nach meiner Abreiſe von Totis, dort angekommen, und hat eine ganze Litaney von Zweifeln, Ausſtänden und Klagen mitgebracht,

die Meinung, daß wir ohne Krieg nicht aus dieſer unglücklichen Sache herauskommen können, war ſeit vorgeſtern in Dotis wieder allgemein.

Sie werden natürlich fragen, wie man denn, wenn dieß der Fall iſt, wenn alles noch in ſolcher Ungewißheit ſchwebt, wenn Niemand weiß, was in 8 Tagen geſchehen wird, den einzigen Mann, der bisher noch die Sachen einigermaßen zuſammenhielt, und deſſen Verluſt in einem Augenblick, wie dieſer, Jedermann ohne Ausnahme für die größte aller Kalamitäten hält, — entlaſſen konnte? Hierauf dient für jetzt nur ſo viel zur Antwort: das Ganze iſt ein wüſtes Chaos von Widerſprüchen, Inkonſequenzen, Planloſigkeit, Hulfloſigkeit, Jammer und Elend ohne Gränzen; die einzelnen Mißgriffe zählen nicht mehr, die einzelnen Uebel verlieren ſich in einem Ozean von Noth und Verderben. Gott allein vermag noch, uns zu retten. Aus vielen und erheblichen Gründen, die ich hier nicht entwickeln darf, glaube ich, trotz allen jenen Schwierigkeiten und Verwicklungen, dennoch an die endliche Unterzeichnung des Friedens; dieſer Friede iſt ſelbſt ein ſehr großes Uebel, und wird die Quelle noch größerer werden, aber wie er auch ſey, und um welchen Preis er auch geſchloſſen werden mag, immer tauſendmal beſſer als der Wiederausbruch des Krieges [17]). Glauben Sie vor der Hand auf's Wort einem für Beobachtung und Combinationen nicht ganz unfähigen, Oeſterreich mit inniger Treue, mit zärtlicher Liebe ergebenen Menſchen, wie ich es bin .... und der 3 Wochen in Dotis zugebracht hat! .... das Nähere darüber bleibt der Zukunft vorbehalten. Mein Entſchluß nach Prag zu gehen, ſteht ſelbſt auf den ſchrecklichſten aller Fälle, daß es noch einmal zum Kriege käme, feſt. Ich hoffe, in wenig Tagen werde ich Ihnen etwas beſtimmteres darüber mittheilen können. Das Haupthinderniß des

Fortganges der Unterhandlungen liegt in den vom Feinde geforderten Rückſtänden der Kontributionen. Neue, über das Ultimatum hinausgehende Zumuthungen ſind bis jetzt nicht zum Vorſchein gekommen. Die Berichtigung und Ausarbeitung mehrerer zuvor ſchon widerlegten Punkte, hat ebenfalls ihre große Schwierigkeit, zumalen da die Negotiateurs von unſerer Seite in einer ihnen fremden Laufbahn gegen einen Veteran in allen diplomatiſchen Künſten, wie Champagny, zu kämpfen haben, und doch .... ich werde es Ihnen dereinſt klar beweiſen ...., war die Sendung dieſer Negotiateurs die einzige uns übrig gebliebene Maßregel, und alles, was Sie dagegen hören werden, iſt eitel Geſchwätz, aber freilich haben nur ſicher wenige die Data, nach denen dieſe über allen Begriff kritiſchen Fragen entſchieden werden müſſen.

XV.

Graf Kollowrat an Gruß.

angekommen in Ofen den 31. October 1809.

Prag, den 23. October 1809.

Ich würde ſchon eher Ihr Nr. 11 beantwortet haben, hätte ich mir nicht bey dem inzwiſchen eingetretenen Frieden mit der Hoffnung geſchmeichelt, Sie bey uns zu ſehen; da dies ſich jedoch zu meinem Leidweſen noch zu verzögern ſcheint, ſo ergreife ich noch einmal die Feder, um an Sie zu ſchreiben, und ſchmeichle mir, es werde das letzte Mal ſeyn, daß ich dieſer Zuflucht bedürfen werde. Wir haben alſo Friede! unter welchen Bedingniſſen wiſſen wir noch nicht, ſo wie wir denn überhaupt dieſen am 14ten unterzeichneten und wie es heißt am 19ten vom Kayſer Franz ratifizirten Frieden nur durch franzöſiſche Kuriere und

durch Privatbriefe erfahren haben, und bis zur gegenwärtigen Stunde nichts officielles darüber wiſſen. Daß mich der Friede nicht freut, ſo wie dies hier überhaupt der Fall iſt, wiſſen Sie; würden mir aber ſehr Unrecht thun, wenn Sie glaubten, daß ich mich deßwegen zum Tadler dieſer Maßregel und derjenigen, welche gewiß aus vollwichtigen Gründen dazu riethen, aufwerfen will. Von meinem Standpunkte aus, kann ich darüber kein richtiges Urtheil fällen, denn die Gründe, welche die unbedingte Nothwendigkeit dieſes Friedens motiviren, kann ich höchſtens ahnen; der gute Wille zur Fortſetzung des Krieges, die Bereitwilligkeit zu jedem patriotiſchen Opfer, kurz die vortrefflichſte Volksſtimmung habe ich dagegen vor den Augen, und bin daher — wie ich mich ſehr wohl beſcheide — weder wohl unterrichteter noch kalter Beurtheiler der Sache. Eine Konverſation mit Ihnen, der als ſcharfſinniger Beobachter ſich an Ort und Stelle befand, kann mich daher allerdings belehren; nicht ſo leicht wird dies mit Freund Puol [19]) gelingen, bey welchem — er iſt ein Tiroler — das bitterſte Gefühl ſo lebhaft ſpricht, daß er kaum zu räſonniren vermag. Meine politiſche Laufbahn dürfte wohl ihr Ende erreicht haben, denn bey mancher bittern Erfahrung, die mir ſeit 6 Monaten zu Theil ward, erwarte ich ſehnſuchtsvoll den Augenblick, der mich meiner Familie, meinen Freunden und mir ſelbſt wieder zurückgeben wird. Daß Graf Stadion ſich in Prag etablirt, freut mich herzlich; wir ſind es werth, dieſen verehrungswürdigen Mann in unſern Mauern zu beſitzen, und werden ihn zu ſchätzen wiſſen, welches auch unſer Loos ſeyn mag. Ich ſprach geſtern viel von Ihnen mit ihm, fand mit Vergnügen, daß er Sie zu ſchätzen weiß, und hörte von einem vortrefflichen Aufſatz ſprechen, der für den Fall entworfen war, wenn die Feindſeligkeiten wieder ausgebrochen wären; iſt dieſer nun auch nicht zum Druck ge-

kommen, ſo wird er, wie ich hoffe, doch kein Geheimniß für Ihre Freunde bleiben. Prag wird dieſen Winter durch ein Sammelplatz intereſſanter Menſchen ſeyn, und dies iſt der einzige Gedanke, den ich gegenwärtig mit einem Gefühl des Vergnügens denke.

XVI.

Gentz an Graf Kollowrat in Prag.

abgegangen von Ofen den 24. October 1809.

Ofen, den 24. October 1809.

Ich kam geſtern Abends von Totis zurück, die vergangene Woche war dort ziemlich ſtürmiſch geweſen; Sie wiſſen, daß Fürſt Liechtenſtein und Bubna am Sonntag den 15ten mit dem unterzeichneten Frieden angekommen waren; obgleich die Haupt-Artikel deſſelben ungefähr ſo lauteten, wie man ſie nach den früheren Verhandlungen erwarten mußte, ſo fand ſich doch der Punkt wegen der zu zahlenden Feld-Contribution (die unter uns geſagt, in summa summarum noch 85 Millionen Livres austragt, die der Staat in gewiſſen Terminen leiſten ſoll) ſo drückend, daß einen Augenblick über die Ratification des Tractates Zweifel entſtanden, und mehrere Conſeils gehalten wurden. In der Zwiſchenzeit kam am 17ten General Lauriſton in Totis an mit einem ſehr höflichen, bloß complimentariſchen Schreiben Napoleons, und der Nachricht, daß derſelbe am 16ten ſchon von Wien abgereiſt ſey. Hierauf ging am 18ten Graf Bubna mit der Ratification des Friedens nach Wien ab, fand dort noch Champagny, und wechſelte mit ihm am 20ten die Ratificationen aus; am 22ten, gerade wie ich in Totis war, kamen dieſe dort an, und das Geſchäft iſt nun inſofern als vollendet zu betrachten[17]. Ueber die Zah-

lungen werden indeſſen wahrſcheinlich noch viele Debatten und viele Anſtöße vorkommen. Nach dem Tractat ſteht die Räumung der Provinzen mit den Geld-Stipulationen in keiner direkten Verbindung, es iſt aber leicht voraus zu ſehen, daß die Franzoſen beyde Gegenſtände nicht als getrennt werden betrachten wollen; dieſer Umſtand wird jedoch deßhalb nicht von ſehr gefährlichen Folgen ſeyn, weil nur ungefähr 1/3 der Zahlungen bey der Räumung von Wien und dem Lande diesſeits der Enns ſtatt haben ſoll, das andere in Terminen, die abermals mit denen der Länder-Räumung nicht correſpondiren; die nächſten Punkte, z. B. Brünn, ſollen 14 Tage nach Auswechslung der Ratificationen reſtituirt werden: Wien, und was dazu gehört 1 Monat, die entfernteſten Punkte 8 und reſpective 10 Wochen nach jenem Termine.

Da wir uns in 14 Tagen beſtimmt wieder ſehen, ſo behalte ich mir bis dahin alle weiteren Erklärungen vor. Seyen Sie feſt verſichert, theuerſter Graf! daß durchaus nie Jemand, der ſo wie ich, das ganze Gewebe dieſer betrübten Zeit durch alle ſeine Fäden verfolgen, und die wahre Geſchichte unſeres Unglückes in den erſten Quellen ſtudiren konnte, im Stande iſt, über tauſend Dinge Auskunft zu geben; die Andern, wenn ſie auch den höchſten Scharfſinn mit den überlegenſten Einſichten verbänden, noch lange, vielleicht immer, als Räthſel erſcheinen würden, und tragen Sie vor der Hand, als einer von denen, auf welche die Maſſe mit Vertrauen und ſchuldiger Deferenz blickt, alles, was Sie können, dazu bey, daß die jetzige Lage des Staats mit Gelaſſenheit und Gleichmuth (nicht mit Verzweiflung — denn ſie iſt nicht verzweifelnd), und die einmal gefaßten Entſchlüſſe, wie hart, ja, wie unbegreiflich ſie auch ſcheinen mögen, mit Mäßigung und Billigkeit beurtheilt werden. Es konnte nun einmal nicht

anders gehen, als es ging; dies werde ich Ihnen bis zur vollständigsten Evidenz und Befriedigung darthun.

Von ferneren Neuigkeiten kann ich Ihnen heute nur melden, daß F. Carl Schwarzenberg als Ambaſſadeur nach Paris, General St. Julien in gleicher Qualität nach Petersburg geht. Mit den Ruſſen wird es noch ein ſeltſames Verhältniß abgeben; von den 1,900.000 Seelen, die wir in Gallizien verlieren, ſollen ſie, nach dem Allerhöchſten Willen und Beſchluß, nur 400.000 erhalten, das übrige der König von Sachſen (denn es giebt keine Pohlen mehr im heutigen diplomatiſchen Styl), was der ruſſiſche Hof hierzu für Geſichter ſchneiden wird, weiß ich nicht; zum Glück geht uns dies nicht viel an, denn Frankreich hat die Garantie der Sache übernommen. Wohin der Kayſer dieſen Winter gehen wird, iſt noch vollkommen unbeſtimmt, das wahrſcheinlichſte iſt bis jetzt, daß Er in Totis bleibt, bis Er nach Wien gehen kann, welches vor Anfang Decembers unmöglich iſt.

Die Kayſerin verläßt Ofen ſchwerlich dieſen Winter; Gott gebe! daß Sie im Stande ſey, es je wieder zu verlaſſen; mir kommt Ihr Zuſtand ſo bedenklich vor, daß ich nicht glaube, daß Sie den Winter überlebt.

XVII.

Genz an Adair [2]) in Conſtantinopel.

Buda, ce 16 septembre 1809.

Je méditais depuis quelques semaines, Monsieur, une longue lettre, que je voulais Vous adresser. J'apprends le départ prochain du courier, qui Vous portera celle-ci, dans le moment, où je dois monter en voiture pour aller

à Dotis, endroit où se trouve à présent l'Empereur, le Comte Stadion etc. etc. Vous apprendrez par d'autres correspondans, que les probabilités sont de nouveau pour la guerre. Je me trouve dans une espèce de scission avec presque tous mes amis, surtout ceux du corps diplomatique: ils ont conservé de l'espoir, je n'en ai plus: ils ne respirent que vigueur, vengeance, combats; je crois en savoir assez pour m'opposer à leur ardeur. L'objet primitif de cette guerre est irrévocablement manqué, la prolonger pour quelques provinces de plus ou de moins, lorsque toutes les chances militaires sont évidemment et probablement contre nous, me paraît toucher à un vain délire. L'idée de la paix, d'une paix quelconque, me fait frémir; mais l'idée de la destruction finale de cette Monarchie, — événement, qui peut se réaliser en moins de deux mois, qui nous enleverait la totalité de l'avenir, après lequel la resurrection même deviendrait impossible, — voilà ce qui me bouleverse, me déchire, m'anéantit. Je crois, que la différence entre mes amis et moi, est celle-ci: ils voient avec horreur (comme moi) une paix, qui doit être désolante; car les fautes, que nous avons commises, et les désastres, qui nous sont arrivés, comme effets naturels et nécessaires de nos fautes, ne nous laissent pas d'autre perspective; pour échapper donc au tourment de cette paix, les autres se jettent aveuglément dans de nouveaux dangers, pour gagner quelques semaines de répit et de nouvelles illusions. Quant à moi, je me contente de la mesure de malheur qui nous est échue. Je ne suis pas seul de mon avis, Vous Vous étonnerez, si je vous présentais une liste fidèle de ceux.

qui pensent comme moi. Je ne veux pas, et il serait impertinent de prétendre, que Vous preniez ma manière de voir pour base de Vos calculs. Cependent je prends la liberté de Vous mettre en garde contre les fausses inductions, auxquelles vous entraîneront presque tous vos correspondans. On a vu bien des choses inattendues, d'heureux incidens peuvent nous sauver, mais soyez persuadé, que tout ce qui s'appelle raisonnement et calcul, conduit à prévoir d'épouvantables malheurs.

Je vous prie d'agréer mes bien sincères remercimens de l'honorable souvenir, que Vous m'avez accordé, et des lettres vraiment précieuses, que Vous avez bien voulu m'écrire. J'irais volontiers à Temesvár, ou je ne sais sur quel point de la frontière Turque, pour m'entretenir avec vous pendant quelques heures. Je suis persuadé, qu'il y a peu d'hommes, avec lesquels je m'expliquerais sur les terribles problêmes du moment d'une manière plus satisfaisante. Je crois que nous nous entendrions sur tous les points de notre situation actuelle, et je vous dirais bien des choses, qui probablement vous n'avais jamais apprises, car j'ai toute raison de croire, que depuis les revers de Ratisbonne, on vous a constamment transmis des tableaux, qui ne cadraient pas trop avec la réalité. Je suis fâché de falloir Vous écrire dans un sens aussi inquiétant, mais puis-je dissimuler avec un homme, que je respecte, et dont les opinions sont d'un si grand poids? Je m'arrache à cette lettre confuse, en vous présentant les hommages de mon inviolable dévouement.

XVIII.

Graf an Adair in Constantinopel.

Ce 1er novembre 1809.

Je ne veux pas au moins quitter, Monsieur, ce pays, qui a été pendant 6 mois le théâtre de mes angoisses et de mes peines, sans Vous témoigner ma profonde reconnaissance des gages, que Vous m'avez donnés de votre souvenir et de plusieurs lettres infiniment intéressantes, qui sont venues faire diversion pour quelques momens aux impressions douloureuses, dont j'étais accablé. Si je ne Vous ai guère écrit pendant cette époque, je Vous prie de l'attribuer uniquement à cette espèce d'embarras convulsif, dans lequel on se trouve lorsqu'il s'agit de rendre compte à quelqu'un très-éloigné et par cela même étranger à une quantité de choses essentielles, de lui rendre compte d'évènemens tellement cruels, et tellement opposés à toutes les combinaisons humaines et confondant si complètement tous les calculs, que pour les expliquer il faut avoir recours à des données dont le développement exigeroit des volumes, ou d'une nature si critique et si délicate, qu'on ne saurait jamais les confier à une lettre. C'est cet embarras, et l'abattement qui l'accompagne, et le dépit, qui en résulte à la fin, qui aient seuls pu m'empêcher de communiquer avec un des hommes de mon tems, qui, sous tous les rapports imaginables, je voudrois rendre de préférence à tous les autres, le témoin de mes chagrins les plus secrets et le dépositaire de toutes mes idées.

Par un concours de circonstances — dois-je dire favorables ou affligeantes? — et sans aucun autre mérite de ma part, je me trouve aujourd'hui un des hommes les plus en état de présenter le tableau de nos malheurs, et des véritables causes de nos malheurs, d'une manière absolument complète et satisfaisante. J'ai eu l'occasion de tout approfondir dans les sources, et je puis me flatter, que pas un trait essentiel ne m'a échappé. Je n'ai pas besoin d'ajouter, que ce tableau, tel que je puis le tracer, ne peut pas être offert aux yeux des contemporains, mais la catastrophe, qu'il embrasse, a été si grande et si terrible, qu'il ne perdra pas son intérêt pour la postérité.

J'emploierai le tems, que j'aurai dorénavant à ma disposition — et il n'y en aura que trop, je dois le prévoir — à composer le récit le plus lugubre, mais peut-être un des plus instructifs, qu'il y eut jamais: et si quelque constellation heureuse me réunit à Vous Monsieur, Vous serez un des premiers, par lesquels la postérité commencera pour moi, tout comme Vous auriez été un des plus dignes d'appartenir à un meilleur siècle, que le nôtre.

Je me contenterai de Vous présenter ici une réflexion générale, à laquelle j'attache une grande importance, pour la direction des jugemens à porter sur les désastres inouïs, qui nous ont écrasés. Ces désastres ne doivent point leur origine, ni à tel ou tel individu, ni à telle ou telle cause particulière; c'est un grand ensemble d'erreurs, d'aveuglement et de faux calculs, qui nous a perdu. Tout est lié dans cette histoire, et pour fixer son opinion sur quelque époque, sur quelque incident que ce soit, il faut

constamment remonter à la source, et creuser dans les premières erreurs capitales, dans les premières funestes illusions, dont plus ou moins nous avons été tous (car je ne puis pas m'excepter moi-même) complices et victimes. — Cette paix par exemple, qui Vous fera frémir, et qui soulevera contre nous l'opinion de tout ce qu'il y a de plus estimable en Europe, ne peut et ne doit point être envisagée comme un évènement isolé; elle n'est point l'ouvrage de tel ou tel homme, ou de tel ou tel parti; elle n'est que le résultat final, concentré, palpable, et pour ainsi dire personnifié d'une masse énorme de fautes et de désordres, qui avoient préparé une issue pareille dès le premier instant de cette malheureuse levée de bouclier. C'est dans l'histoire de 5 jours, qui ont précédé le passage du Danube à Ratisbonne, helas! — c'est peut-être dans l'histoire de cinq mois, qui ont amené ces cinq jours, que chaque article de cette prix trouvera son explication, — j'aurais presque dit, et comme historien je puis le dire — sa justification. L'intervalle entre le commencement de cette guerre et sa déplorable fin, a été comblé, aux yeux de ceux, qui ne connaissaient pas le fond secret de la chose, par des espérances brillantes et toujours renaissantes, par des illusions inévitables, par quelques grands succès réels, mais nécessairement inutiles, enfin par le bravoure immortelle de cette armée, qui aujourd'hui encore sert, pour ainsi dire, de rideau ou de voile pour couvrir notre triste nudité, et à laquelle appartient seul le mérite de tout ce que cette paix nous a laissé encore, pour ôter à la perspective de l'avenir une partie au moins de son amertume et de son horreur!

Mais avec les instrumens, auxquels nous étions réduits, les entraves (peu connues dans leur véritable essence!) encombraient notre marche, et plusieurs méprises fatales dans la première organisation du projet — le miracle des miracles eut été, que nous n'eussions pas succombé; et je Vous certifie, en pleine conviction, et en pleine connaissance de cause, que ce qui a été sauvé dans cet orage m'étonne bien plus, que ce que nous y avons perdu.

Je m'en retourne à Prague; voilà la dernière consolation, qui me reste; j'y passerai l'hiver avec des amis précieux, parmi lesquels j'ose compter en première ligne Monsieur de Stadion, que le malheur commun m'a rendu plus cher et plus respectable. Je ne sais pas ce que je deviendrai ci-après; mais je Vous avoue, que l'idée de me rendre en Angleterre, où peut-être je pourrai encore me rendre utile de manière ou d'autre, me sourit aujourd'hui bien au-delà de tout plan quelconque, que je pourrais former; et je Vous le dis ici — ne pas comme idée passagère, mais comme fruit de beaucoup de réflexion, mais comme arrière-pensée bien mûrie et bien consolidée, mais très-positivement et très-solemnellement: si tôt ou tard vous pouvez contribuer à faire réussir ce projet, je vous regarderai comme le premier bienfaiteur de ma vie!

Lorsque j'ai reçu avec votre dernière lettre, celle, que vous y aviez jointe pour Madame de W. — cette femme céleste (car voilà le titre qui lui convient) n'appartenait déjà plus à ce triste pays, elle l'avait quitté après la bataille de Wagram, pour sauver ce qui lui reste en Empire. Vous aurez reçu, j'espère, une petite

lettre de sa part, que je Vous ai transmise le 16 septembre. J'ai envoyé la vôtre à Troppau, en la remettant à la disposition des amis, qu'elle y a laissé. Madame Lanskoronska, dont la conduite dans cette crise terrible a été un modèle de sagesse, de noblesse, et de fermeté, et lui a valu l'admiration de tout le monde, est encore à Troppau; elle a aussi le projet de passer l'hiver à Prague, qui sera le point de réunion pour tous ceux, que le retour à Vienne, moitié brûlée, moitié rasée. privée de ses beaux remparts etc., mais surtout cruellement démoralisé — effraie et afflige trop pour le moment. Je m'étais toujours flatté, que les évènemens de cette guerre Vous ameneraient au milieu de nous avant qu'elle fut finie; et Monsieur de Hardenberg et d'autres amis communs peuvent attester, combien cette idée m'enchantait — Deo aliter placuit. — Aujourd'hui je dois donc encore Vous dire — a long farewell. Daignez ne pas m'oublier. Je bornerai à ce peu de mots l'expresion d'un sentiment, qui dans la situation où je me trouve, me pénètre, m'accable, me tourmente beaucoup trop, pour que je ne redoute pas de m'y livrer. — Et dans quelque pays de la terre que le sort Vous conduisse, et récompense (si tel est le décret de la justice éternelle) les grands et nobles services, que Vous avez rendus à la cause de votre patrie et de l'Europe — et dans quelques conjonctures, que la clémence du ciel me réunisse à Vous, soyez persuadé, Monsieur, que Vous me retrouverez toujours avec ces mêmes sentimens d'attachement, d'admiration, et de reconnaissance, avec lesquels j'ai été jusqu'à ce moment etc.

XIX.

J. M. Johnſon [21]) an Gentz in Prag.

Vienne, ce 9 décembre 1809.

Me voici enfin arrivé à Vienne après avoir fait plusieurs courses extrêmement pénibles sous différents rapports. Depuis que je Vous ai quitté; j'ai parcouru une grande partie du Littoral, j'ai été à bord de quelques-uns de nos vaisseaux de guerre dans la mer adriatique, et à mon retour, j'ai été obligé de passer trois semaines à Pest pour la plupart du tems sans une seule connaissance, à peine étais-je arrivé ici (où je ne comptois pourtant dans aucun cas m'arrêter) que j'ai appris une nouvelle, qui m'oblige de partir pour Berlin, d'où vraisemblablement je continuerai mon voyage à Londres, à moins que la saison ne soit trop avancée, et dans ce cas qu'il y a lieu de craindre, je reviendrais à Prague, où je me consolerais du plaisir de Vous voir. Mais comme mes mouvements dépendent de mille circonstances, que je ne puis pas prévoir, je Vous prie de ne pas en parler à nos connaissances s'il y en a à Prague; on projette à ce que j'apprends, quelques changements dans le Ministère Autrichien, qui, s'ils se réalisent, pourraient justifier Votre théorie favorite, laquelle, par parenthèse, j'ai eu la présomption de ranger parmi les rêves d'un homme de bien. Le principal changement regarde le Comte de S. [22]) à qui on destine le département de

l'intérieur, et j'avoue que les Comtes Stad. Mett. et Odon. formeraient un fond de Ministère très-respectable, et pourraient peut-être accaparer cette influence, sans laquelle on peut désirer, mais pas faire le bien. —

Il ne manquerait à cette réunion qu'un homme de probité, d'activité et de bon sens à la tête du département militaire, et malgré le sombre aspect des affaires dans ce moment, je crois, que la Monarchie pourrait prendre un nouveau bail de son existence politique. — Mais, comme j'ai déjà observé, ces changements ne sont que projetés. Il est à craindre que la Vis inertiae du chef ne se fasse encore sentir, ou si par velléité ou par une variation de faiblesse plutôt que par conviction ou par principe il consentait à adopter la seule mesure, qui convient à l'état actuel des choses. Il est à présumer que la force d'anciennes habitudes reprendrait bientôt son influence, car j'avoue que malgré mon zèle pour le bien de la Monarchie Autrichienne, je ne puis pas oublier le passé au point de me bercer de nouvelles espérances. Je ne saurais imaginer une réforme qui remédierait au mal, qui est déjà fait, et garantirait de ceux, auxquels nous avons droit de nous attendre, — en un mot, je ne puis pas me faire à l'idée d'un gouvernement sage et énergique sans un —.

Dieu veuille que mes craintes soient aussi dénuées de fondement, que mes espérances l'ont malheureusement été. Malgré que le court séjour que je compte faire à Vienne, soit presque entièrement consacré aux affaires qui m'ont appelé ici, j'ai cru devoir en dérober quelques moments pour vous griffonner ces peu de lignes, afin de

Vous fournir une occasion d'écrire à Londres, si Vous voulez en profiter, et de Vous assurer combien je suis

Votre serviteur et ami

J. M. JOHNSON.

Dans le cas que je n'irais pas moi-même à Londres, j'y enverrais toujours un courier, ainsi si Vous voulez écrire par cette occasion il faut absolument, que je trouve vos lettres à Berlin le 19 cour.

Adresse:

Herrn J. A. Roemer,
poste restante à Berlin.

XX.

Gentz an Graf Metternich.

Wien, den 14. November 1810.

Die beyliegenden Aktenstücke haben, ohne irgend eine brauchbare neue Idee in mir zu veranlassen, mich bloß in der Ueberzeugung bestärkt,

Daß der von Euer Excellenz gefaßte, und mir vorläufig mitgetheilte Plan, der bisherigen Wiener Zeitung eine veränderte und verbesserte Gestalt zu geben, von allen gegenwärtig zu erfindenden, der weiseste und wirksamste seyn wird.

Unter solchen Umständen wäre es überflüssig, in eine besondere Critik der in jenen Aktenstücken enthaltenen Vorschläge einzugehen. Ich nehme mir die Freiheit nur ganz kurz folgendes darüber zu bemerken:

1. Ein öffentliches Blatt, welches sey es nun in einer, sey es in mehreren Sektionen — Tages Neuigkeiten, Zeitungs Aus

züge, politiſche Betrachtungen, Statiſtiſche Notizen, Regierungs-Beſchlüſſe, Intelligenz-Nachrichten und Litteratur-Artikel liefern ſoll, kann ſich ſchon deßhalb nicht behaupten, weil es alle dieſe ungleichartigen Gegenſtände zu umfaſſen unternimmt; es kann eine ſolche Prätention nur zu Halbheit und Oberflächlichkeit führen. Und warum eine ſo verwickelte Maſchinerie? Eine gute politiſche Zeitung — und ein gutes Intelligenz-Blatt — dies ſind die einzigen wahren Bedürfniſſe. Die ganze Familie der ſogenannten Reichs- oder Staats-Anzeiger gehört zu den Ausgeburten eines merkantiliſch-litterariſchen Zeitalters.

2. Ein litterariſch-politiſch-ſtatiſtiſch-philoſophiſch-compilatoriſches Bureau, nach Art des hier projektirten, kann nie weſentlichen Nutzen ſtiften, (in wie fern es ſogar ſchädlich werden könnte, laſſe ich vor der Hand dahin geſtellt ſeyn). Die Mitglieder einer ſolchen Anſtalt mögen ſich noch ſo ſehr mit Zeitungs-Gelehrſamkeit vollpfropfen, von Haupt zu Fuße in Zeitungs-Notizen einſpinnen, und ſie dann täglich in vier und zwanzig Bogen langen Extracten (S. die Beylage!!*) wieder von ſich geben — es wird aus dem ganzen wilden Wuſte nie ein Quentchen reinen Gewinnſtes abzuſcheiden ſeyn; denn, was wiſſen denn ſie, dieſe Mitglieder, wie man es anzuſtellen hat, um aus dem Chaos von hundert widerſprechenden Angaben irgend ein feſtes Reſultat zu ziehen? Dies vermag (in ſo fern Zeitungs-Artikel überhaupt zu bedeutenden Reſultaten führen können) nur der, in deſſen Händen die Ueberſicht und Leitung des ganzen ſich concentrirt — der dirigirende Miniſter. Für dieſen aber giebt es, um das, was ihn in den Zeitungen intereſſiren kann, zu erfahren, bekanntlich viel einfachere und bequemere Wege.

*) Recht.

als den eines Tag und Nacht compilirenden Bureau's. — Von den übrigen, einer solchen Behörde zugedachten Geschäften, der Einsammlung statistischer, technologischer, polizeylicher, legislativer, scientifischer, und Gott weiß, welchen anderen Notizen, sage ich weiter nichts; mit solchem Ballast sind wir ohnehin schon überladen; der Himmel bewahre uns, noch eigene Institute dafür zu stiften.

Euer Excellenz haben die Sache sogleich mit dem Blick des Staatsmannes durchschaut, und auf ihre einfachen Elemente zurückgeführt. Das, worauf es hier ankömmt, wird, meines Erachtens, vollständig erreicht werden, wenn an die Stelle der bisherigen Wiener Zeitung nur zwey, in Stoff und Form ganz von einander geschiedene Blätter treten, nehmlich:

1. Eine Hof-Zeitung, im eigentlichen Sinne des Wortes, welche alle die Artikel, die in der jetzigen Wiener Zeitung über der Linie stehen, außerdem alle offiziellen Bekanntmachungen der verschiedenen Staats-Behörden, und, was die Regierung sonst unter ihrer unmittelbaren Leitung und Verantwortlichkeit dem Publikum zu wissen thun will, enthielte, von welcher aber politische Neuigkeiten, Auszüge aus andern Blättern u. s. f. völlig ausgeschlossen seyn müßten. Mit dieser Zeitung würden dann auch die bisherigen Intelligenz-Blätter verbunden. Für die Bewohner der Monarchie bliebe sie so ein unentbehrliches Bedürfniß, und ihr Absatz würde ungefähr derselbe bleiben, wie der der jetzigen Wiener Zeitung, sie müßte übrigens ihre eigene Direction, Redaction und Oekonomie behalten.

2. Ein politisches Blatt nach dem Modell der besten politischen Zeitungen geordnet, unter einem einfachen, anspruchlosen Titel, von der Regierung befördert, controllirt und geleitet, ohne daß sie sich öffentlich dazu bekennen dürfte. Von diesem Blatte müßte weiter alles, was die Hof-Zeitung, und die ihr

zugehörenden Intelligenz-Blätter liefern, ausgeschlossen seyn. Es müßte ebenfalls seine eigene, sehr sorgfältig gewählte Direction, Redaction und Oekonomie haben.

Für das Gedeihen dieses Blattes scheint mir nun die Idee Euer Excellenz, mit der bisherigen Redaction der Allgemeinen Zeitung in Unterhandlung zu treten, je mehr ich darüber nachdenke, desto zweckmäßiger und treffender. Ich glaube aber, daß eine solche Unterhandlung nicht schnell genug in Gang gebracht werden kann; theils, weil die Ausführung der Sache eine Menge mechanischer, mercantilischer und anderer Vorbereitungen erfordern wird, die sehr beschleunigt werden müssen, wenn sie bis zum 14. Februar beendigt seyn sollen, theils auch, damit sich der Verleger und Redacteur der Allgemeinen Zeitung, die natürlich das Aeußerste thun werden, um ein so wichtiges Etablissement nicht ganz aufgeben zu dürfen, nicht mit der bayrischen oder einer andern Regierung in anderweitige auf Erhaltung jenes Blattes in irgend einer veränderten Gestalt gerichtete Engagements einlassen.

Nur erst, wenn dieser Präliminar-Punkt ganz ins Reine gebracht ist, wird über die fernere Organisirung der beyden neuen Blätter das Nöthige bestimmt werden können. Unterdessen nehme ich mir die Freiheit, gleich jetzt zu bemerken, daß, da forthin (und zwar weniger als je) keine des Namens würdige politische Zeitung bestehen kann, wenn dabey nicht englische Blätter (mit Verstand, Behutsamkeit und Kunst) benützt werden, die Herbeyschaffung derselben eine der ersten und wichtigsten vorbereitenden Maßregeln des ganzen Unternehmens ist. Aus den Extracten des sogenannten litterarischen Bureau's ersehe ich, daß dieses keine anderen Londoner Blätter, als ein dort erscheinendes französisches (Courier d'Angleterre) und ein deutsches (Der treue Verkündiger) — beyde von untergeordnetem Werthe, ge-

kannt hat. Dieſe ſind offenbar unzureichend; man muß wenigſtens zwey angeſehene Engliſche Zeitungen (Daily papers), ein Miniſterial- und Oppoſitions-Blatt haben, z. B. The Courier — und — Morning-Chronicle. — Nach dem heutigen Curs, und bey den obwaltenden Schwierigkeiten der Verſendung, könnten dieſe leicht 2000 fl. jährlich koſten: dies iſt aber eine Kleinigkeit im Vergleich mit dem daraus der Redaction der hieſigen Zeitung erwachſenden Vortheil. Indeſſen wäre kein Augenblick zu verlieren, wenn die Verſendung dieſer Zeitungen (die durch Hamburg und Berlin gewiß nicht unmöglich ſeyn würde) bis zur Eröffnung der neuen Wiener Zeitungs-Periode bereits im Gange ſein ſollte. **Gentz.**

XXI.

Gentz an Graf Metternich.

Prag, 29. October 1813.

Ich habe die letzten Nachrichten von Euer Excellenz durch Baron Bretfeld [22]) erhalten, der vorgeſtern, am 27., hier angekommen iſt. Er geht mit ſchwerem Herzen nach Wien zurück. Es muß freilich ein ſonderbarer Contraſt ſein, nach einem achtmonatlichen Aufenthalte in London plötzlich in die finſtere Kanzley, an die Seite des Herrn v. Hudeliſt zurück zu wandern. Obgleich manche ſeiner in London fabrizirten Produkte nicht weit her waren, ſo ſcheint er mir doch im Ganzen ein brauchbarer, und Euer Excellenz Protection nicht unwürdiger Mann.

1. Er hat mir 3 engliſche Blätter vom 27.—29. September, die gerade nichts enthalten, mitgebracht; und Pilat ſchreibt mir dabei, *man* habe ihm geſagt, die früheren Blätter würden

wohl längſt in meinen Händen ſein. Es findet ſich aber, daß ich ſeit dem 14. September nicht ein Blatt gehabt habe, ſo daß die ganze Reihe derer, in welchen ſich die Ueberſetzung unſeres Manifeſtes, nebſt den erſten Urtheilen darüber befinden muß, mir ganz entgangen iſt. Bretfeld ſpricht auch von neuen Heften des Edinburg Review und Quarterly Review und überhaupt von zahlloſen Druckſchriften, die er theils an Eure Excellenz, theils an die Staatskanzlei (horribile dictu!) eingeſendet haben will. Ich habe dergleichen, ſelbſt in früheren Zeiten, nie geſehen; und bin doch gewiß überzeugt, daß Euer Excellenz mir mit Ihrer gewöhnlichen Gnade alles mitgetheilt hätten. Es ſind alſo nur zwei Fälle denkbar. Entweder die Staatskanzlei hat alle dieſe Communicata in gewiſſe Oublietten geworfen, aus welchen, wie ich weiß, nie eine Erlöſung zu hoffen iſt, oder Bretfeld hat in dieſem Punkte Wind gemacht.

2. Die in Paris publicirten Aktenſtücke über den Bruch mit Oeſterreich, ſind jetzt etwas veraltet; über die großen Begebenheiten der letzten Wochen hat ſich Niemand mehr recht darum bekümmert; und in unſeren Blättern iſt noch gar nichts davon erſchienen. Die erſte Frage iſt nun: Ob Euer Excellenz überhaupt etwas davon geben laſſen wollen? Meine Meinung iſt, daß dieß geſchehen müßte, weil ſpäter, wenn das Publikum wieder mehr Zeit und Muße zum Frondiren hat, doch Manchem einfallen könnte, unſerem totalen Stillſchweigen allerlei Deutungen zu geben. Die zweite Frage iſt: Wie viel? Gegen den Abdruck der ganzen Maſſe von Papieren, die ſich beſonders in einer deutſchen Ueberſetzung ſehr ſeltſam ausnehmen würden, möchte ich aus mehr als einem Grunde proteſtiren. Mir ſchiene das natürlichſte und einfachſte mit dem Bericht von Baſſano anzufangen, dieſen ganz, in einer ſorgfältigen Ueberſetzung (wie ich ſie bereits

verfertigt habe) entweder als Broſchüre, oder — welches mir ſchicklicher dünkte — in den beiden halboffiziellen Zeitungen, dem Beobachter und der Prager, abdrucken zu laſſen, und mit Noten zu begleiten. Wenn dieſes Hauptſtück abgethan iſt, dann könnte man aus dem übrigen Schwall eine oder die andere einzelne Stelle, die zu Berichtigungen und Bemerkungen beſonders geeignet wäre, wählen, und nach und nach dem Publikum vorſetzen.

Die Noten zu der Haupt-Pièce habe ich entworfen, und ſchicke Euer Excellenz die erſten zur Probe. (NB. Den Eingang habe ich Euer Excellenz bereits hier vorgelegt und mitgegeben.) Die übrigen, die ich noch etwas ausfeile, werden morgen nachfolgen. Es werden ihrer überhaupt etwa 12 bis 14 ſeyn *). Wenn Euer Excellenz Sich die Zeit nehmen können, den Baſſano'ſchen Bericht ſelbſt noch einmal durchzugehen, ſo fällt Ihnen vielleicht noch dieſe und jene Stelle auf, wobei Sie eine Note wünſchten, die ich dann gleich abfaſſen würde.

Ich erbitte mir von Euer Excellenz beſonders in dem Falle, daß Sie meinen Vorſchlag genehmigen, baldige Inſtruktion, weil die Sache denn doch nicht zu ſehr aufgeſchoben werden muß.

3. Ein hiemit verwandter, aber noch weit mehr Ueberlegung fordernder Gegenſtand iſt die Rede der Kaiſerin im Senate[23]). Anfänglich verdroß ſie mich ſo ſehr, daß ich keinen andern Wunſch hatte, als mich daran reiben zu dürfen; jetzt würde ich dahin votiren, ſie mit Stillſchweigen zu übergehen. Sollte etwas darüber geſagt werden, ſo müßte man dieſe Rede ſo behandeln, wie die Oppoſitions-Zeitungen in England die königlichen Reden bei Eröffnung und Schluß des Parlaments, nicht als das Werk des Königs — dem ſie bei dieſer

*) Nicht vorhanden.

Gelegenheit ſogar öfters Complimente machen — ſondern ſeiner Miniſter und ſonſtigen Redacteurs!

4. Euer Excellenz haben mir aus eigener freier Gnade verſprochen, mir die Merveld'ſche Converſation mit Napoleon mitzutheilen. Darf ich an dieſes Verſprechen erinnern? Ich ſtelle mir vor, es iſt ein Bericht des General Merveld [24]), den Euer Excellenz mir, wenn er lang ſeyn ſollte, um Ihrer Kanzlei die Zeit zu erſparen, ja nur sub lege restitutionis zuſenden dürften. An General Schuſteckh [25]) hat M. geſchrieben, er habe mit Napoleon 6 bis 7 Stunden geſprochen. Das müßte freilich einen langen Bericht gegeben haben.

5. Desgleichen wünſchte ich wohl, daß Euer Excellenz die Gnade hätten, mir ein Paar Worte über die eigentliche Geſchichte der Gefangenſchaft des Königs von Sachſen zukommen zu laſſen. Die hieſigen Ruſſen erklären ziemlich dreiſt, der König von Sachſen ſey ihr Gefangener, und die Diſpoſition über das Land ſtehe ihnen zu. Einige Umſtände, z. B. daß er unter Ruſſiſcher Eskorte abgeführt worden, — daß Repnin zum Landes-Gouverneur ernannt iſt, — daß Stein ſein Weſen dort treiben wird u. ſ. f. — geben dieſen Reden allerdings ein ſcheinbares Gewicht. Mich beunruhigen ſie ſehr, und das hauptſächlich in Verbindung mit den täglich mehr an's Licht tretenden Länderſüchtigen Projekten der Preußen, die uns, fürchte ich, dereinſt mehr zu ſchaffen machen werden, als die Haupt-Unterhandlungen mit Napoleon ſelbſt. Indeſſen iſt mir Euer Excellenz politiſches Genie Bürge dafür, daß Oeſterreich in Allem was Deutſchland betrifft, nicht aufhören wird, die erſte Rolle zu ſpielen, und es iſt ein neuer Beweis ihres bewundernswürdigen und unvergleichlichen politiſchen Taktes, daß Sie ſich gerade in dieſem Zeitpunkte in ein ſo enges Einverſtändniß mit England zu ſetzen

gewußt haben, ein Umſtand, der in Kurzem von den wohlthätigſten Folgen für uns ſeyn wird.

6. Binder [26]) hat mir zwar über das Reſultat der letzten Engliſchen Depeſchen einige wenige Worte geſchrieben, die mich glauben machen, daß unſere dortigen Verhältniſſe außerordentlich gut ſtehen. Sollten indeſſen Euer Excellenz ſo viel Zeit finden, mich darüber etwas näher zu belehren, ſo würde dieß von großem Werthe für mich ſeyn.

7. Ich höre, daß die Wiener Zeitung einen abermaligen Schritt gegen den Beobachter gethan, und dieſen mit einem förmlichen Proceſſe bedroht hat. Dies iſt ein Grad von Unverſchämtheit, der alle Erwartungen überſteigt. Es ſcheint dieſen Menſchen gar nicht zu ahnen, daß nur eine ganz außerordentliche Langmuth die Regierung beſtimmen kann, ihnen nicht das durch Treuloſigkeit und Bosheit längſt verſcherzte Privilegium zu nehmen, und ſie alle aus der Stadt zu jagen. Und ſie wollen einer von Euer Excellenz unmittelbar beſchützten Zeitung den Proceß machen! Was Pilat hierüber ſagt, iſt nicht phantaſtiſch. Sehr richtig vielmehr, und ſehr hübſch ſchreibt er: „Der, welcher Napoleon beſiegte, wird doch vor Bartſch [27]) und Lebzeltern [28]) nicht weichen?“ Ich glaube alles Ernſtes, daß Eure Excellenz die Annahme des Proceſſes durchaus unterſagen müßten, weil es mir ein wahres Scandal ſcheint, daß 6 oder 8 Monate lang vor gemeinen Gerichtshöfen darüber verhandelt werden ſoll, ob der, welcher heute Europa wieder aufbaut, das Recht hat oder nicht, einen Artikel in eine Zeitung ſetzen zu laſſen, die unter ſeiner Autorität und gleichſam unter ſeinen Augen gedruckt wird.

8. Schließlich muß ich noch Euer Excellenz fragen, ob Sie etwa eine Volksſchrift von Eichler, die dieſer vor langer Zeit Ihnen ſubmittirt haben will, und die er mit Schmerzen zurück

erwartet, um sie drucken zu lassen, je gesehen oder bemerkt haben. Der arme Teufel plagt mich täglich darum. Es sind, glaube ich, Briefe an Landleute, sie werden nicht schlechter sein als viele ihres Gleichen. **Gentz.**

XXII.

Gentz an Fürst Metternich.

Wien, den 16. Februar 1814.

In den interessanten Aktenstücken, von welchen Ewr. D. mir erlaubt haben, Kenntniß zu nehmen, sind besonders zwei Gegenstände, über die ich mich gedrungen fühle, einige Bemerkungen vorzutragen:

1. die dem Kaiser Napoleon von den alliirten Mächten angebotenen Friedens-Bedingungen;

2. die über die Frage: ob und in wie fern eine innere Regierungs-Veränderung in Frankreich zu begünstigen sei? — angenommenen Grundsätze.

Bei dem ersten Punkt habe ich nur wenig zu erinnern.

Die Friedens-Bedingungen konnten in der jetzigen Lage der Dinge nicht füglich anders ausfallen; und ich bin auch nicht unzufrieden, daß wir unsere Vortheile vollständig zu benützen, und allen Besorgnissen über neue französische Eroberungs-Projekte, die grundlosen wie die gerechten, ein für allemal ein Ende zu machen suchen. Mit weit freierm Herzen und Gewissen würde ich freilich noch diesen Friedens-Vertrag betrachten, wenn ich die unglückliche Declaration vom 1. December vergessen könnte. Die gewählte, sehr einfache Form: „Frankreich in seinen Gränzen vor der Revolution" — finde ich ungleich zweckmäßiger, ausdrucksvoller

und edler, als das ganze Gewirr von Linien, die man früher, von Stadt zu Stadt, und Fluß zu Fluß, in allen möglichen Directionen der Landkarte ziehen wollte. Nach meinem Gefühle müßte jene einfache Form selbst dem Kaiser Napoleon die willkommenste sein; ich glaube wenigstens, daß ich an seiner Stelle lieber noch die Basis: „Das alte Frankreich," als irgend eins jener Linien-Projekte, worin man ihm seinen Verlust und seine Demüthigungen gleichsam einzeln und stückweise vorzählte, unterschreiben würde.

Die Klausel wegen gänzlicher Verzichtleistung auf alle Theilnahme an der Bestimmung des künftigen Schicksals der übrigen europäischen Staaten, ist unstreitig die härteste, die je in einer Friedens-Unterhandlung zur Sprache gebracht ward. Nur außerordentliche Bewegungsgründe konnten eine solche Klausel rechtfertigen oder entschuldigen; sie streitet mit dem wahren Interesse von Europa (worunter ich allezeit das allgemeine und bleibende verstehe) nicht weniger als mit der Würde eines französischen Kaisers; sie zeigt, daß wir uns in einer Lage befinden, wo jede Rücksicht auf die Zukunft vor dem Drange des Augenblickes schweigen muß.

In so fern ist sie kein erfreuliches Sympton. — Wenn Napoleon übrigens sich auch dieser Klausel unterwirft, so wird man doch endlich wohl aufhören, ihn als furchtbar zu schildern. Die Meinung fast aller derer, welche sich die Friedens-Bedingungen ungefähr so vorstellen, wie sie wirklich lauten, ist, daß Napoleon sie nicht annehmen kann, weil er seine ganze Existenz dadurch auf's Spiel setzen würde. Ich erinnere mich aber, daß man das Nämliche sagte, als ihm früher zugemuthet war, nur seine Eroberungen an der Elbe aufzugeben, das Nämliche, als von der Gränze des Rheins, der Alpen und der

Pyrenäen zuerſt die Rede war. Er hat ſeiner Herrſchaft über Europa entſagt, ohne daß deßhalb eine einzige Stimme in Frankreich ihn angeklagt hätte. Ich glaube, er kann ſich eben ſo ungeſtraft in die alten Gränzen Frankreichs zurückziehen, zumal, da die Franzoſen nun wohl inne geworden ſein werden, daß man weder den Bourbons, noch irgend einem andern Souverain an ſeiner Stelle, heute beſſere Gränzen bewilligen würde.

Sollte die Unterhandlung fehl ſchlagen, oder zu ſpät zur Reife kommen, — dann iſt er einmal, wenn gleich von noch ſo incompetenten Richtern, des Thrones für verluſtig erklärt, ſo wird auch kein Friedensſchluß ihn mehr retten, — ſollte dieß der Ausgang ſeyn, ſo würde ich lebhafter als je bedauern, daß zu der Zeit, wo Caulaincourt in Lünneville eingetroffen war, Ewr. D. nicht entweder ſelbſt, oder durch eine ſehr vertraute Mittelsperſon eine Privat Unterhandlung mit ihm verſuchen konnten. Der Gang derſelben wäre ſehr einfach geweſen. Es hätte dem Kaiſer bloß vorgeſtellt werden dürfen, daß man um das Gebot: „Frankreich in ſeinen ehemaligen Gränzen —“ jeden Augenblick mit den Bourbons abſchließen könne, und daß er wohl zu überlegen habe, ob in einem Augenblicke, wo ſeine Erhaltung auf dem Throne — ſchon Widerſpruch genug fände, ſelbſt die, welche ihn am wenigſten drücken wollten, ihm beſſere Bedingungen anzubieten vermögten. Von allen ſeinen friedfertigen Dienern unterſtützt, wäre eine ſolche Sprache vielleicht nicht ohne Wirkung geblieben. Die halsbrechende Frage wegen der Dynaſtie wäre ganz vermieden worden. Der Friede wäre vielleicht, als Lord Caſtelreagh im Hauptquartiere ankam, ſchon ſo gut als abgeſchloſſen geweſen, und, was das Beſte war, Oeſterreich hätte ihn zu Stande gebracht.

Dieſe Bemerkung iſt nicht ſo gemeint, als wollte ich mich irgend darüber beſchweren, daß ein Verſuch dieſer Art nicht Statt gefunden hat. Ich kenne alle die Schwierigkeiten, die ihm entgegen ſtanden; ich weiß auch, daß es immer noch zweifelhaft blieb, ob man damals dahin gelangt wäre, Napoleon über ſeinen wahren Vortheil aufzuklären. Ich ſage nur, daß von allen möglichen Auflöſungen des Knotens dieß die wünſchenswürdigſte war.

Was hingegen den zweiten und hochwichtigen Punkt wegen Beibehaltung oder Nicht-Beibehaltung der in Frankreich regierende Dynaſtie betrifft, ſo muß ich Ewr. D. freimüthig bekennen, daß das darüber in den Aktenſtücken aufgeſtellte Syſtem an mir nie einen Vertheidiger finden wird.

Nach meinen Ideen iſt der angebliche Grundſatz, daß ein Souverain nicht berechtiget ſey, ſich in die innern Regierungs-Angelegenheiten fremder Staaten zu miſchen, ſobald man ihm die Ausdehnung gibt, in welcher er hier erſcheint, nicht nur ein falſcher, ſondern ein verderblicher Grundſatz.

Für *falſch* halte ich dieſen Satz, weil nicht bloß nach dem Rechte des Krieges, über deſſen Gränzen allenfalls geſtritten werden könnte, ſondern auch nach dem unbeſtreitbaren der Selbſterhaltung und Sorge für die Sicherheit des eigenen Staates, endlich nach den aus der höchſten Gemeinſchaft (Communio eminentissima) zwiſchen den ſämmtlichen Inhabern der ſouverainen Macht hervorgehenden rechtlichen Verhältniſſen, ein Souverain in gewiſſen Fällen allerdings befugt, ja ſogar ſtrenge verpflichtet iſt, an weſentlichen Veränderungen in der Regierungs-Form benachbarter Staaten directen und thätigen Antheil zu nehmen. Daß es einen Fall geben ſollte, wo ein Souverain berechtiget wäre, die *Abſetzung* eines andern beſtimmt zu *ver-*

langen, glaube ich nicht; daß aber viele Fälle denkbar ſind, wo er mit den beſten Gründen, und dann auch mit dem vollkommenſten Rechte gegen die Abſetzung eines Andern proteſtiren darf, glaube ich ſehr beſtimmt.

Verderblich iſt jener Grundſatz, weil er einen andern vorausſetzt und in ſich ſchließt, der mit rein-monarchiſchen Ideen im ſchneidendſten Widerſpruch ſteht, den man in unſern Zeiten, ohne Zittern, kaum ausſprechen hören kann, und der von Envr. D. niedergeſchrieben, und von Sr. M. dem Kaiſer ſanctionirt zu ſehen, mir noch jetzt wie ein ängſtlicher Traum vorkömmt: daß nämlich — ich halte mich an die eigenſten Worte — die Frage von der Regierungs-Veränderung eine National-Frage ſey, daß der Nation die Initiative dabei zuſtehe, und daß es von ihr abhänge, ob ſie den wirklich regierenden Souverain toleriren will oder nicht!

Nach brittiſchen Begriffen von Souverainität und Volksrecht haben dieſe gefahrvollen Lehren wenigſtens einen Schein von Wahrheit für ſich; da in der brittiſchen Verfaſſung die Souverainität drei Beſtandtheile hat, ſo haben zuweilen in ſtürmiſchen Zeitläuften zwei derſelben (die beiden Parlamentshäuſer) ſich angemaßt, den dritten (den König) zur Verantwortung zu ziehen und des Thrones zu entſetzen. Außerdem aber wird in den brittiſchen Staatstheorien, in den meiſten wenigſtens, dem Volke in Maſſe eine Art von permanenter Souverainität zugeſchrieben, die zwar im gewöhnlichen Laufe der Dinge als ſchlafend betrachtet werden, in außerordentlichen Fällen jedoch berechtiget ſeyn ſoll, ins Mittel zu treten, und zu beſchließen — was ihr gut dünkt.

Wo von getheilter Souverainität die Rede nicht iſt, kann unter dem Rechte der Nation über die Souverainität zu dispo-

niren, kein anderes als dieſes letzte gemeint ſeyn. Da die Engländer (obgleich nicht einmal einſtimmig und manche nur ganz ſchüchtern und leiſe) es ihrer eigenen Nation einräumen, ſo koſtet es ihnen nicht viel, auch andere damit zu beſchenken; und ihre von Ewr. D. gerühmte „Conſequenz“ in dieſem Punkte hat daher in meinen Augen kein ſonderliches Verdienſt.

Sie hat vielmehr in gewiſſen Fällen unendliches Uebel geſtiftet. Gerade durch dieſen unſeligen Grundſatz haben ſie z. B. über Spanien eine Fluth von Verderben gebracht, an welchem dieſes Land vielleicht noch bluten wird, wenn Lord Wellington's Siege ſchon vergeſſen ſeyn werden. In keinem Punkte aber darf wohl ein rein monarchiſcher Staat ſie weniger zum Muſter nehmen als in dieſem. Jenes Prinzip der genannten Volks-Souverainität iſt ganz eigentlich der Angel, um welchen alle revolutionären Syſteme ſich drehen. Der Staat iſt in ſeinen Grundfeſten erſchüttert, wo es auch nur ſtillſchweigend anerkannt wird. — Unter welchem Titel könnte die franzöſiſche Nation den Kaiſer Napoleon und ſeine Familie des Thrones verluſtig erklären? — Ich ſehe nur zwei, auf die ſie ſich ſtützen könnte. Der eine wäre die Unrechtmäßigkeit ſeiner Herrſchaft; der andere der Mißbrauch, den er davon gemacht hat.

Ob Napoleon, als er ſich zum Kaiſer ausrufen ließ, ein Uſurpator war, iſt eine ſchwierige verwickelte Frage, die ſich nicht ſo kurz abfertigen läßt, wie viele unſerer ſeichten Politiker wähnen. Die rechtlichen Präſumtionen ſprechen für die Verneinung dieſer Frage. Das Haus Bourbon war durch verabſcheuungswürdige Gewaltthaten, und durch große Verbrecher vom Throne geſtoßen worden; und doch war dieſer Frevel in Formen gekleidet, die an und für ſich wenigſtens eben ſo legal, oder um richtiger zu ſprechen, nicht illegaler waren als jene, in welchen Cromwell's

Parlament die Hinrichtung Carl des I., und die Convention von 1688 die Verbannung des Hauſes Stuart beſchloß. Als Napoleon zum Chef der Regierung, unter dem Namen eines erſten Conſuls ernannt wurde, ſchien die ganze Nation mit dieſer Maßregel einig zu ſeyn. Als er ſpäter den Kaiſer-Titel annahm, ließ ſich kaum eine diſſentirende Stimme vernehmen; Millionen erklärten ihren Beifall; ob aus Ueberzeugung, Sklavenſinn oder Furcht, iſt in ſtaatsrechtlicher Hinſicht ganz gleichgültig. Während ſeiner fünfzehnjährigen Regierung, ſo drückend ſie auch jederzeit, und ſo verhaßt ſie in den letzten Jahren war, fiel es Niemanden in Frankreich mehr ein, die Rechtmäßigkeit ſeiner Herrſchaft in Anſpruch zu nehmen; ohne die jetzt entſtandene Criſis wäre nirgends mehr ein Gedanke dieſer Art laut geworden. In Bezug auf die franzöſiſche Nation hatte Napoleon, was er auch urſprünglich geweſen ſeyn mochte, in jedem Falle längſt aufgehört, ein Uſurpator zu ſeyn.

In Bezug auf die auswärtigen Mächte war er es womöglich noch weniger. Alle europäiſchen Souverains (England zufälliger Weiſe ausgenommen) haben ihn freiwillig und wiederholentlich anerkannt.

In einem Memoire, welches ich im Juni 1804 dem verſtorbenen Grafen Cobenzl übergab, bediente ich mich folgendes Arguments, als des ſtärkſten, welches ſich mir damals gegen die übereilte Anerkennung des Kaiſer-Titels darbot: „Je prie V. E. de ne pas perdre de vue, que la démarche dont il s'agit, est irrévocable par sa nature. En fait de Souveraineté, il n'y a pas de demi-reconnaissance; il n'y a pas de consentement éventuel ou temporaire. Du moment, que Vous admettez la dignité Impérial de N., c'en est fait pour jamais, Vous perdez le droit de Vous rétracter;

et quelque abus, qu'il puisse faire de son pouvoir, je serais le premier à soutenir, qu'il ne Vous est plus permis de revenir sur Vos pas.

On ne se joue pas ainsi de ce qu'il doit y avoir de plus sacré parmi les hommes etc. etc. etc.“

Auf das Fundament dieſer Anerkennung ſind vielfältige Verträge, Friedens-Schlüſſe, Allianzen, ſogar Familien-Verbindungen aller Art mit ihm geſchloſſen worden.

Sie jetzt zurück nehmen wollen, wäre ein unrechtlicher und unwürdiger Schritt. Auch hat bisher noch kein Kabinet es gewagt, irgend eine Maßregel gegen Napoleon auf die Unrechtmäßigkeit ſeiner Herrſchaft zu gründen. Man ſtellte ihm ſelbſt dem franzöſiſchen Volke als einen Tyrannen, aber nicht als einen Uſurpator vor. Wenn dieſer Titel zur Abſetzung nicht Stich hält, ſo bleibt kein anderer übrig, als der des Mißbrauchs ſeiner Gewalt. Von dieſer Seite kann man ihn freilich nicht hart genug anklagen. Doch muß der Mißbrauch der Gewalt, in ſo fern fremde Staaten darunter litten, von dem, welchen er ſich im Innern des Landes zu Schulden kommen ließ, ſorgfältig unterſchieden werden. Jener iſt gehoben und geſtraft. Die auswärtigen Souverains waren hier die rechtmäßigen Richter. Durch langen Druck aufs Aeußerſte getrieben, ſtand endlich ganz Europa gegen Napoleon auf, und fand in dem gerechteſten und heiligſten Bunde, der je zwiſchen Staaten geſchloſſen worden war, die Mittel ſich zu befreien und ſich zu rächen. Das Werk iſt von dieſer Seite vollendet. Die Unabhängigkeit der Staaten iſt geſichert. Napoleon iſt aller ſeiner Eroberungen beraubt, kraft- und ruhmlos in ſein eigenes tief erſchöpftes Land zurückgeworfen. Ob die Gränze ſeiner künftigen Herrſchaft an dieſem oder jenem Gebirge, an dieſem oder jenem Fluſſe fixirt wird, kann für einzelne Staaten noch

großes Interesse haben; für das Ganze ist es von untergeordneter Wichtigkeit. Anders verhält es sich mit dem Mißbrauch der Gewalt im Innern des Staates. Hier ist es unmöglich, die Linie zu ziehen, welche den rechtmäßigen Gebrauch von dem unrechtmäßigen schiede. Strenge gesprochen existirt eine solche Linie gar nicht. Die Souverainität ist ihrer Natur nach unbeschränkt. Sie ist es selbst in Verfassungen, wo ihre Functionen getheilt sind; wie z. B. in England, wo von allen rechtgläubigen Publizisten dem Parlament (mit Einschluß des Königs) die Allmacht zugeschrieben wird.

Der Mißbrauch der Souverainität im Innern hat keinen Richter auf Erden. Wenn die oberste Gewalt in unerträgliche Tyrannei ausartet, alle göttlichen und menschlichen Gesetze verschmäht, und zuletzt in einem Ausbruch von Erbitterung des von ihr selbst auf's Höchste gereizten Volkes ihren wohlverdienten Untergang findet, so ist es einem unbefangenen Zuschauer erlaubt, die Katastrophe wie eine Natur-Begebenheit zu betrachten, sie zu erklären, sie auf ihre Gründe zurückzuführen, sie zur Lehre und Warnung aufzustellen, sie sogar zu entschuldigen — nur niemals sie zu rechtfertigen. Ein anerkanntes Recht zur Rebellion ist ein Prinzip des Todes für die gesellschaftliche Verfassung.

Wenn die französische Nation befugt sein soll, den Kaiser Napoleon wegen der Uebel, welche er ihr zugefügt hat, zur Rechenschaft zu ziehen, wenn ihr aus diesem Grunde (und einen andern gibt es nicht) die Initiative einer Thron- und Dynastie-Revolution zusteht, wenn sie entscheiden darf, ob sie ihren jetzigen Beherrscher tolerßren oder von sich stoßen will, so muß allen Nationen ein gleiches Recht zugestanden werden. Alle werden von Zeit zu Zeit mit bösen Regenten heimgesucht. Kann ein wirklicher Mißbrauch der Gewalt jene furchtbare Initiative begründen,

warum ſoll nicht ein eingebildeter, wenn die Nation nur einſtimmig darüber denkt, eine ähnliche Wirkung hervorbringen?

Dies war der Urſprung der franzöſiſchen Revolution, ſie iſt gerechtfertigt, und alle europäiſchen Staaten ſind früher oder ſpäter von denſelben Gefahren bedroht, ſobald das Richteramt über die Könige dem Volke zuerkannt wird.

Und wer iſt denn eigentlich die franzöſiſche Nation, die in dieſer großen Angelegenheit den Ausſpruch thun ſoll? Wo ſind ihre rechtmäßigen Organe? Wo ſind ihre Repräſentanten? — In einem Lande, wo ſeit 25 Jahren erſt die Sichel einer alles niedermähenden Volks-Wuth, dann die Politik eines militäriſch-despotiſchen Regenten jede Spur von urkundlichem Rechte vertilgt hat, wo es keine Stände, keine Corporationen, keine Privilegien, keine Formen, mit Ausnahme derer, welche die jetzige Regierung erſchuf, ja ſogar keine hervorragende Individuen, als wiederum nur die, welche unter dieſer Regierung die Staats-Aemter verwalten, mehr gibt, in einem ſolchen Lande von National-Willen zu ſprechen, ſcheint mir die ſeltſamſte Umkehrung aller Begriffe. Von wem ſoll die Frage über die Regierungs-Veränderung vorgelegt, von wem ſoll ſie verhandelt, von wem, wie und wo ſoll ſie entſchieden werden? Die franzöſiſche Nation hat heute als Nation keine Stimme, keinen Körper, kein Leben; ſie hängt nur zuſammen durch ein einziges Band; mag dieß nun ſanft oder ſchneidend, beliebt oder verhaßt ſein; genug, es iſt das einzige. Wird dieſes Band, die gegenwärtige Regierung zerriſſen, ſo ſehe ich nichts mehr in Frankreich, als dreißig Millionen vereinzelter Menſchen, von denen Jeder ſeinen eigenen Sinn verfolgen, ſeinen eigenen Wunſch zum Geſetz erheben, wenn es auf Wahl eines Beherrſchers ankömmt, ſeinen eigenen Candidaten ausrufen, und wenn ihm ſein Nachbar nicht beiſtimmen will, ihn mit dem Degen

in der Faust dazu zwingen kann. Und dieser sogenannten Nation sollten wir die Initiative eines Thron- und Dynastie-Wechsels überlassen?

Wie die Sachen jetzt stehen, wird die Wieder-Einsetzung der Bourbons allemal ein Akt der Willkühr und Gewalt sein, nicht mehr und nicht weniger als es früher die Absetzung dieses Hauses war. In einem gewissen moralischen Sinn mag es einem gutgearteten Gemüth Befriedigung gewähren, wenn nach so vieljährigen Zerrüttungen alles zuletzt wieder auf den Punkt zurückkehrt, wenigstens zurück zu kehren scheint, von welchem Unsinn und Frevel ihr Werk begonnen hatte. Im Sinn des Rechtes hingegen wird durch das Prinzip, daß der französischen Nation die Wahl zwischen dem Alten und Neuen heute noch frei stehe, die Revolution selbst noch einmal und für immer bestätiget.

Bis hieher habe ich unser jetziges Verfahren aus rein staatsrechtlichen Gesichtspunkten beurtheilt, und auf diesem Boden fühle ich mich zu stark, um meine Sache nicht gegen jede Autorität zu verfechten. Jetzt betrete ich mit Bescheidenheit und Bangigkeit ein zarteres und weniger sicheres Terrain, indem ich mir die Freiheit nehme, die Sache von der politischen Seite zu betrachten.

Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich den Entschluß, der französischen Nation die Wahl ihres künftigen Regenten zu überlassen, für einen Entschluß der Verlegenheit und Noth, für einen im Drange der peinlichsten Alternativen ergriffenen Mittelweg zwischen zwei streitenden Systemen halte, wovon man das eine nicht unmittelbar angreifen, das andere nicht unmittelbar behaupten wollte.

Daß die Meinungen unter den Alliirten über dieſe große Frage getheilt ſind, ja nothwendig getheilt ſein müſſen, iſt klar. Die Wiederherſtellung der Bourbons kann in keiner echt politiſchen Rückſicht der Wunſch oder das Intereſſe Oeſterreichs ſein. —

Auf den Beweis dieſes Satzes laſſe ich mich nicht ein, ich kann mir gar nicht denken, daß Ewr. D. eine andere Anſicht von der Sache haben ſollten als ich; haben Sie die nemliche, ſo reicht Ihr Blick ohnehin viel weiter, und dringt viel tiefer als der meinige. Die Wiederherſtellung der Bourbons iſt auch dem wahren Intereſſe Preußens nicht zuträglich.

Die Unabhängigkeit der deutſchen Hauptmächte iſt heute in eben dem Verhältniß geſichert oder gefährdet, in welchem die Wahrſcheinlichkeit einer engen Verbindung zwiſchen Rußland und Frankreich zu- oder abnimmt. Dieſer (von Ihnen ſelbſt früher aufgeſtellte und gewiſſermaßen geſchaffene) Grundſatz iſt jetzt für mich der Haupt- und Cardinal-Punkt im ganzen Syſtem der europäiſchen Politik. Außerdem hat Preußen noch andere Gründe genug, wenn gleich allerdings einige weniger als Oeſterreich, um einer Total-Revolution in Frankreich nicht die Hand zu bieten. Preußen befindet ſich aber in der ſonderbaren Lage, daß ſein politiſcher Gang nicht mehr durch Grundſätze und Berechnungen beſtimmt wird. Ungeſtüme Leidenſchaften, durch bedeutende Talente unterſtützt, haben ſich des Staatsruders bemächtiget; das Cabinet ſelbſt erhält ſich nur durch eine Art von immerwährender Capitulation mit den Lieblings-Ideen derer, die wirklich die Staats-Geſchäfte leiten. Dieſe letztern ſind ohne Ausnahme, aus begreiflichen und ſogar — wenn es ja erlaubt wäre, über der Gegenwart die Zukunft zu vergeſſen — verzeihlichen Gründen die erklärteſten Feinde Napoleons. In der Armee be-

ſonders, deren Gewicht heute ſehr groß ſein muß, ruft Alles mit einer Stimme die Bourbons. Preußen alſo, wie auch der König und ſein Miniſter darüber denken mögen, hat ſeine Partei genommen, und wird ſie nicht wieder aufgeben.

Der Kaiſer von Rußland handelt ganz ſeinem Intereſſe gemäß, wenn er Napoleon vom Throne zu ſtürzen ſucht. Was Rußland durch Napoleon erreichen konnte, hat es (zum großen Nachtheile für Europa) vollſtändig erreicht; von ihm hat es nun nichts mehr zu erwarten, nichts mehr zu gewinnen; er kann forthin für Rußland nur feindſelig oder null ſein. Dagegen iſt das Haus Bourbon keinem europäiſchen Hofe ſo zugethan als dem ruſſiſchen; dieſen allein wird es auf lange Zeit hinaus als ſeinen treuen Alliirten, Oeſterreich, England und ſelbſt Preußen immer nur als halbe oder verdächtige Freunde betrachten. Der Kaiſer legt alſo, indem er den Bourbons auf den Thron hilft, den Grund zu einem politiſchen Syſtem, welches unter allen denkbaren das vortheilhafteſte für Rußland, aber leider, auch unter allen denkbaren das gefährlichſte für die übrigen Mächte iſt.

England iſt ein natürlicher Bundesgenoſſe des Hauſes Bourbon gegen die napoleoniſche Regierung.

Ich bewundere und ehre die Zurückhaltung, Mäßigung und Weisheit, mit welcher Lord Caſtlereagh bis hieher zu Werke gegangen iſt; aber, was auch immer ſeine perſönlichen Anſichten ſein mögen, kommt die Sache bis zur letzten Extremität, ſo muß er die Bourbons unterſtützen.

Die engliſche Nation ſteht in dieſer Frage für Einen Mann. Hof und Land, Miniſterium und Oppoſition, die höhern Claſſen und das Volk, alles iſt derſelben Meinung; und dieſe Meinung hat ſich in den letzten ſechs Wochen mit einem Nachdruck, mit einem Ungeſtüm ausgeſprochen, wovon es vielleicht ſelbſt in Eng-

land nur wenig Beiſpiel gab. Wenn Napoleon nicht geſtürzt wird, und das engliſche Publikum nur irgend überredet werden kann, daß es möglich oder leicht geweſen wäre, ihn zu ſtürzen, ſo möchte ich in der That Lord Caſtlereaghs Kopf nicht auf meinen Schultern tragen. Der tiefe Haß gegen Napoleon, und der geſpenſterartige Effekt, welchen die — wenn gleich auf allen Seiten übertrieben — Idee von ſeiner unergründlichen Bosheit und ſeinem ungeheuren Genie, auf die Engländer einmal gemacht hat, erklären das alles mehr als hinreichend.

Oeſterreich befand ſich alſo und befindet ſich noch in der höchſt unangenehmen und kritiſchen Lage, über die wichtigſte aller Fragen entweder ſein eigenes klares Intereſſe oder ſein Einverſtändniß mit den Alliirten Preis zu geben. Daß eine ſolche Divergenz, wenn der Krieg aufs Aeußerſte verfolgt würde, früher oder ſpäter hervorbrechen müßte, davon war ich längſt überzeugt, und daher mein unnennbarer Schrecken bei der erſten Nachricht von der Expedition ins Innere von Frankreich. Daß es weiſe war, alle politiſchen Discuſſionen ſo lange als möglich bei Seite zu ſetzen, um den Militär-Operationen keinen Abbruch zu thun, erkenne ich unbedingt. Nur darüber habe ich meine Zweifel, ob man in dieſem ausweichenden Gange nicht zu lange beharrte. Einmal mußte die Sache doch zur Sprache kommen. Schon in Freiburg ſah man den Untergang Napoleons als einen ſehr möglichen, ja als einen nicht unwahrſcheinlichen Fall an. Es war damals ſchon einleuchtend, daß durch das unaufhörliche Steigen der Friedens-Bedingungen eine friedliche Auflöſung unendlich erſchwert, einer gewaltſamen Kataſtrophe vorgearbeitet wurde. Hätte man in Baſel, vielleicht noch in Langres die Erörterung der letzten Hauptfrage muthig unternommen — ich weiß nicht, ob größeres Unheil daraus entſtanden wäre, als

uns ſpäter noch treffen kann. Ich fürchte, die ſo lange zurückgehaltene Exploſion wird zuletzt nur um ſo viel heftiger werden. Durch das Vertagen einer allerdings ſehr peinlichen Discuſſion wurde die wirklich vorhandene Verſchiedenheit der Meinungen doch nur höchſtens vor dem Publikum vertuſcht, den Augen der Eingeweihten aber keineswegs entzogen. Wie ſehr wir bei aller Schonung und Ergebung in unſerm Verfahren in jener Hauptfrage von ihnen abweichen mußten, konnte den Alliirten längſt kein Geheimniß mehr ſein. Ich beſorge ſogar, ſie handeln bereits ganz in der Vorausſetzung dieſer Divergenz; und der bekannte Marſch von Blücher (der zufällig wieder durch unſere weiſe Dazwiſchenkunft zu neuem Siege führte!) war im Grunde wohl nicht viel weniger gegen uns, als gegen den Kaiſer Napoleon gerichtet.

Bei einer ſolchen Lage der Dinge kann ich mir nicht recht vorſtellen, wie wir aus dem über das Schickſal der regierenden Dynaſtie von uns aufgeſtellten Neutralitäts-Grundſatze, wenn er auch in ſtaatsrechtlicher Hinſicht weniger gefahrvoll wäre, großen politiſchen Vortheil ziehen ſollten.

Fürs erſte hat er, wie alle Neutralitäts-Maßregeln, das Schlimme, daß er jeder von beiden Parteien anſtößig gleich ſein muß. Weder Napoleon, noch die Bourbons, werden es uns Dank wiſſen, daß wir ihre Anſprüche auf den franzöſiſchen Thron an das Tribunal des franzöſiſchen Volkes, welches im Ernſte keiner von beiden als competenten Richter betrachtet, verwieſen haben. Doch hierüber würde ich mich tröſten, wenn wir auf dem gewählten Wege zum Ziele gelangten. Dies aber halte ich — in ſo fern nicht Napoleon ſelbſt, ſei es durch Krieg, ſei es durch Unterhandlung, ſich zu behaupten vermag, für eine eitle Hoffnung. Denn bringen einmal die Armeen bis nach Paris, ſo wird

nichts auf Erden den Kaiser von Rußland, die Preußen und die Engländer abhalten, in Gemeinschaft mit den Anhängern der Bourbons die Gegenrevolution zu versuchen. Wenn sie auch zehnmal unserm Neutralitäts-Systeme beizutreten vorgaben, was kann sie hindern, durch tausendfältige Machinationen einen sogenannten National-Wunsch hervorzulocken, zu bilden, allenfalls zu erdichten, und dann zu erklären, das Volk der Hauptstadt habe sich ausgesprochen, und seiner Stimme müsse Gehör gegeben werden.

Gelingt ihnen dieß in Paris, so werden sie zeitig genug den größten Theil des Landes auf ihre Seite zu bringen wissen. Dann sind wir völlig entwaffnet; und nach unserm eignen, von England in einer unglücklichen Stunde entlehnten Grundsatze, müssen wir uns entweder jener Volksstimme, wie wenig Achtung sie auch verdienen, wie sehr sie uns auch mißfallen mag, unterwerfen, oder durch Machinationen von unserer Seite ihr eine andere entgegen zu stellen suchen, das heißt, den Bürgerkrieg in Frankreich — zugleich aber auch im Schooße der Coalition — anzünden.

Wenn wir einmal in einer Frage von so überschwenglicher Wichtigkeit, die ich nimmermehr eine question domestique, sondern stets eine question de Souverains, und zwar in sensu emminenti, nennen werde, keine Partei nehmen wollten oder dürften, so würde ich ein absolutes Stillschweigen dem jetzt ergriffenen Nothbehelf weit vorgezogen haben.

In diesem sehe ich nur Lähmung für uns, und Waffen für die Gegner.

Ich kann Ewr. D. nicht verbergen, daß der gegenwärtige Stand der Dinge mir überaus bedenklich, nichts weniger als lachend für die Gegenwart, und höchst drohend für unsere nächste

Zukunft erſcheint. Es gibt für uns nur eine günſtige Entwicklung der Sache, daß Napoleon nämlich ſich ſchnell zum Frieden bequemte, und daß wir dann wenigſtens noch Einfluß genug behielten, um andere Zerſtörungs-Projekte rückgängig zu machen. Jeden andern Ausgang muß ich zum Voraus bejammern; jeden andern Ausgang wird die mächtige Partei, die uns halb ſchon zum Weichen gebracht hat, nicht bloß als einen Sieg über Napoleon, ſondern auch als einen Sieg über uns feiern. Daß die Coalition, die nun ausgedient, und mehr als ausgedient hat, zerfalle, macht mir ſehr wenig Kummer; denn daß ſie etwa für die Zukunft beſtehen ſollte, iſt jetzt ein ſeichter Gemeinplatz geworden, gegen welchen ich, für meinen geringen Antheil, nachdrücklich proteſtire. Aber, wie ſie endigen wird, kann uns nicht gleichgültig ſein.

Die Nemeſis — dieſe Lieblings-Göttin der Weiſen unſerer Zeit — ſcheint auch uns nicht ſchonen zu wollen. Unſere Sache war im herrlichſten Flor, ſo lange wir einem beſtimmten und löblichen Zweck mit Entſchloſſenheit und Einigkeit nachſtrebten; von dem Augenblick an, wo das Ziel überſchritten wurde, und nun Jeder ſein eigenes durch willkührliche Mittel verfolgte, kehrte Unſicherheit des Ganges, Verirrung in den Begriffen, wechſelſeitiges Mißtrauen, Zwietracht und Planloſigkeit bei uns ein. Seit dem Anfang des Dezember war unſer ganzes Verfahren nicht mehr rein; wir trugen Frieden im Munde, und Gift und Dolch im Herzen; und obgleich für den Augenblick die Maxime, daß gegen einen Feind, wie Napoleon, alles erlaubt ſei, durch die Meinung der Welt geheiliget war, ſo werden ſpätere Reſultate und ſpätere Reflexionen uns wieder auf die beſſere zurück führen, daß man ſelbſt im Verhältniß gegen die Böſen nicht ungeſtraft die Vorſchriften der Gerechtigkeit verletzt.

Ich habe gewiß zwiſchen Himmel und Erde keinen Grund dem Kaiſer Napoleon wohl zu wollen. Als Menſch, als moraliſcher Zuſchauer des Welt-Drama's, müßte ich vielmehr an ſeinem Untergange Wohlgefallen finden; ſehr viele Perſonen, deren Achtung und gute Meinung mir nicht gleichgültig iſt, verwünſchen jeden Gedanken eines Friedens mit ihm. Die Erbitterung, das Bedürfniß der Rache, der Enthuſiasmus für die Bourbons ſind zu einer ſolchen Stärke angewachſen, daß heute weit mehr Muth dazu gehört, für Napoleon, als vor zwei oder drei Jahren, wider ihn zu ſprechen. Dieß alles weiß und fühle ich; ich weiß aber auch, daß andere Zeiten kommen, und andere Anſichten Eingang finden werden, und daß das Gleichgewicht im Urtheil noch ſicherer wieder hergeſtellt werden wird, als in den Macht-Verhältniſſen der Staaten. Wenn nun Studium und Reflexion uns nicht wenigſtens in den Stand ſetzen ſollten, der Zeit bis auf einen gewiſſen Punkt entgegen zu gehen, oder zuvor zu eilen, was hätte denn der denkende Menſch zuletzt noch vor der Menge voraus?

Gentz.

XXIII.

Gentz an Fürſt Metternich.

Ohne date ad 22. Februar 1807.

Ich bitte Euer Durchlaucht inſtändigſt, dieſem Briefe wegen Adam Müller [39]) ein Paar Augenblicke zu ſchenken. Es iſt nicht grundloſe Ungeduld, was hier treibt, ſondern der rechtmäßige Wunſch dem hieſigen Aufenthalte ein Ende zu machen, zugleich

aber die Furcht, sich zu entfernen, ehe dem dringenden Bedürfniß auf eine oder die andere Art abgeholfen ist.

Gentz.

XXIV.

Gentz an Fürst Metternich.

Wien, den 22. Februar 1827.

Da ich außer Stande bin, mich anzuziehen, so nehme ich mir die Freiheit, mich schriftlich eines Auftrages zu entledigen, der mir sehr am Herzen liegt. Wie schändlich Müller, bis zu dem Augenblicke, wo ich für ihn auftrat, und Baron Stürmer [20]) endlich aus Rücksicht auf mich einlenken hieß, behandelt worden ist, damit mag ich Euer Durchlaucht nicht behelligen. Aber Erleichterung seiner Lage für die Zukunft — vor allen Dingen — unpartheiische, gerechte Prüfung seiner gegründeten Bitten und Beschwerden — das versagen Euer Durchlaucht ihm nicht! Er provozirt auf jeden ehrlichen Referenten, stellt Euer Durchlaucht die Wahl desselben ehrfurchtsvoll anheim. Ich glaube, Hofrath Lebzeltern würde der geeignetste sein. So kann es nicht bleiben: Müller unterliegt dem Gram und selbst den Sorgen, den recht eigentlichen Nahrungssorgen. Und noch eine solche Szene wie die, welche der nichtswürdige *** mit ihm gespielt hat, bringt ihn ins Grab.

Ich theile auch Euer Durchlaucht, von Nagler aufgefordert, den beiliegenden Brief desselben gehorsamst mit.

Gentz.

XXV.

Hagter [31]) an Gentz.

[redacted]

Nach meiner vor meiner Hieherreise nach Memel und Breslau gesandten Bestellung sollte einige Caviar-Sendung an Sie, mein Hochverehrter Gönner und Freund, und an des Herrn Fürsten von Metternich Durchlaucht erfolgen. Die Nimessen haben die preußische Postgrenze gut und wohlbehalten passirt, und werden hoffentlich gut angelangt sein. Unser guter Fürst Hagfeld sollte, — um Ihnen meine schriftliche Behelligung abzuwenden, — mündlich um wohlwollende Aufnahme bitten — ich thue es jetzt schriftlich bey Ihnen durch die gute Gelegenheit des Grafen Hagfeld, (des Schwiegersohnes) — und bitte Sie gehorsamst, gleiche Bitte Seiner Durchlaucht dem Fürsten statt meiner vorzutragen.

Sie in dieser kleinen Angelegenheit, so wird oft in andern mir unser verewigter Freund [32]) fehlen, dessen Treue und Thätigkeit musterhaft war. Sein Nachfolger, er sei jung oder alt, wird ihn nicht ersetzen — ich habe darüber dem Herrn Baron von Münch [33]) meine Vermuthung und Ansichten mitgetheilt.

Wenn der Vorschlag nicht sehr beeilt wird, so dürfte der König sich nach des Fürsten Wunsch umsehen, und den Weg durch F. Wittgenstein für den sichersten halten. Nach meiner Vermuthung proponirt Gr. P. [34]) Malzahn in London, ich halte die Wahl für ziemlich gut. Sie möchte zwar nicht als Wunsch auszusprechen, doch nicht zu mißbilligen seyn.

Geruhen Euer Hochwohlgeboren Unserm von mir auf das innigste und treueste verehrten Fürsten die Unwandelbarkeit meiner Ehrerbietung und Anhänglichkeit gelegenheitlich zu bestättigen, mir die kleine Unterbrechung zu verzeihen, und von meiner ausgezeichneten und freundschaftlichen Verehrung überzeugt zu seyn.

Nagler.

XXVI.

Gentz an Graf Bombelles [11]).

Prague, ce 30 juillet 1813.

Je Vous remercie de tout mon coeur de la lettre charmante que Vous m'avez écrite de Reichenbach le 16. J'ai eu soin des incluses. Ce que Vous avez dit sur la Duchesse et sur Humboldt n'a pas été perdu.

Comptant toujours sur Votre amitié — car je suis sûr de l'avoir acquise — je Vous prie de faire passer à Berlin la lettre ci-jointe. Mais ce n'est pas tout. K . . . m'a écrit de Berlin qu'il a pour moi deux paires de bottes Anglaises, qu'il ne sait comment me faire parvenir. Des bottes Anglaises! Vous sentez bien, que ce n'est pas une plaisanterie qu'un article de ce mérite-là. J'ai donc invité K . . . à en faire un paquet bien transportable et à le remettre au Comte Zichy [12]). Mais c'est Vous, mon excellent ami, qui devez maintenant instruire Vos couriers, pour que l'un ou l'autre se charge de Vous porter ce trésor à Reichenbach. Il n'y a pas de tems à perdre. Car dans dix ou douze jours d'ici, nous serons chacun de nous — où Dieu le voudra.

Vous connaissez ma manière de penser; Vous avez lu aussi, et bien lu dans l'âme de notre Chef. Ainsi — lorsqu'on Vous dit, que Nous envisageons aujourd'hui les coups de canon comme le seul moyen de terminer cette crise, que Nous sommes contens de la situation actuelle, et marchons vers le dénoûment avec confiance et courage, — Vous serez persuadé, que notre affaire doit reposer sur un fondement solide, et que nous devons nous écrier avec les membres de cette Assemblée respectable qui décreta la première Croisade: Deus vult! Deus vult!

Rien de plus plaisant que l'histoire de ce prétendu Congrès, qui dure depuis trois semaines, sans que jusqu'ici aucune question de forme n'ait été décidée, et qui selon toutes les apparences sera dissous avant d'avoir commencé.

Adieu, cher Bombelles! Je Vous recommande beaucoup mes intérêts pour les bottes, espérant en outre, qu'un sujet aussi sublime Vous inspirera tôt ou tard quelques jolie couplets [37]).

Tout à Vous

Gentz.

XXVII.

Gentz an Graf Bombelles.

Vienne, ce 5 mars 1820.

Je n'ai pas du tems de reste; cependant, mon cher Comte, il faut que je Vous écrive à propos d'une lettre

que j'ai reçue de Moupas, et qui m'a déchiré le coeur. Je viens d'avoir une conversation avec le Prince sur cette triste affaire, et en voici en peu de mots le résultat.

Le Prince m'a assuré, que l'Empereur venait de décider très-categoriquement le paiement de la pension avec arriérages à feu le Prince de Gonzague.

Ainsi, pourvu que la Princesse puisse faire valoir par des titres quelconques, ses droits sur la succession ou une partie au moins de la succession de feu son mari, elle pourrait se tirer de ses plus urgens embarras.

Mais c'est une affaire purement civile et particulière. Le Prince Metternich lui fait conseiller, de s'adresser à l'Agent Aulique Steiner ici, en le chargeant de ses intérêts, et en lui remettant tous les papiers nécessaires pour travailler en sa faveur. En écrivant à cet agent (mais pas en langue poétique) elle pourrait même alléguer, que c'est Mr. de Metternich, qui lui a conseillé de chercher son secours.

Finalement, Moupas me prie de lui prêter 25 Ducats jusqu'au mois d'octobre. Le Prince qui a pitié de sa situation, veut se charger lui-même de cette avance. Il m'autorise à Vous prier de dire à Moupas, qu'ayant vu la lettre qu'il m'a écrite, il se faisait un plaisir de lui avancer les 25 Ducats. Le Prince Vous autorisera particulièrement à les lui remettre contre son reçu; mais comme il pourrait l'oublier, je Vous préviens, cher Bombelles, que Vous ne risquez rien en Vous acquittant de cette commission sans aucun délai.

Il m'est impossible d'écrire directement à ce pauvre homme. Mais Vous lui prouverez par la présente, que je prends à coeur son infortune, et celle de la Princesse, et ce qui le consolera bien plus encore, que le Prince Metternich ne lui refuse pas son intérêt.

Veuillez bien me rappeller au bienveillant souvenir de Madame de Bombelles [37]), et agréez l'assurance de mon dévouement inviolable.

Gentz.

XXVIII.

Gentz an Graf Bombelles.

Vienne, ce 20 avril 1820.

Voici, cher Comte, une lettre de Mr. Steinhauser (car c'est ainsi que s'appelle cet Agent, auquel j'avais par erreur appliqué le nom de Steiner) à la Princesse de Gonzague, et en même tems une copie de cette lettre, qui Vous prouvera que, grâces aux fausses démarches de cette malheureuse femme, son affaire est dans une position très-critique. Je crois, comme l'Agent, que tout ce qu'elle pourrait encore entreprendre de plus sage, serait un voyage à Milan. Mais le fou qui dirige sa conduite, y consentirait-il? Et où en trouverait-elle les moyens? Je n'en sais rien. Si Vous ne réussissez pas à ramener ces gens à la raison, leur misère n'aura pas de terme.

L'acte principal de ces conférences est achevé [28]), et n'attend plus que la confirmation formelle de trois ou quatre cours, toutes les autres ayant donnés des pleins pouvoirs assez étendus, pour nous dispenser de leur en demander davantage. On est encore occupé maintenant de quelques objets sur lesquels des instructions particulières doivent être adressées à la Diète.

Le Prince veut se rendre à Prague entre le 20 et le 24; je crois que jusque là tout sera fini. Le résultat de ces conférences n'aura pas cet intérêt vif, et pour ainsi dire, dramatique, que les arrêtés de Carlsbad firent naître; mais le tems le fera juger, et contribuera puissamment à affermir la fédération Germanique; et pourvu que des événemens plus forts que tous les calculs humains ne renversent pas notre ouvrage, je Vous certifie que ce Congrès paisible et presque obscur, dont peu de personnes connaissent l'importance, aura fait plus de bien, que tous les Congrès européens qui l'ont précédé.

Veuilles bien présenter mes hommages à Madame de Bombelles, et receves l'assurance du dévouement invariable de

Votre obéissant serviteur

Gentz.

XXIX.

Gentz an Graf Bombelles.

Vienne, ce 19 mai 1822.

Voici, cher Comte, une lettre pour le Prince Caradja [39]), par laquelle je lui annonce, que Vous êtes chargé de délivrer un passe-port à sa femme et à sa fille. Je vous remercie de la bonté avec laquelle Vous avez traité ce vieillard. Il peut avoir eu des momens de faiblesse, pendant que l'Archevêque Ignace, l'ami et le correspondant du Comte Capodistrias, et Maurocordato, le plus spirituel, le plus aimable, mais non pas le plus sage des Grecs, travaillait son esprit; mais je suis persuadé que Vous serez content de lui à Florence. Je lui ai écrit une petite lettre, qui fera faire beaucoup de grimaces aux Hellènes et à leurs amis. S'il a le courage de la leur montrer, Nous avons plus que jamais l'espoir de maintenir la paix. Les Turcs évacuent les principautés, et remplissent toutes les stipulations des Traités. Il faudrait donc, pour leur déclarer la guerre, se prononcer ouvertement pour l'émancipation des Grecs; et voilà ce que d'après nos données et tous nos calculs, l'Empereur de Russie ne fera pas. J'espère tout de lors que nous sortirons heureusement de cette crise, et que j'aurai le plaisir de Vous embrasser à Florence au mois de septembre. Recevez en attendant l'assurance du dévouement invariable de

Votre très-fidèle serviteur

Gentz.

XXX.

Gentz an Graf Gembicki.

Vienne, 12 décembre 1822.

Comme probablement je n'aurai plus le plaisir de Vous voir avant votre départ, permettez-moi, cher Comte, de Vous souhaiter un heureux voyage, et de me recommander à Votre souvenir amical. Vous étiez trop répandu à Vienne, pour que j'aie pu jouir autant que je l'aurais désiré, de Votre séjour; mais peut-être que nous nous retrouverons dans une époque plus calme, où je pourrai me dédommager.

Veuillez, de grâce, faire remettre les deux incluses aussi tôt que Vous serez arrivé à Berlin, et n'oubliez pas de présenter au Comte Zichy l'hommage de mon souvenir et de mon dévouement. Croyez, en outre, je Vous prie, que c'est avec les sentimens les plus sincères et les plus invariables, que je me regarderai toujours, comme

Votre très-humble et très-dévoué
serviteur et ami
Gentz.

Si le Général Neipperg est encore à Berlin, dites-lui mille et mille choses de ma part.

XXXI.

Gentz an Graf Sombelles.

Vienne, ce 13 décembre (1823?).

J'ai reçu avant-hier, mon excellent ami, Votre lettre du 4 de ce mois, et je n'ai pas tardé un instant à parler de Votre projet au Prince. Il m'a si gracieusement répondu, que je n'ai aucun doute sur son plein consentement. Il m'a dit, qu'il devait en parler à Mr. de Stürmer; mais il m'a permis en même temps de Vous mander, qu'il n'y voyait pas de difficulté. J'ai cru devoir Vous donner cet avis préalable, au risque même qu'il ne Vous parvînt qu'avec la résolution officielle. Pour mon particulier je serai charmé de Vous revoir après une si longue absence, et j'espère bien que Madame de Bombelles Vous accompagnera.

Je ne Vous adresse ces lignes ni à Parme ni à Modène, parceque ce serait les exposer à trop de hasards. Il me paraît plus sûr de les faire remettre à Votre résidence ordinaire, où Vous aurez, sans doute, pris des mesures, pour Vous faire envoyer ce qui arriverait dans Votre absence.

Recevez les très-sincères hommages de

Votre dévoué serviteur

Gentz.

XXXII.

Gentz an Graf Dembrès.

Vienne, ce 18 mars 1824.

Le Prince m'a positivement et solennellement promis, cher Comte, de Vous autoriser — par le même courrier qui porte cette lettre — à donner au Prince Caradja un passe-port pour voyager pendant trois mois avec sa famille dans le Royaume Lombardo-Vénitien. Je ne puis pas croire que le Prince me compromettrait encore une fois vis-à-vis de cet homme; car je lui ai annoncé la chose comme faite. L'ajournement de ce voyage n'ayant tenu qu'au projet de l'Empereur de se rendre à Milan à la fin de mars, cessante causa cessat effectus!

Comme les événemens sont sentis et jugés différemment selon la différence des points de vue! Vous apprendrez avec des regrets, que je conçois et que je trouve très-juste, que le voyage de l'Empereur a été remis à l'automne. J'en suis aux anges. La perspective de jouir pendant la saison des fleurs de mon petit jardin auquel je suis plus que jamais attaché, pour moi un bien autre attract que tous les paradis de l'Italie. Et puis, je trouve beaucoup plus raisonnable d'exécuter ce projet au mois de septembre, la meilleure époque de l'année pour tous les voyages.

Je n'en suis pas moins sensible au souvenir gracieux de Madame de Bombelles; et je Vous prie de bien lui assurer, que je compte parmi les avantages réels d'un

séjour en Italie celui d'en passer une partie dans son aimable et charmante société. — Quelques mois de relâche nous feront du bien, à Son Altesse comme à moi. Car notre travail depuis quatre mois est une chose qu'il faut avoir vu pour la croire.

Tout à Vous
Gentz.

XXXIII.

Gentz au Graf Sombreiro.

Vienne, ce 26 juillet 1834.

Pardon, cher Comte, si je Vous tourmente encore une fois. La lettre ci-jointe m'a été transmise et recommandée avec beaucoup, beaucoup d'instances. Elle est du Prince de Valachie qui se plaint de la conduite d'un Consul Français (nommé le Douce) placé à Bukarest par le gouvernement Napoléonique, et que celui d'aujourd'hui n'aura pas encore, à ce que je suppose, trouvé le tems de rappeller. Tâchez, je Vous supplie, d'obtenir au moins une prompte réponse, et si cela s'accorde avec les formes, tâchez d'obtenir que l'on Vous remette cette réponse, et me la faire parvenir le plutôt possible. Vous savez ou ne savez pas, que le Prince de Valachie est un homme très-protégé par notre cour, et particulièrement par Mr. le Prince de Metternich. Ainsi ce que je Vous demande, ne Vous compromettra nullement, et vous fournira seulement l'occasion de me rendre aussi un bon service a moi, chose

à laquelle je suis sûr que Vous ne Vous refuserez jamais. — Je Vous envois la lettre sous cachet-volant, pour que Vous puissiez la lire Vous-même. Dans tout les cas j'espère de Votre bonté, que Vous m'informerez du résultat de cette demande; s'il est favorable, vous m'obligez infiniment en me mettant dans le cas d'en donner le premier avis.

Je me suis adressé à Vous, cher Comte, directement et indirectement, pour une petite provision d'une drogue pour les dents, qui s'appelle Eau d'Ispahan et se trouve chez Laugier à Paris; si Vous avez bien voulu Vous charger de cette commission, oserais-je Vous prier encore d'accélérer, autant que cela se pourra, l'arrivée de cet objet à Vienne?

Si je puis Vous être utile à mon tour, de quelque manière du monde que ce soit, je Vous prie de disposer de moi dans toutes les occasions, et d'agréer l'assurance des anciens sentimens toujours invariables de

Votre très-devoué et fidèle serviteur

Gentz.

XXXIV.

Gentz an Styx [40]).

Prag, den 10. Oktober 1813.

Fürs erste, mein lieber Styx, melde ich Ihnen, daß ich mit Seiner Excellenz dem Herrn Grafen Metternich Ihretwegen bey dessen letzter Anwesenheit in Prag gesprochen, und

den vorläufigen Beſcheid erhalten habe, daß die Stelle des verſtorbenen Czernin [41]) für jetzt noch nicht beſetzt werden, ſondern bis zur dereinſtigen Zurückkunft Seiner Excellenz nach Wien vacant bleiben ſoll. Sie haben aber nicht zu beſorgen, daß Ihnen irgend ein Abbruch geſchehen ſollte. Seine Excellenz, der Graf, hat eine ſehr gute Meinung von Ihnen, wird gewiß alles thun, was Ihren Anſprüchen und Ihrem Intereſſe gemäß iſt, und hat mir aufgetragen, Ihnen zu Ihrer Beruhigung das vorläufig zu melden.

Sollte ſich in dieſer Sache fernerhin etwas zutragen, wobey Sie meinen Rath oder Beyſtand wünſchten, ſo bitte ich Sie, ſich nur gleich an mich zu wenden.

In Anſehung meiner Correſpondenz, ſeyen Sie doch vor allen Dingen ſo gut, mir anzuzeigen, wer eigentlich die durch die Couriers nach Wien gehenden, und an die Staats-Kanzley adreſſirten Pakete eröffnet, ob es der Herr Staats-Rath von Hudeliſt, oder der Herr Rath v. Hoppe iſt. Denn hernach werde ich künftig meine Einrichtung machen. Ich weiß, daß jeder dieſer beiden Herren zur Erleichterung der Sache thun wird, was er vermag; denn beyde haben mir bereits ihre gütige Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben.

Da Sie, wie ich aus einem Ihrer Briefe erſehe, noch nachträgliche Eſtaffetten-Gebühren zu bezahlen gehabt haben, ſo überſchicke ich Ihnen hiebey 40 fl., womit ich alle Reſte zu tilgen, und was übrig bleibt, für ſich zu behalten bitte.

Beyliegenden Brief ins Sternberg'ſche Haus bitte ich Sie ſelbſt zu beſorgen; und außerdem erfolgt einer an Siegmund [42]).

Sollte wider alles Vermuthen mein geſtern abgegangener Brief für Bukareſt zu ſpät zur Poſt ergangen ſeyn, ſo würden

Sie ihn ſogleich per Eſtaffete abzuſchicken haben, und Herrn von Brenner [43]) bitten, daß er den Vorſchuß leiſte.

Gentz.

XXXV.

Gentz an Graf Bubna [44]).

Laibach, den 12. Mai 1821.

Mein Großer, Guter und Treuer Nachbar und Gönner! — Die Anrede habe ich mir aus einem Latour'ſchen Schreiben wohl gemerkt. — Ich will wenigſtens Laibach nicht verlaſſen, ohne Ihnen geſagt zu haben, welchen tiefen und frohen Eindruck ihre Verdienſte, Ihr wohl erworbener Ruhm, und das Gute, welches durch Sie uns zu Theil worden iſt, auf mich gemacht haben. Fleißiger Leſer Ihrer Briefe und Berichte, mithin fortdauernder Zeuge Ihres vortrefflichen Ganges, habe ich oft an die angſtvollen Tage in Dotis, und an die ſtillen, beynahe faulen, die wir ſpäter mit einander in Prag verlebten, zurück gedacht, und mir Glück gewünſcht, nie in Ihnen den Mann verkannt zu haben, der der Monarchie noch ſo erſprießliche Dienſte leiſten ſollte. So hoch als heute hat Oeſterreich lange nicht geſtanden. Wir haben einen guten Kampf gekämpft; und ob ich gleich in dieſen großen Verhandlungen nur zu einer untergeordneten Rolle berufen ſeyn konnte, ſo betrachte ich doch den Antheil, den ich daran gehabt, als die Krone meines diplomatiſchen Lebens.

Herr Oberſt v. Welden [45]) hat mir einen Aufſatz über die Ereigniſſe in Piemont zugeſchickt, und dabey den Wunſch ge-

äußert, denſelben in irgend einer Zeitſchrift abgedruckt zu ſehen. Ich geſtehe Ihnen, mein edler Freund, daß mich dieſes in einige Verlegenheit ſetzt. Den Aufſatz ſo drucken zu laſſen, wie er iſt, würde mir zwecklos ſcheinen, weil er im Grunde keine Thatſache enthält, die nicht in den Bülletins geſtanden hätte. Denſelben zur Baſis einer ausgedehnteren Arbeit zu nehmen, worin die in mehr als einer Rückſicht intereſſante Geſchichte dieſer kurzen Rebellion zugleich aus dem politiſchen Geſichtspunkte dargeſtellt würde, könnte mit Sachkenntniß und Geſchicklichkeit ausgeführt, allerdings ein ſchönes Reſultat geben. Zu einer ſolchen Arbeit könnte ich mich aber vor der Hand nicht anheiſchig machen. Ich bin durch ſiebenmonatliche Anſtrengungen ſo erſchöpft, und meine Geſundheit hat im vergangenen Winter ſo gelitten, daß ich jetzt, vor allen Dingen, obſchon ich freylich nicht aufhören werde, zu arbeiten, an eine ernſthafte Reſtauration meines Körpers denken muß, wenn dieſer glorreiche Congreß nicht mein letzter geweſen ſeyn ſoll. Ich bitte Sie, dies dem Herrn v. Welden auf eine Art, die ihm an meinem guten Willen keinen Zweifel laſſen kann, beyzubringen.

Ich reiſe am morgenden Tage nach Wien zurück, und in 8 Tagen wird keine Spur von uns allen mehr in Laibach ſeyn. Ich hoffe, Sie haben zuweilen meiner gedacht. Sollten Sie das aber auch nicht gethan, ſollten Sie nicht geahnet haben, daß ich mehr als einmal halbe Stunden lang mit dem Fürſten gemeinſchaftliche Loblieder auf Sie angeſtimmt, ſo bleibt Ihnen meine Verehrung und innige Freundſchaft darum nicht weniger wohl verwahrt, und ich bitte Sie, die erneuerte Verſicherung derſelben mit alter gewohnter Güte und Herzlichkeit aufzunehmen.

Ihr getreuer Diener

Gentz.

XXXVI.

Gentz an Baron Stürmer.

Wien, den 23. Juni 1824.

Wenn Euer Excellenz die hiebei zurück erfolgenden Berichte noch nicht geleſen haben ſollten, ſo empfehle ich den, welcher die Conſulats-Verwaltung in Zante betrifft, Ihrer beſondern Aufmerkſamkeit. Nie hat ſich der egoiſtiſche, hämiſche und anmaßende Charakter des Herrn von Weiß [46]) ſchärfer ausgeſprochen, als bey dieſer Gelegenheit. Die Bemerkungen, die er ſich über die abſolute Unfähigkeit des verſtorbenen Zen [47]) erlaubt — obgleich ihm keineswegs unbekannt iſt, daß der Fürſt die Berichte dieſes Mannes nicht ohne Intereſſe und Wohlgefallen las — und die Sprache, die er über den „Oeſterreichiſchen Beobachter" führt, wohlwiſſend, unter weſſen unmittelbarer Leitung dieſe Zeitung geſchrieben wird. Die wiederholten Klagen über die Fruchtloſigkeit ſeiner Vorſchläge u. ſ. f. — ſind wirklich in ſolchem Grade unverſchämt, daß eine ernſthafte und nachdrückliche Zurechtweiſung ſchlechterdings Statt finden müßte, wenn nicht, dem Himmel ſei Dank, dem fernern böſen Treiben dieſes Menſchen bereits das Ziel geſteckt wäre.

Was den verworrenen Zuſtand der Dinge in Anſehung des Zen'ſchen Nachlaſſes betrifft, ſo werden Euer Excellenz dieſerhalb die geeigneten Verfügungen wohl zu treffen wiſſen. So viel ich mich erinnere, haben Sie den Micarelli [48]) in der interimiſtiſchen Geſchäfts-Führung ſchon zu beſtätigen beliebt; und ein Gleiches iſt, wenn ich mich nicht irre, vorläufig auch von Seiten des Internuntius geſchehen. Beſſer wäre es freylich, wenn der

letztere für den längſt voraus zu ſehenden Todesfall des Zen zu rechter Zeit einige zweckmäßige Maßregeln eingeleitet hätte.

Gentz.

XXXVII.

Gentz an Baron Stürmer.

Iſchl, den 30. Juli 1824.

Euer Excellenz

habe ich die Ehre zu melden, daß der Fürſt vorgeſtern um 5 Uhr hier angekommen iſt, und zwar im beſten Wohlſein, und ſo heiter und zufrieden, als ich ihn jemahls geſehen habe. Der Ort und die Umgebungen gefallen ihm in hohem Grade; das Wetter iſt günſtig, und mit der Unruhe in Johannisberg muß die hier herrſchende Stille und Freiheit nothwendig einen angenehmen Contraſt machen.

Da Dr. Staudenheimer [49]) in ſeinem letzten Schreiben dem Fürſten auf das beſtimmteſte anräth, mit den hieſigen Sohle-Bädern einen Verſuch zu machen, ſo hat Dr. Jäger [50]), der Seine Durchlaucht hieher begleitete, von dieſer vorläufigen Anleitung nicht abweichen wollen, um ſo weniger, als er ſich überzeugt hält, daß ein halb Dutzend dieſer Bäder in keinem Falle ſchädlich wirken können. Was weiter geſchehen ſoll, wird ſich nur entſcheiden, wenn Staudenheimer uns ſelbſt mit ſeiner Gegenwart beglücken wird. Daher iſt denn auch alles, was die Dauer des hieſigen Aufenthaltes betrifft, für jetzt noch in das tiefſte Dunkel gehüllt.

Für mich hat Ischl diesmal, außer der Anwesenheit des Fürsten, keinen besonderen Reiz, da meine athritische Beschwerden mir hart zusetzen und ich mich mit den hiesigen Bädern durchaus nicht befassen will. Mir wird daher der nächste Tag der Abreise der liebste seyn; ich glaube aber nicht, daß sie so nahe ist, als ich es wünschte.

Der Prinz Gustav von Schweden ist hier durchgereist, und hat so eben bey Seiner Durchlaucht gegessen. Sonst hat sich noch kein Fremder gezeigt. Man erwartet aber die Herren Tatischeff [61]) und Caraman [62]) in einigen Tagen.

Erlauben Euer Excellenz, daß ich mich mit diesen Zeilen in Ihr gütiges und wohlwollendes Andenken empfehle, und die Versicherung der ehrerbietigen Gesinnungen hinzufüge, womit ich verharre

Dero treuer Diener

Gentz.

Ich bitte um geneigte Beförderung der beyliegenden Briefe. — So eben vernehme ich, mit großer Freude, daß es dem Capudan-Pascha mit Ypsara doch gelungen ist.

XXXVIII.

Gentz an Baron Stürmer.

Ischl, den 1. August 1824.

Euer Excellenz

werden durch gegenwärtige Estaffette, hoffentlich noch zur rechten Zeit, die hier ausgefertigten für Constantinopel bestimmten Depeschen erhalten. Sie können sich leicht vorstellen, mit welchem

Intereſſe, und (unter uns geſagt, ohne daß die Grăcomanen es hören!) mit welcher Freude wir die Nachricht von der Einnahme von Ipſara vernommen haben. Dieſe, wahrſcheinlich allen Parteyen und auch mir ſo unerwartete Begebenheit wird auf den Stand der Dinge in den Inſeln des Archipels und in den übrigen inſurgirten Ländern einen unberechenbaren Einfluß haben, und hoffentlich den übermüthigen Ton, welchen die Herren Hellenen neuerlich angenommen hatten, etwas herabſtimmen.

Das beygehende Paket an Pilat, welches ich Euer Excellenz gehorſamſt empfehle, enthält einen ausführlichen Artikel für den Beobachter [53]); der gewiß nicht nur bey uns, ſondern allenthalben in Europa große Senſation machen wird. Zugleich ſchicke ich Pilat einige mit den letzten Berichten eingetroffene Griechiſche Zeitungen, und bitte Euer Excellenz ihm alles, was Sie ſonſt von dergleichen Blättern erhalten, zuzuſtellen. Der Fürſt iſt ganz damit zufrieden, daß Herr Kopitar [54]) den Auftrag erhalte, Ueberſetzungen oder wenigſtens Auszüge aus dieſen Blättern zu liefern.

Herr von Huszar [55]) hat die Güte gehabt, mir das ſo ſehr gewünſchte Réſumé der frühern Ruſſiſchen Negoziation hieher zu ſenden. Ich bin Euer Excellenz dafür höchlich verbunden; da dieſer wichtige Gegenſtand wahrſcheinlich nächſtens wieder zur Sprache kommen wird, ſo iſt es mir beſonders willkommen, mich in die anteacta recht einzuſtudiren.

Euer Excellenz haben ferner die Gnade gehabt, mich wegen der auf der Staatskanzley liegenden, an mich adreſſirten Pakete befragen zu laſſen. Es iſt mir zwar höchſt unangenehm, daß die Couriere auf meinen Namen mit Paketen für andere beläſtigt werden, und ich habe jetzt von neuem die beſtimmteſten Maßregeln getroffen, daß dies in Zukunft nicht ferner geſchehen ſoll. Für diesmal bitte ich nun ſchon Euer Excellenz die vorhandenen

Pakete bey meinen zurückgebliebenen Leuten im Hauſe geneigteſt abgeben zu laſſen, um ſo mehr, als ſich darunter eins oder das andere wirklich für mich beſtimmte finden könnte.

Bis jetzt ſind wir, Gott ſey Dank, noch allein. Herr von Tatiſcheff und Graf Caraman, die eine Reiſe über Baden-Baden, Schaffhauſen und durch Tyrol machen, werden erſt in einigen Tagen hier erwartet. Dr. Staudenheimer muß heute Abend oder morgen eintreffen. Der Fürſt nimmt unterdeſſen die (ſehr leichten und ſehr verdünnten) Salzbäder, und befindet ſich äußerſt wohl dabey.

Da ich die Eſtaffete nicht länger aufhalten darf, ſo füge ich nichts hinzu, als die Verſicherung meiner hochachtungsvollen und treu-ergebenen Geſinnungen, und bitte Euer Excellenz, mir Ihr wohlwollendes Andenken zu erhalten.

Gentz.

XXXIX.

Gentz an Baron Stürmer.

Ischl, den 9. Auguſt 1824.

Euer Excellenz

verehrliches Schreiben habe ich dieſen Morgen erhalten, und eile, denſelben meinen aufrichtigſten und innigſten Dank für die darin geäußerten ſo gütigen und wohlwollenden Geſinnungen abzuſtatten. Ich werde mich bemühen, dieſe mir werthen Geſinnungen jederzeit zu verdienen.

Für die Ueberſendung der Berichte aus Corfu bin ich Euer Excellenz ſehr verbunden. Ich habe ſolche ſo eben flüchtig durch-

laufen, und mich an der Beredſamkeit, womit der Verfaſſer ſeine unermeßlichen Dienſte und Verdienſte darſtellt, wahrhaft ergötzt. Ich werde morgen Seine Durchlaucht damit bekannt machen.

Unſer ruſſiſcher Badegaſt beobachtet ſowohl über die Einnahme von Ipſara, als über das berühmte Schreiben des Lord Strangford an den Grafen Neſſelrode ein tiefes, ominöſes Stillſchweigen. Selbſt gegen den Fürſten hat er ſich, wie ich heute früh von Letzterem vernahm, noch mit keinem Worte darüber geäußert. Er iſt überhaupt wenig ſichtbar; und ſey es Beſcheidenheit, ſey es Unmuth über den hieſigen Aufenthalt (der ihm nicht gefällt), ſey es irgend ein anderer mir unbekannter Grund — er beehrt uns ſelten mit ſeiner Gegenwart!

Der Fürſt hat heute, und zwar mit der Poſt, Berichte aus Petersburg vom 21. Juli erhalten, an welchem Tage alſo der (am 9. durch Bukareſt paſſirte) Kurier noch nicht angekommen ſeyn mußte. Wir erörtern häufig das Pro und Contra der zu vermuthenden Aufnahme dieſes Kuriers. Der Fürſt beurtheilt das Strangford'ſche Kunſt-Gebäude ungefähr eben ſo wie ich, und gibt daher zu, daß es nicht ganz leicht iſt, zu beſtimmen, von welcher Seite der Kayſer es auffaſſen wird; jedoch hält er die Gründe, welche auf einen günſtigen Ausgang ſchließen laſſen, für überwiegend. Die Wahrheit zu ſagen, fürchte ich mich jetzt ſchon weniger vor dem Schickſal des Strangford'ſchen Berichtes, als vor dem Eindruck, den die Nachricht von Ipſara im ruſſiſchen Cabinet machen wird.

Die Klagen über die Verzögerung des Einſchreitens in die griechiſche Pacifikation, die Lebzeitern oft genug hat anhören müſſen, werden nun noch zehnmal lauter angeſtimmt werden. — Uebrigens verläßt Bagot Petersburg ohne irgend eine Inſtruction

in dieſer Sache erhalten zu haben. Canning ſteckt ſich jetzt hinter den Umſtand, daß das ruſſiſche Memoire im „Conſtitutionnel“ und nachher in allen Zeitungen gedruckt erſchienen ſey, und meint, oder gibt vor, daß hiedurch die ganze Sache zerſtört worden. Auf uns kann die Schuld der Verzögerung folglich nicht mehr fallen, da wir unſere Erklärung bereits zu Ende des April abgegeben hatten.

Der Fürſt iſt Willens am 19. oder 20. von hier abzureiſen, mich wird er 3 oder 4 Tage früher entlaſſen, ich hoffe aber, die nächſte Poſt von Conſtantinopel, auf welche ich ſehr begierig bin, hier noch genießen zu können; und ich nehme mir die Freiheit, Euer Excellenz zu bitten, in gütiger Rückſicht auf mich, den Ertrag dieſer Poſt ſo ſchnell als möglich hieher zu befördern.

Genehmigen Euer Excellenz die Verſicherung meiner unveränderlichen Verehrung und Ergebenheit.

Gentz.

XI.

Gentz an Baron Stürmer.

Ischl, 18. Auguſt 1824.

Euer Excellenz

ſage ich den beſten Dank für das geehrte und gütige Schreiben, womit Sie die Berichte aus Conſtantinopel zu begleiten beliebten.

Ich theile ganz und gar Eurer Excellenz Meinung über die Operationen des Capudan Paſcha. Gleich in der erſten Beſtürzung auf Hydra los zu gehen, war ohne Zweifel zugleich das leichteſte und das entſcheidendſte, was er unternehmen konnte.

Hydra iſt die Seele der Inſurrection. Nach Hydra's Fall hätte Samos nicht mehr viel zu bedeuten gehabt; aber, wenn auch Samos zerſtört wird, bleibt der Kopf der Schlange, ſo lange Hydra lebt, aufrecht. Hiezu kömmt, daß die Einnahme von Samos gewiß unter allen Aufgaben die ſchwierigſte iſt. Ich wollte, es wäre vorüber.

Unbegreiflich iſt mir, daß wir bis jetzt noch keinen Kurier aus Petersburg hatten! Ueberhaupt befinden wir uns hier ſeit mehreren Tagen in einem glücklichen far niente, welches uns nicht übel behagt.

Das beygehende Schreiben an Pilat enthält einen für den „Beobachter" beſtimmten Artikel aus Conſtantinopel*). Ich bitte Euer Excellenz gehorſamſt um baldige Beförderung desſelben.

Der Fürſt iſt nunmehr entſchloſſen, Montag den 23. von hier abzureiſen. Wenn dieſer Entſchluß, wie ich diesmal glaube, keine Abänderung erleidet, ſo gehe ich meiner Seits Sonnabend von hier ab, und hoffe daher Euer Excellenz in jedem Falle nächſten Dinstag perſönlich aufzuwarten.

Bis dahin empfehle ich mich Ihrem Wohlwollen.

Gentz.

XLI.

Gentz an Graf Senfft [56]).

Iſchl, den 4. Auguſt 1824.

Ich vermuthe, mein hochgeſchätzter Freund, daß nach einer faſt vierzehntägigen Abweſenheit einige Zeilen von mir Ihnen

*) „Oeſterreichiſcher Beobachter" Nr. 235, Sonntag den 22. Auguſt 1824.

nicht unangenehm seyn werden. Zu pittoresken Topographien habe ich zwar weder Zeit, noch sonderliche Lust. Es gibt aber einige Punkte, worüber ich Ihnen eine kleine Mittheilung schuldig zu seyn glaube.

Der Fürst ist heute vor 8 Tagen hier angekommen; so vollkommen wohl, heiter und zufrieden, als ich mich je erinnere ihn gesehen zu haben. Er hat auf Staudenheimer's frühern Rath den Gebrauch der (sehr verdünnten) Salzbäder angefangen; und wenn diese Bäder ihm auch nicht viel nützen sollten, so werden sie ihm doch in keinem Falle schaden. Staudenheimer selbst wird täglich erwartet; bis zu seiner Ankunft bleibt Dr. Jäger hier.

Wir waren bisher, so zu sagen, klein in Ischl; denn die wenigen hier anwesenden distinguirten Badegäste bilden kaum den Schatten einer Gesellschaft. Gestern Abend sind Caraman und Tatistscheff eingerückt. Der erste nimmt heute schon an einer Excursion nach Hallstadt Theil, von der ich mich losgesagt habe weil sie, zwischen Land und Wasser, den ganzen Tag dauert, und weil ich mehr als einmal die Herrlichkeiten dieses Ortes gesehen habe.

Der Fürst hat zu zwey verschiedenen Malen von seinen Projecten in Ansehung Ihrer mit mir gesprochen. Sie wissen, oder wissen nicht, daß Zichy sich um den Posten in Rom beworben hat, und solchen wahrscheinlich erhalten wird. In diesem Falle will der Fürst den Grafen Lützow nach Berlin schicken, und Ihnen den Posten in Turin anbieten, er hat mich sehr bestimmt gefragt, ob ich glaubte, daß Sie ihn annehmen würden? Ich habe mich, aus pflichtmäßiger Vorsicht und Discretion begnügt zu antworten: Was das Land und das Klima beträfe, so zweifelte ich nicht daran; in Bezug auf andere Rücksichten

aber könnte ich es nicht wagen, etwas darüber auszusprechen, weil Ihre Wünsche und Plane mir nicht bekannt genug wären, — ich muß übrigens hinzusetzen, daß der Fürst mit wahrem Interesse, und vieler Freundschaft von Ihnen gesprochen hat. Sie wissen, daß ich selbst meinem besten Freunde nicht mit einer Unwahrheit schmeicheln würde.

Es versteht sich von selbst, daß vor der Hand von dieser Sache nicht gesprochen werden muß. Ich vermuthe, daß Mercy[57]) etwas davon weiß, oder es wenigstens ahnet. Demnach habe ich auch gegen ihn geschwiegen, ob ich gleich keinen Zweifel habe, daß er Ihnen aufrichtig wohl will.

Mir geht es höchst mittelmäßig. Der athritische Anfall, womit ich von Wien abreisete, ist nicht nur nicht gewichen, sondern fast stärker geworden, als irgend einer der früheren, dies macht mich äußerst mißmuthig. Wenn man an einem Orte, wie Ischl, nicht gehen kann, so lebt man nur halb an demselben.

In Wien nehme ich leichter meine Partie, weil Stillsitzen doch einmal mein gewöhnliches régime ist. Uebrigens sind, zum Glücke, nicht alle Tage gleich. Gestern z. B. befand ich mich sehr wohl, fuhr mit dem Fürsten nach St. Wolfgang (zwei Stunden von hier), kam um 8 Uhr Abends recht froh und heiter zurück; heute fühle ich mich wieder so leidend und matt, daß mir der Weg durch meine Stube zu lang wird.

Mit den Bädern mag ich mich durchaus nicht befassen, sie flössen mir, weder aus Raisonnement, noch aus Instinct, das geringste Vertrauen ein. — Haben Sie die Güte, diesen pathologischen Artikel, dem Baron Türkheim, wenn Sie ihn sehen, mitzutheilen.

Aus dem hier gesagten wird Ihnen sehr begreiflich werden, daß ich lieber heute als morgen nach Hause ginge. Ich fürchte

aber, ich bin der Erfüllung meines Wunſches noch nicht nahe. So wie ich die Aſpecten — die ſich freylich mit jedem Tage ändern können — heute beurtheile, wird der Fürſt nicht viel vor dem 20. von hier abgehen.

Langeweile habe ich freylich nicht, das Durchleſen der in den vergangenen zwey Monaten eingelaufenen und abgelaſſenen Depeſchen hat mich allein 8 Tage beſchäftigt; ich bringe mehrere Stunden des Tages mit dem Fürſten zu; Spazierfahrten ſind häufig; und der beſtändige Anblick der unter meinen Fenſtern fließenden ſchönen Traun, der gegenüber liegenden friſchen Wieſen, und hinter dieſen der waldbekränzten hohen Berge — ſollten allein einen Menſchen munter und froh erhalten. Es iſt wirklich ein ganz herrlicher Aufenthalt; sed quid juvat aspectus!

Leben Sie wohl, mein theurer Freund, und möge ich von Ihrem Befinden bald recht erwünſchte Nachrichten erhalten!

Gentz.

XLII.

Gentz an Graf Seuffl.

Mailand, den 21. Mai 1826.

Ich erhielt vorgeſtern Abends, nachdem ich zwey Tage abweſend geweſen war, um mit dem Lago Maggiore, ſeinen Inſeln und ſeinen Umgebungen Bekanntſchaft zu machen, Ihren freundſchaftlichen Brief vom 13.

Sie müſſen wiſſen, mein theuerſter Freund, daß ich dieſen Brief nicht abgewartet hatte, um den Fürſten an die Ihnen ſchuldige Antwort zu erinnern. Ich habe dies ſeit ſeiner Ankunft,

wenigſtens einen Tag um den andern, treulich wiederholt, und wenn es bisher keine Wirkung gehabt hat, ſo kann ich mir dieſerhalb keinen Vorwurf machen.

Dieſen Morgen habe ich nun, mit Bezug auf Ihren Brief eine Haupt-Attaque geliefert, und der Fürſt hat mir beſtimmt verſprochen, Ihnen noch im Laufe des heutigen Tages zu ſchreiben.

Daß Sie mit ſeinem Briefe zufrieden ſeyn werden, darf ich mit einiger Zuverſicht vorausſagen. Er hat ſich wenigſtens im Geſpräch mit mir auf eine ſo befriedigende, vortheilhafte, und wirklich freundſchaftliche Weiſe über Sie geäußert, daß es mich ſehr wundern würde, wenn das, was er Ihnen ſchreiben wird, nicht denſelben Charakter trüge.

Es iſt Ihnen vielleicht zu Ohren gekommen, daß ich, ſtandhaft und glücklich in Ausführung meines urſprünglichen Planes, Mayland in den letzten Tagen dieſes Monats verlaſſe, und circa den 10. Juny in Wien zu ſeyn gedenke. Ich rechne ſicher darauf, Sie dann noch dort zu finden, und tröſte mich mit dieſer angenehmen Ausſicht über die Unmöglichkeit, gegenwärtigen Brief zu verlängern, an deſſen unverzögertem Abgange — der Fürſt mag ſein Verſprechen erfüllen oder nicht — mir in jedem Falle zu Ihrer Beruhigung ernſtlich gelegen iſt.

Mit meiner Geſundheit ſtand es anfänglich — während des warmen Wetters — ziemlich ſchlecht, ſeit 8 Tagen — wo ich oft vor Kälte gezittert habe — ſehr erträglich.

Behalten Sie mich unterdeſſen in liebreichem Andenken.

Genz.

XLIII.

Auszug eines Briefes *) des F-M-L. Grafen von Wallmoden [58]).

(dd. Breslau, 6. April 1813.)

(Der erſte Theil des Briefes betrifft ſeine Privat-Verhandlungen mit Lord Cathcart, wovon das Reſultat war, daß er dem von England ihm angebotenen Commando der deutſchen Legion vor der Hand entſagte. Folgendes iſt die wörtliche Abſchrift des ferneren Inhalts.)

Der Kayſer hat mir als General-Lieutenant das Commando des äußerſten rechten Flügels übertragen. Hier ſoll ich die Detachements von Tſchernitſcheff, Tettenborn, Dörnberg, Benkendorff vereinigen, d. i. leiten, und nach Umſtänden zuſammenziehen. Dazu iſt mir die ganze leichte Artillerie der Koſacken gegeben worden. Ferner ſoll ich alle neue Formationen, wenn einige ſchon ſchlagfertig ſind, an mich ziehen, Jäger-Bataillons errichten, kurz von allem Gebrauch machen, was Zeit und Umſtände an die Hand geben mögen. So wie die erſten ruſſiſchen Verſtärkungen ankommen, ſo wie die Schweden ſich nähern, und die Operationen ſich ausdehnen, wird das Corps nach Maßgabe verſtärkt, welches eigentlich der erſte Kern der Nord-Armee iſt, die der Kronprinz von Schweden commandiren wird. Dieſer kömmt den 20. mit 12.000 Mann; — 6000 ſind ſchon in Stralſund — und mit Ende April kommen 12.000 andere. So kündigte es ſein Adjutant, Graf Eſſen, dem Kayſer vor einigen Tagen an. Für's erſte werde ich alſo etwa 6000 Pferde, 24 Kanonen und 4- bis 5000 Mann leichte Artillerie verſchiedener Art haben können. Wäre

*) Das Schreiben iſt an Gentz gerichtet.

das Wort Insurgenten nicht ein so kitzliches Wort, so würde ich sagen, daß ich deren wohl bisweilen eine große Anzahl, wenn die Localitäten günstig sind, versammeln würde; — mais glissons là-dessus! — Unterdessen habe ich, sobald wir über der Elbe sind, uneingeschränkte Vollmacht zu organisiren, disponiren ꝛc., nur unter Berufung der alten Autoritäten. Weit kann das Feld werden, möge es Früchte tragen und gedeihen! Ich konnte mir wenigstens hier nichts besseres wünschen, und gehe denn endlich morgen zu diesem Zwecke in das Wittgenstein'sche Haupt-Quartier in der Gegend von Wittenberg ab, um meine bestimmtere Ordre zu erhalten.

Nun zu den allgemeinen Ansichten!

Der Kayser Alexander hat wirklich aus Chevalerie diesen Krieg fortgesetzt, und wird ihn fortsetzen, so lange er glauben kann, Deutschland wolle sich helfen. Wäre das aber nicht, so würde wohl blos die Unterstützung Preußens sein Augenmerk werden müssen, dem, wie Sie sich denken können, er immer einen Frieden verschaffen würde. Um Deutschland in den Stand zu setzen, seine guten Absichten zu benützen, werden die Armeen vordringen, so weit sie können, und innerhalb 4 Wochen mit einer großen Kraft auf dem Schauplatz stehen. Rußland hat jetzt an 130.000 Mann diesseits der Weichsel, Wenn Sie aber bedenken, daß die Festungen belagert und blokirt werden, daß Sacken bisher die Pohlen observiren mußte, so begreift es sich leicht, daß disponibel wohl nur 60- bis 70.000 Mann seyn können, wovon ein großer Theil bisher jenseits der Oder geblieben, jetzt aber sich an die Elbe begibt, an der übrigens die Avant-Garde dieses Corps, die sogenannte Haupt-Armee, weil das Haupt-Quartier mit ihr ist, commandirt vom General Miloradovitsch, sich schon beynahe befindet, da seine Cavallerie in Bautzen steht.

Die Garden und 2 Grenadier-Diviſionen machen die Arrière-Garde davon, und marſchiren heute aus der Gegend von Kaliſch ab. Die Completirungen der Regimenter, welche in geſchloſſenen Bataillons und Escadrons beſtehen, werden mit Ende dieſes, Anfangs May, eintreffen, und betragen über 60.000 Mann, wobey 90 Escadrons Cavallerie, die vor 3 Wochen bey Grodno den Niemen paſſirten. Die Completirungen aus den Spitälern, die täglich kommen, haben, ſeit das Haupt-Quartier ſich in Kaliſch befand, über 20.000 Mann betragen. Gut war es, glaube ich, daß man ausruhte; denn die Anſtrengungen waren ſo groß, daß ich mich nun vollkommen überzeugt halte, daß keine andere Nation, nicht Menſchen, nicht Pferde, ſie ſo hätten leiſten können. Sie ſehen hieraus, daß mäßig gerechnet, die Ruſſen im May gegen 180.000 Mann an der Elbe oder jenſeits haben können. Von den Reſerve-Armeen rede ich nicht. Man gibt ſolche ſehr hoch an; indeſſen ſo viel iſt gewiß, ſie ſollen ſämmtliche Blokaden und die Beobachtung Polens formiren, und dazu müſſen ſie ſtark genug ſeyn.

Die Stärke der mobilen Preußen mag ſeyn, oder innerhalb wenig Wochen 80.000 Mann werden. Die geſammte disponible vorwärts ſtehende Cavallerie iſt wenigſtens 40.000 Mann, das iſt, kann es binnen 14 Tagen werden. Die noch diſponible ruſſiſche Artillerie iſt 800 Kanonen. Bey den Armeecorps vertheilt, an der Elbe, mögen mit den preußiſchen 400 ſeyn. Ganze Batterien, zum Beiſpiel, beinahe $^1/_2$ der Garde-Artillerie ſind am Niemen gelaſſen worden, um wieder beſpannt zu werden, und kommen nun mit den Completirungen nach.

Die Frage: Kann der Feind in den erſten 4 oder 5 Wochen durch Uebermacht bedeutende Vortheile erlangen? — vermag ich nicht zu beantworten, weil ich die Stärke der Franzoſen, ihre

bereiten Mittel, nur nach Gerüchten kenne. Es heißt, ihre bey Erfurt verſammelte Macht ziehe gegen Caſſel; dies wäre nicht vorwärts gegangen. Ihre Vertheidigung der Elbe trägt das Gepräge der Unentſchloſſenheit. Magdeburg iſt der größte Stein des Anſtoßes. Sobald ſich die ſämmtlichen Corps von Wittgenſtein, York, Blücher und Winzingerode am linken Elbufer werden vereinigt haben, wird ſich das Räthſel wohl löſen. Iſt der Feind ſtark und verwegen, ſo wird er trachten ſich Magdeburg zu nähern. Iſt er es nicht, rückwärts defenſiv bleiben. Gelingt ihm auch jenes, ſo ſpielt er doch gleich ein gewagtes Spiel; denn gegen 40.000 Mann Cavallerie führt man keine Offenſiv-Operationen aus, wenn man deren auch 10.000 hätte; und ſelbſt davon iſt kein Gedanke.

Kurz, ich habe die beſten gegründetſten Hoffnungen. Die wirkliche Beendigung des Trauerſpiels kann indeſſen doch nur Oeſterreich herbeyführen, und jeder Tag ſpäter kann nur Chancen für Frankreich hervorbringen, auf jeden Fall aber Ströme von Blut koſten. Dies letzte Argument ſcheint mir unwiderleglich.

Der Kayſer hat mir einige Male von Oeſterreich ſehr vertraulich geſprochen. Ich habe Lebzeltern [57]) meine Aeußerungen mitgetheilt. Was meine ſehnlichſten Wünſche mir auch nur als wahrſcheinlich vorſtellen, habe ich für gewiß angenommen und ausgeſprochen, denn ich ſah Augenblicke von Beſorgniß und Zweifel, die mir unwillkührlich aufſtiegen.

So viel ich von der Sache einſehe, kann gewiß keine politiſche Rückſicht Oeſterreich hinderlich ſeyn; denn man wünſcht, hier ſo aufrichtig dieſen Kampf ehrenvoll zu beendigen, daß alle Neben-Abſichten für den Augenblick ſchweigen, und nie hat Oeſterreich ſo ſicher gehen können. Deutſchland iſt und bleibt doch eine verlaſſene Waiſe, ſo lange der Kayſer nicht auftritt und in's

Reine bringt, was, ohne ſeine Mitwirkung, Anlaß zu vielen Unordnungen und Mißgriffen geben kann.

XLIV.

Ueberſetzung eines Artikels aus der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

De Bruxelles 20 février.

Il ne faut pas, certes, un grand effort de sagacité, pour pénétrer les attentats ténébreux tramés par les ennemis des libertés constitutionnelles, — des intérêts nationaux de l'Allemagne, — des plans de la Russie — de l'ascendant moral de la Prusse — et de la modeste prospérité des Pays-Bas. L'opinion publique est bien plus puissante, que ses adversaires ne l'imaginent. Elle ne s'effraie plus des menaces de la Gazette de France. Ni les Ultra-Torys du Continent, ni ceux de l'Angleterre, prêt à succomber sous le poids de son égoïsme politique, ne réussiront à rallier les esprits par leurs adjurations banales. La Grèce, l'Espagne et le Portugal ont frappé au coeur cette opinion. Elle est essentiellement monarchique et constitutionnelle. Elle ne veut pas plus des Révolutionnaires et des Intriguans, que des Ultra-Torys et des Théocrates. Tout en étudiant et respectant les Chartes, les transactions des Monarques et les Manifestes des Congrès qu'elle connaît très-bien, elle ne cesse de fixer ses yeux sur les besoins du siècle, et sur le grand livre de nécessités.

XLV.

Concept aus der Feder Gentz's.

Sine date.

„Le projet d'une médiation entre le Gouvernement de Hanovre et Monseigneur le Duc de Brunswic ayant dû être définitivement abandonné, le Cabinet de Vienne ne se croit plus appellé à intervenir dans cette affaire déplorable. Il attendra qu'une plainte soit portée à la Diète Germanique; et c'est là que l'Autriche se prononcera d'après ce qui lui sera dicté par sa conscience et ses devoirs.

„L'issue des procédures de la Diète mettra suffisamment en évidence, combien l'espoir du Duc de jamais pouvoir justifier sa conduite envers le Roi son Oncle aurait été illusoire. Et si Son Altesse devrait se trouver impliquée dans l'affaire du castel de Praun, Elle apprendrait encore à ses dépens, qu'elle n'aurait aucun ménagement à attendre de la Diète.

„Les règles les plus communes de la prudence eussent dû faire sentir au Duc, que les Princes ne peuvent pas plus que les particuliers soutenir une position essentiellement fausse. Lorsqu'ils ont commis des fautes, le meilleur parti à prendre est toujours celui de les réparer. Pour sortir de ses embarras, le Duc n'a qu'une voie à suivre: Révoquer la patente — faire amande au Roi rondement et sagement — se purger de toute participa-

tion à la démarche de Praun, en désavouant hautement, et punissant rigoureusement l'auteur de ce scandale!

„Voilà ce que le Duc aurait dû faire depuis longtemps. Il peut encore le faire aujourd'hui en pleine liberté morale; demain il sera trop tard; et des résultats bien moins satisfaisans que ceux qu'il eût pû obtenir par une démarche spontanée, seront au détriment irréparable de sa considération infailliblement amenés par la Diète."

XLVI.

Gutz an Janko Caradja*), Fürst der Wallachei.

Vienne, *ce 27 décembre* 1812.

Monseigneur!

Je sais que de tout tems les Princes, prédécesseurs de Votre Altesse, ont attaché un certain intérêt à l'entretien d'une correspondance particulière à Vienne, comme à un moyen d'être instruits non seulement de ce qui arrive de plus remarquable dans cette capitale, mais encore des rapports politiques entre la cour Impériale et les autres gouvernemens.

Je dois présumer, Monseigneur, que V. A. partant du même principe, jugera également à propos d'établir une correspondance de ce genre, et je prends la liberté de Lui offrir mes très-humbles services pour cet effet.

Sans trop de présomption de ma part je puis me flatter que mon nom ne sera pas entièrement inconnu à

Votre Altesse. Occupé depuis vingt ans à suivre les grands évènemens du monde, à les développer et à les discuter dans des écrits, qui ont obtenu le suffrage des Souverains les plus éclairés et de la partie la plus respectable du public des différens pays où ils ont circulé, j'ai tout lieu de croire, que de manière ou d'autre quelque notion de ma personne ou de mes ouvrages sera parvenue à un Prince distingué de tout tems par Ses lumières, par le succès avec lequel il a cultivé toutes les branches de la littérature, et par la supériorité avec laquelle il a embrassé et pénétré tous les grands intérêts de l'Europe.

Si d'un côté l'avantage d'être initié dans la marche et les ressorts de la haute politique, — avantage que je dois en partie à une application constante, mais en grande partie aussi au bonheur que j'ai eu de former une quantité de relations intéressantes, tant à Vienne que dans d'autres pays — me servait de recommandation aux yeux de Votre Altesse, je ne croirais pas moins de l'autre côté pouvoir citer en ma faveur l'indépendance personnelle que j'ai conservée au milieu des affaires importantes auxquelles j'ai été admis de tems en tems. Né sujet du Roi de Prusse, je me suis fixé à Vienne à une époque, où je crus pouvoir y faire plus de bien qu'à Berlin; et Sa Majesté Impériale pour témoigner Sa haute approbation des principes, dans lesquels j'avais toujours travaillé, daigna me conférer le titre de Conseiller. Si par cette faveur je me trouvais lié au service de la Cour Impériale, je n'aurais pas pu songer à la proposition que je viens de soumettre à V. A.; mais le titre que je porte est un titre simplement honoraire, garant de la protection

et de la bienveillance dont l'Empereur a voulu gracieusement m'assurer, et qui, tout aussi peu qu'une autre distinction que m'a accordé S. M. le Roi de Svède, en me conférant l'ordre de l'étoile polaire, ne m'impose aucune obligation spéciale. Je jouis d'une liberté entière; et si je suis en état, comme je crois l'être, de fournir des notions correctes et satisfaisantes sur ce qui se passe chez nous et autour de nous, c'est uniquement par les rapports honorables, dans lesquels je me trouve avec les hommes les plus instruits de cette monarchie, et par la considération et confiance personnelle, qu'ils m'accordent.

Obligé de parler en ma propre faveur, je ne prétends cependant pas, que V. A. m'en croie sur parole. Je désire au contraire qu'avant d'accéder à ma demande, Elle daigne prendre des informations sur ma capacité, mon caractère, mes moyens, et mes relations à Vienne; et je me flatte que le résultat de ces observations convaincra V. A. qu'elle trouverait en moi un Correspondant sûr, exact, bien-instruit, tel enfin qu'il doit l'être pour que ses rapports offrent à V. A. tous les renseignemens, toute l'utilité et tout l'intérêt, qu'elle pourrait en attendre.

Je suis etc.

XLVII

Gentz an H. v. Fleischhackl.[1])

Vienne, ce 30 décembre 1812.

J'ai différé, mon bon ami, de Vous donner de mes nouvelles, parce que j'ignorais où il fallait Vous les adresser. Je Vous avoue même que Votre silence m'avait inspiré d'autant plus d'inquiétude, que Votre dernière du 2 novembre m'avait laissé incertain sur les progrès de Votre rétablissement. Grâces à Mr. Votre beau-frère je sais aujourd'hui non seulement que Vous êtes de retour à Bukarest, mais aussi que Vous commencez à Vous remettre. Vous ne douterez point de la satisfaction que cette nouvelle m'a causée. Elle est proportionnée à l'intérêt sincère que je prends à tout ce qui Vous regarde.

Mais Vous voilà à peine établi dans Votre ancienne résidence, que j'ai déjá recours à Votre amitié. Il s'agit de consigner en mains propres de S. A. le Prince Caradja la lettre ci-jointe. J'espère que Vous voudrez bien Vous charger de cette commission. Il suffit de Vous dire, que l'objet dont il est question dans cette lettre, est pour moi d'un intérêt majeur. Si Son Altesse jugeait à propos de Vous entretenir sur mon compte, je suis assuré d'avance, que Vous ne me refuserez pas Vos bons offices. Vous me connaissez d'ancienne date; je n'ai pas besoin de m'étendre davantage.

Mais quittez donc enfin cette paresse que Vous semblez avoir contractée en Transylvanie. Est-ce l'air des

Carpathes, les agrémens de la société, ou bien des recherches savantes sur Decebale et Sarmi-Segethuse, qui Vous ont tant fait négliger Vos amis? — Je me flatte que revenu dans Votre assiette Vous serez plus exact à m'écrire, et que Vous voudrez bien être toujours également persuadé des sentimens que Vous portera pour la vie

Votre très-dévoué
Gentz.

XLVIII.

Gentz an H. v. Fleischhackl.

Vienne, ce 2 février 1813.

Je viens de recevoir, mon bon ami, Votre aimable lettre du 20 janvier. Elle m'a fait d'autant plus de plaisir qu'elle achève de calmer mes inquiétudes sur Votre santé.

Vous me reprochez de Vous avoir fait un mystère du sujet de ma lettre au Prince. Vous avez raison. J'aurais dû Vous en informer. Mais deux motifs m'en ont empêché: l'incertitude si mes offres seraient agréées; et puis mon désir de ne point gêner le Prince dans le parti qu'il jugerait à propos de prendre. J'étais d'ailleurs assuré que, si S. A. Vous parlait de moi, Votre amitié me rendrait pleine justice, quand même Vous ne seriez pas dans la confidence.

Après ce préambule, que Vous voudrez bien regarder comme un hommage rendu aux sentimens qui

nous unissent, venons-en à l'objet principal de Votre lettre.

Recevez avant tout l'expression de ma reconnaissance pour la part que Vous avez sans doute eu au succès de mon affaire. J'espère que Vous n'aurez pas à rougir de Votre recommandé, et que je m'acquitterai de ma tâche de manière à justifier toujours la confiance dont S. A. daigne m'honorer.

Je commence dès aujourd'hui d'entrer en matière. Le pli ci-joint contient ma première relation. Marquez-moi occasionnellement si l'on en a été content.

Le Prince, dites-Vous, abandonne à moi de fixer l'honoraire de mes peines. Je ne me permettrai pas d'anticiper sur sa générosité. Ce sera à S. A. de prononcer, lorsque l'expérience l'aura mis en état d'apprécier lui-même mon travail.

La seule condition, sur laquelle je dois dès à présent insister, et dont la justesse n'échappera point aux lumières de S. A., c'est le secret le plus absolu tant sur mon nom que sur la correspondance en question; car si la chose venait à être connue ici ou ailleurs, adieu l'indépendance à laquelle je tiens par principe, et qui m'est indispensablement nécessaire pour bien répondre à l'attente de mon commettant.

Quant au chiffre qu'on me demande, je vais aussitôt m'en occuper. Il suivra par première occasion sûre.

Voilà, mon ami, une bien longue épître. Il me resterait encore à Vous faire mille questions sur Votre existence, Votre famille, Vos loisirs etc.; mais le tems

presse. Rappelez-moi au souvenir de Madame de Fleischhackl, et soyez persuadé des sentimens inaltérables de

Votre dévoué
Gentz.

XLIX.

Fürst Caradja an Gentz.

Bukarest, ce 8 novembre 1817.

J'ai eu le plaisir de recevoir les dépêches du 16 du mois passé, et je Vous remercie infiniment pour toutes les notions que Vous m'y donnez. En Vous accusant la réception de ces dépêches, je crois nécessaire de Vous communiquer aussi, qu'ayant fait mon rapport à S. M. l'Empereur mon Auguste Maître de l'accueil gracieux, que S. M. l'Empereur et Roi a daigné faire à mon beau-fils Mr. d'Àrgyropulo, et des explications et dispositions amicales, que Sa Majesté a manifestées dans son entretien, j'ai reçu l'ordre formel d'en faire des remercîmens de la part de mon Auguste Maître, et toutes sortes de Protestations et d'assurances d'amitié et de bonne intelligence. Comme il Vous sera possible de voir dans la Lettre, que j'écris à S. A. Monseigneur le Prince de Metternich, qui contient fidèlement toutes les expressions de l'ordre formel de mon Souverain. A cette Lettre, je suis flatté, que S. A. le Prince voudra bien répondre; mais comme je dois envoyer la même lettre du Prince accompagnée de sa traduction directement à Sa Majesté

Impériale mon gracieux Maître; — j'eusse désiré que cette réponse eût contenu aussi les idées suivantes — c. à d. quelques louanges pour le caractère de mon Souverain, et qu'il a des qualités qui le mettent au-dessus de ses Prédécesseurs; que je jouis à juste titre de sa bienveillance et de sa confiance, puisque dans l'espace de ma destination à la Principauté de la Valachie, j'ai servi et sers l'Empire Ottoman avec plus de zèle, de droiture et de fidélité, que mes prédécesseurs, et que la confiance que S. M. mon Auguste Maître m'a accordée, est encore une preuve de sa perspicacité et du talent, qu'il a à choisir ses Confidens, ainsi que de sa justice, en recompensant leurs services; que S. M. l'Empereur et Roi veut bien me regarder comme un organe utile non seulement à conserver, mais encore à augmenter la bonne intelligence et la vraie amitié entre les deux Empires.

Je suis flatté, mon cher Monsieur de Gentz, que l'amitié, que Son Altesse le Prince de Metternich veut bien avoir pour moi, secondée par Vos bons offices, ne trouvera des difficultés pour ajouter au contenu de la réponse les idées désignées ci-dessus, bien sûr, que Son Altesse m'obligera infiniment, et ajoutera par là un bienfait à toutes les grâces, dont je lui suis redevable.

Je ne doute aussi nullement, mon cher ami, que Vous ne mettiez vos efforts pour obtenir cette complaisance de S. A. Monseigneur le Prince, que je serai obligé de reconnaître comme une preuve ostensible de son amitié pour moi.

14.

Fürst Caradja an Gent.

Ce 23 mai 1818.

Le besoin de Vous faire quelques communications très-confidentielles m'a fait concevoir depuis quelque tems le projet d'une entrevue avec Vous. J'espérais que sous le prétexte de prendre les eaux de Mehadia Vous pourriez venir à Bukarest et passer une couple de jours pendant lesquels j'aurais eu le double avantage de faire la connaissance personnelle d'un ami si sincère, et de Vous confier les communications que je voulais Vous faire.

La nouvelle de Votre prochain départ pour les eaux de Carlsbad m'afflige beaucoup, mais je crois qu'il est encore tems de Vous faire connaître le désir que j'ai de Vous voir pour Vous faire changer de résolution et préférer, s'il est possible, les eaux de Mehadia à ceux de Carlsbad. J'espère que ce voyage entrepris avec la permission de S. A. le Prince de Metternich ne pourra avoir aucun inconvénient pour Vous, mon cher ami, quant pour ce qui regarde l'opinion publique et les différentes conjectures qui pourraient naître de ce voyage; je crois que le prétexte de prendre les eaux de Mehadia est assez simple, et qu'arrivé sur les frontières de la Valachie il dépendra de Vous de venir ici ou publiquement et après avoir fait connaître à Monsieur de Fleischhackl le désir de me voir après être venu si près des lieux où je me trouve, ou bien secrètement et à l'insu de tous:

c'est à Vous à choisir le moyen qui Vous conviendra le plus.

J'attends avec impatience Votre réponse, qui me sera également envoyée par le canal de Mr. le Baron Bellio[62], Mr. Rasti[63] ne devant pas être instruit des raisons qui motivent votre voyage de Mehadia.

Agréez, Monsieur, les assurances de la considération la plus distinguée avec laquelle j'ai l'honneur d'être,

Monsieur le Chevalier,

Votre très-humble et très-obéissant Serviteur

P. J. de Caradja.

LI.

Gentz an den Fürsten Caradja.

(Auszug.)

Ce 16. Juni 1818.

La présente dépêche sera envoyée au Commandant de Cronstadt, qui la fera remettre à V. A. par un homme de confiance. On adressera en même tems à ce Commandant l'ordre de recevoir V. A. et les personnes de Sa suite aussitôt qu'elles se présenteront aux frontières, et de Lui faciliter de toutes les manières le passage par les Etats Autrichiens. V. A. fera bien de restreindre autant que possible le nombre de Ses équipages et des personnes qui L'accompagneront; et afin d'éviter tout ce qui pourrait La compromettre, on Lui propose de voyager sous le nom de Constantin Apostolachi. On prendra à

Vienne les mesures nécessaires pour qu'Elle soit reçue partout sous ce nom sans difficulté.

Comme par les raisons, que V. A. a pressenties et indiquées Elle-même, il ne serait pas convenable, qu'Elle se fixât d'abord dans un pays Autrichien, Monseigneur le Prince de Metternich Lui conseille les frontières de la Suisse, et de prendre pour cet effet la route de Cronstadt, Hermannstadt, Temesvár, Agram, Gratz, Klagenfurt, Linz, Innspruck et Bregenz. Dans l'intervalle le Prince prendra les ordres de l'Empereur, et à mesure que les événemens se développeront, je ferai savoir à V. A. quel parti aura été pris, soit pour Lui faciliter un établissement en Autriche, soit pour Lui assurer un asyle, qui La mette à l'abri de toute persécution.

LII.

Fürst Caradja an Gratz (in Carlsbad).

Bukarest, ce 29 juin (11 juillet) 1818.

La lettre, que Vous m'avez adressée en date du 16 juin, m'est exactement parvenue.

Je suis trop persuadé de Votre amitié et de Votre attachement sincère pour moi, pour douter le moins du monde de Vos intentions et du regret, que Vous éprouvez de ne pas pouvoir accomplir mon désir, celui de venir me joindre à Bukarest.

Je suis également persuadé des sentimens et des dispositions amicales de S. A. Monseigneur le Prince de

Metternich. Ce serait me faire du tort à moi-même, que de les méconnaître; aussi suis-je trop reconnaissant à toutes les observations, que Vous me faites relativement aux interprétations fâcheuses que Votre voyage à Bukarest devrait nécessairement amener, et aux inconvéniens, qui pourraient en résulter pour mon propre compte. Je ne puis qu'être parfaitement d'accord sur tout ceci, avec l'opinion juste et éclairée de Son Altesse.

Le parti que Vous avez pris, de m'envoyer un homme de confiance, était sans doute le seul, qui Vous restait, mais j'y ai également trouvé deux inconvéniens: 1° que je ne pouvais jamais m'expliquer directement à cet homme, 2° que son arrivée retardait assez, et que le besoin était si urgent, que le moindre retard pouvait faire manquer mon but. C'est ce qui m'a décidé à choisir un homme de confiance porteur des dépêches ci-jointes avec l'ordre de les remettre à Monsieur le Baron Bellio, que j'engage également de venir Vous trouver à Carlsbad et de Vous les remettre en mains propres.

Je crois inutile de Vous prier, de Vous intéresser pour moi. Le contenu de mes dépêches et l'attachement sincère, que Vous m'avez voué, Vous indiqueront, je n'en doute pas, ce que Vous devrez faire.

Il est également inutile de Vous recommander le plus grand secret: je m'en réfère à Votre loyauté et à Vos sentimens d'honneur et je me suis persuadé d'avance que vous feres tout ce qui est en votre pouvoir pour m'obliger dans cette circonstance.

Je vous prie, mon cher ami, de ne pas Vous empresser de parler de cette expédition à S. A. Monseigneur

le Prince de Metternich avant de lire toutes mes dépêches.

Monsieur Bellio ne sait pas la moindre chose relativement à l'objet, qui a motivé cette expédition.

Vous trouverez ci-joint copie de la lettre que j'adresse à Son Altesse.

LIII.

Fürst Caradja an Fürst Metternich

Bukarest, ce 29 juin (11 juillet) 1818.

Mon Prince!

L'amitié particulière dont V. A. a bien voulu me donner des témoignages si flatteurs dans toutes les occasions, et l'intérêt tout particulier qu'Elle a toujours pris pour tout ce qui me regarde, m'ont décidé, mon Prince, à faire à V. A., par le canal de Mr. de Gentz, une communication très-confidentielle; elle excitera peut-être l'étonnement de V. A. au premier abord, mais après l'avoir mûrement pesée dans Sa profonde sagesse, Elle connaîtra que mes craintes ne sont point illusoires, et que j'ai raison de recourir à Votre assistance et de solliciter Votre intervention, afin d'obtenir ce que je demande.

Sans m'expliquer davantage sur un point, que les règles de la plus stricte circonspection m'obligent de traiter de la manière la plus mystérieuse, je prie seulement V. A. de vouloir bien prendre en considération le contenu de mes communications secrètes adressées à

Mr. de Gentz, et de les appuyer par Votre intervention sage et puissante, auprès du plus clément de tous les Monarques.

Je suis persuadé d'avance, mon Prince, de l'intérêt sincère, que V. A. voudra bien prendre pour m'aider de son puissant appui dans cette circonstance critique, et je La prie d'agréer l'expression de ma gratitude ainsi que l'assurance etc.

LIV.

Fürſt Caradja an Gent.

Bukarest, ce 30 juin (12 juillet) 1818.

Si l'arrivée de Monsieur Wagner[84] eût retardé de deux heures seulement, l'homme de confiance, que j'avais déjà destiné pour être porteur des dépêches ci-jointes *), aurait dû partir pour Vienne. Je Vous les transmets donc telles quelles par le canal de Wagner, et je m'empresse de répondre en même tems à Votre lettre, dont il était porteur.

Vous verrez, mon cher ami, par le contenu de mes dépêches que Vous avez eu raison de croire, que je ne pourrai pas confier à un tiers ce que j'avais à traiter avec Vous, et ce que je Vous écris encore, n'est pas même le quart de ce que j'aurais à Vous dire dans un entretien direct et confidentiel.

J'ai évité de voir Monsieur Wagner, pour ne pas donner lieu à des interprétations inutiles et peut-être

*) Siehe die folgenden Beilagen 1 und 2.

même nuisibles. Cette précaution m'a paru d'autant plus nécessaire, que Monsieur Wagner s'étant adressé (faute de prévoyance de ma part) à Monsieur Rasty, qui n'avait pas la moindre idée de l'objet et du but de sa mission, j'ai été obligé de montrer un air d'indifférence, pour ne pas éveiller sa curiosité. Tout a été cependant réparé, et je suis sûr que l'arrivée de Monsieur Wagner n'a été connue de personne dans la ville.

Quant à ce qui regarde les nouvelles de Constantinople, je crois que les rapports autrichiens sont bien plus exacts, que ceux de Monsieur Liston, qui me paraissent tout à fait exagérés. Il est vrai, que les dernières démarches du Baron Stroganoff sont très-embarrassantes pour la Sublime Porte, qui se voit obligée de donnér une réponse prompte et catégorique aux propositions de la Cour de Russie, ou bien de suspendre les négociations; mais je ne crois pas que le but de ces démarches soit la provocation d'une guerre contre la Porte.

Vous connaissez très-bien, que le système adopté par la Porte était celui de la temporisation. Ce système aurait été sans doute le plus prudent et le plus sage dans le cas, que les affaires générales de l'Europe eussent présenté un aspect différent, et qu'elles eussent pu donner à la Porte l'espoir de se trouver bientôt dans le cas de finir avec avantage les négociations. Dans toute autre supposition une temporisation mal combinée et très-mal exécutée ne pouvait que mettre de l'aigreur entre les deux Cours, et gâter les affaires. Sa Hautesse n'approuvait pas jusqu'à un certain temps ce système de temporisation adopté par le ministère. Elle était même disposée

il y a quelques mois à faire des ouvertures secrètes envers le Cabinet de Vienne, se rapprocher de Lui, et de le consulter sur différents points relativement aux négociations, mais les intrigues de Ministère ont prévalu de manière qu'il ne restait plus dernièrement aucun espoir de ramener Sa Hautesse à ce principe salutaire.

Mon opinion particulière, avant même le commencement des négociations, était que la Sublime Porte ne fît aucune difficulté d'accepter les propositions de la Cour de Russie, qui auraient été basées sur le texte des traités, et qu'Elle prévint même les représentations de cette Cour par une prompte réparation de tout ce qui a été fait en contravention du Traité de Bukarest, enfin de Lui ôter tout prétexte de faire de nouvelles propositions, et de les soutenir par le droit de la réclamation des restitutions à faire. Cette marche était, à mon avis, la seule que la Porte devrait suivre pour parvenir à rejeter sans aucune crainte toute proposition, qui n'aurait pas été conforme au texte du Traité de Bukarest, et fondée sur les stipulations existantes entre Elle et la Cour de Russie, mais Elle a pris une route tout à fait opposée; Elle a commencé par l'affaire de la démarcation sur le Danube; Elle a fait une petite cession par dessus de ce que le Traité de Bukarest prescrivait; Elle a voulu gagner du tems par cette négociation, et Elle n'a pas songé à faire d'Elle-même les réparations que la Russie exigera maintenant par la force du droit.

Maintenant le but des démarches de la Cour de Russie est (à ce que je crois) ou de finir d'une manière avantageuse ses négociations avec la Sublime Porte, ou

bien de les suspendre à une autre époque plus favorable; car pour le moment je suis presque persuadé, que la Russie n'est point disposée à faire la guerre. Dans l'un ou l'autre de ces deux cas je ne vois aucune chance favorable pour la Porte, grâce au système adopté par son ministère; mais la suspension des négociations me paraît le cas le plus dangereux pour la tranquillité future de l'Europe, et par conséquent pour celle de la Turquie.

Si les négociations ne sont point suspendues, ce qui me paraît le plus probable, d'après la marche des choses à Constantinople, il est sans doute évident, que les affaires des deux Principautés formeront un point essentiel dans ces négociations; mais je ne vois pas comment la durée de mon Gouvernement pourra y être décidée; je connais combien Vous Vous y intéressez, mon cher de Gentz, et c'est pour cette raison que je ne dois pas Vous dissimuler, que je désire la prolongation de mon Gouvernement, mais je ne vois aucun moyen de pouvoir la réaliser dans un moment, où le Ministère ottoman entraîné par la passion, par la haine, et je ne sais pas par quels autres motifs de cupidité, rend si peu de justice à mes services, et méconnaît tellement ses propres interêts, qu'il tâche de me faire abdiquer même avant le terme septénaire. Ainsi donc toute idée de prolongation de mon administration par le consentement de la Sublime Porte devient illusoire. La Russie, quoique persuadée des effets salutaires et des avantages de cette prolongation pour un Pays dont Elle se déclare protectrice, a cependant des intérêts majeurs à régler avec

la Sublime Porte, et Elle se passera bien d'une question, qui ne Lui présente qu'un intérêt secondaire. Peut-être serait Elle encore moins disposée à soutenir cette proposition, si Elle voit que la Cour d'Autriche y prend un interêt réel.

Je suis dans la même conviction avec Vous, que la prolongation de mon gouvernement convient beaucoup à la Cour de Vienne, et je ne Vous dissimule pas qu'Elle m'est aussi d'une très-grande nécessité, surtout dans les circonstances actuelles; mais je le répète encore, je ne vois aucun moyen de l'effectuer du consentement, ou bien sans le consentement même de la Sublime Porte; c'est-à-dire d'une négociation longue et agitée, et si les sentimens de Votre amitié et de Votre attachement pour moi Vous portent, mon cher de Gentz, à agiter cette question dans telle circonstance, qui Vous paraîtrait comme la plus favorable, prenez bien garde, au nom de Dieu, de ne pas éveiller contre la Cour de Vienne et surtout contre moi les soupçons de la Cour de Russie, et l'animadversion de la Sublime Porte.

Veuillez bien agréer, mon cher ami, l'assurance etc.

Beilage 1.

ad 30 juni 1818.

Si je pouvais m'entretenir directement avec Vous, je Vous aurais exposé mille autres particularités concernant ma situation actuelle. Ces circonstances sont si compliquées, qu'il m'est impossible de les exposer par écrit:

ce que je dois Vous dire seulement c'est que ma perte est certaine, si je retourne à Constantinople: mes ennemis l'ont proposée de longue main, et il ne manque que la décision du Sultan, qui sera entraîné tôt ou tard.

Voici une digne récompense de mes longs et fidèles services, grâce à mes persécuteurs; il ne me reste donc aucun autre moyen de salut que celui de ma retraite. C'est un sacrifice bien douloureux pour moi sans doute que de renoncer à jamais à ma patrie, le plus cher objet de mes affections; mais j'y suis enfin obligé par des circonstances impérieuses, et ma retraite est décidée, coûte qui coûte. C'est pour la manière de pouvoir l'effectuer paisiblement, que j'ai besoin de Vos conseils et de Votre assistance; vous ne les refuserez pas sans doute à un ami pour lequel Vous avez montré tant d'attachement dans toutes les occasions.

Je veux savoir si en effectuant ma retraite sans la connaissance et la permission préalable du cabinet de Vienne, on ne me refuserait pas le passage jusqu'en Suisse ou en Italie par les Etats Autrichiens; dans ce cas, et si Vous pouvez être certain qu'on ne m'obligera pas de retourner en Turquie (ce qui serait me livrer entre les mains de mes bourreaux), je crois inutile de faire la communication de mon projet même à Son Altesse le Prince de Metternich, et je Vous prie de le déposer au fond de Votre coeur en me donnant seulement une réponse affirmative sur la possibilité de l'exécution de ma retraite sans la moindre crainte.

Mais si Vous croyez que je dois absolument être muni d'une permission préalable, alors je Vous prie de mettre sous les yeux de Son Altesse le contenu de mes dépêches, et de faire Votre possible pour m'obtenir cette permission.

Il est possible, que des considérations politiques suspendent pour un moment la décision de Son Altesse, mais je suis sûr que Vous ferez tout pour surmonter toutes les difficultés. Vous voyez, mon cher ami! qu'il s'agit de ma propre existence et de celle de toute ma famille et des miens, ainsi il n'y a aucun sacrifice, que je ne ferai, pour me voir en lieu de sûreté. Je compte beaucoup sur Votre amitié, c'est d'elle, que j'attends mon salut.

Beilage 2.

ad 30 juni 1818.

L'amitié que Vous m'avez témoignée, et l'intérêt que Vous avez toujours pris sur tout ce qui me concerne particulièrement, m'ont décidé, mon cher et digne ami, de Vous ouvrir mon coeur, et à Vous dévoiler un secret, dont dépend peut-être mon existence et celle de ma famille. Votre loyauté, Vos sentimens d'honneur, et l'amitié et l'attachement sincère que Vous m'avez voués, me sont assez connus, pour être persuadé que Vous le déposerez au fond de Votre coeur, et que dans cette conjoncture délicate Vous Vous empresserez de me rendre le service le plus important de tous ceux que Vous m'avez

rendus, en concourant par tous les moyens en Votre pouvoir à l'accomplissement de mes voeux, et en contribuant par là à mon propre salut.

Vous devez savoir, mon cher, qu'avant ma nomination présente à la Principauté, je jouissais de la faveur particulière du Grand Seigneur: elle était cependent inconnue à tous les principaux M^res^ qui m'estimaient pourtant, et me consultaient particulièrement. Depuis ma nomination, cette faveur ne pouvait plus être cachée, et il y a eu même des occasions, où elle s'est manifestée trop publiquement pour être ignorée; la plupart des employés de la Porte ont enfin connu qu'il existait une correspondance secrète entre le Sultan et moi; plusieurs changemens ministériels et autres opérations m'ont été attribuées à tort; enfin soit par jalousie, soit par un effet de fanatisme religieux contre tout Chrêtien, qui jouit de quelque confiance auprès du Sultan, ils m'ont voué une haine implacable; j'ai lutté jusqu'à un certain temps contre tous avec avantage, parce que j'ai su ménager les bonnes grâces du Souverain par le moyen des services importants, que je Lui rendais toujours, et parce que j'avais adopté le système trop usité en Turquie de prodiguer l'argent pour me soutenir et sauver mon honneur, mais je vois malheureusement que le nombre de mes ennemis s'accroît toujours, et que ni les services rendus au Gouvernement Ottoman, ni l'argent que je leur ai prodigné, ne pouvant prévaloir sur les intrigues et leur haine contre moi, je dois enfin succomber. Je connais trop l'astuce et la cruauté de mes ennemis pour ne pas prévoir qu'en marchant à Constantinople, j'y trouve-

rais l'échafaud qu'ils m'ont dressé de longue main, et auquel ils tâcheront de me conduire le plus tôt possible, et dans cette circonstance cruelle, je ne trouve qu'un seul moyen de salut, celui de me retirer avec ma famille en Europe, et me mettre en sûreté contre la rapacité, vu l'injustice d'un Ministère, que ni des services importants ni un dévouement sans bornes n'ont pu fléchir, ni faire pencher sa balance en ma faveur. Je connais *trop* la bonté sans exemple, la bienveillance et les sentiments d'humanité qui caractérisent Sa Majesté l'Empereur, je compte beaucoup sur l'amitié de S. A. le Prince de Metternich pour douter un instant, que je ne sois accueilli, si j'effectue ma retraite par Cronstadt; mais je ne veux point abuser ni des bontés de Sa Majesté, ni de l'amitié de Son Altesse, et dans ce cas urgent je m'adresse à Vous, mon cher ami, pour obtenir cette permission par l'intervention de Son Altesse.

Si des intérêts majeurs de politique et des engagements solemnels avec la Porte s'opposent à ce que je puisse obtenir un asile permanent dans les Etats de S. M. Impériale, je me retirerai en Suisse, ou à Rome, ou dans quelque autre Etat qui n'ayant point de relations avec la Porte, ne se verra nullement compromis vis-à-vis d'elle.

Ce que j'ai à Vous prier seulement, mon cher ami, c'est de vouloir bien Vous intéresser à ce que je puisse obtenir le plus tôt possible, par l'intervention de Son Altesse, la permission que je demande, car je sais que mes ennemis à Constantinople tâchent d'obtenir un ordre de Sa Hautesse, pour me faire abdiquer dans le mois pro-

chain, et dans cette circonstance je serai, absolument obligé d'effectuer ma retraite vers la fin du même mois; il me serait donc essentiellement nécessaire de pouvoir obtenir la permission de Sa Majesté Impériale, et un ordre secret aux Commandants des frontières avant la fin du mois d'août, afin que je puisse exécuter paisiblement ma retraite.

L'imminence du danger, et la position critique, où je me trouve, Vous indiqueront assez, mon cher Monsieur de Gentz, le degré de reconnaissance et d'obligation que j'aurai envers Son Altesse et envers Vous, et l'amitié sincère, dont Vous m'avez donné jusqu'ici des preuves si positives, Vous suggérera, j'espère, les moyens de me rendre un service dont dépend ainsi, que Vous le voyez, le salut de ma famille, le mien propre, et la conservation de notre existence.

LV.

Manuscerbato [45]) an Gentz (in Carlsbad).

Bukarest, ce 1 (13) juillet 1818.

Les liens d'amitié qui Vous unissent si étroitement avec Son Altesse Sérénissime Monseigneur le Prince, et les rares talens ainsi que les qualités personnelles qui Vous distinguent, auraient dû m'engager depuis longtems à rechercher Votre amitié et à me faire connaître de Vous.

Je saisis avec empressement l'occasion du retour de Monsieur Wagner pour réparer une faute, que je n'ai que trop connue et me recommander particulièrement à Votre amitié, que je désire et que j'apprécie d'autant plus que Vos relations et Votre correspondance continuelle avec S. A. Monseigneur le Prince m'ont procuré le bonheur de connaître particulièrement les mérites et les talens, qui Vous distinguent d'une manière si éminente.

J'ai eu l'honneur de connaître personnellement Monsieur Wagner, que S. A. n'a pas pu entretenir, pour éviter les interprétations qui auraient pu naître de cet entretien.

Je ne saurais Vous dire, si Monsieur Wagner part content d'ici ; c'est à Vous, Monsieur, de m'en avertir.

S. A. ayant appris, que Vous aviez remis à Monsieur Wagner cent cinquante ducats d'or, vient d'écrire à Monsieur le Baron Bellio de les payer à Votre ordre.

Veuillez bien accepter, je Vous en supplie, le petit souvenir, que j'ai l'honneur de Vous transmettre par Monsieur Wagner dans un paquet à part*).

*) Obenbemerktes paquet à part enthielt mehrere Manuſkripte von Bernſtein.

LVI.

Fürſt Caradja an Staatsrath von Hudeliſt.

Ce 23 août (4 septembre) 1818.

J'ai reçu la lettre infiniment obligeante que Vous avez bien voulu m'adresser en date du 19 du mois passé, ainsi que la lettre qui y était incluse. Vous pouvez être sûr, Monsieur, que du passage de Bakir Humadan *) d'ici, je ne manquerai pas de lui donner toutes les informations que Vous venez de me communiquer par ordre et de la part de S. A. Monsieur le Prince de Metternich et je suis persuadé d'avance que non seulement il en profitera comme de raison, mais qu'il sera infiniment reconnaissant de toutes les bontés que Son Altesse a eues pour lui.

Je Vous prie de vouloir transmettre par la voie la plus sûre la lettre ci-incluse pour Mr. de Gentz, et d'agréer l'assurance réitérée de la considération la plus distinguée avec laquelle j'ai l'honneur d'être, etc.

LVII.

Gentz an Fürſt Caradja.

Ce 23 août (4 septembre) 1818.

J'ai reçu avec le plus grand plaisir la lettre infiniment obligeante que Vous m'avez fait l'honneur de m'adresser d'Eger en date du 10 août, et je me suis empressé

*) Unter dieſem Namen floh Caradja aus Bukareſt.

de remettre immédiatement entre les mains de Son Altesse, Monseigneur le Prince, la lettre qui Lui était adressée. Vous verrez par la réponse ci-jointe le degré de l'obligation de S. A. envers Vous, et je me crois dispensé de faire une répétition qui me paraît inutile. S. A. a lu avec beaucoup d'intérêt tout ce que Vous avez bien voulu me communiquer relativement à l'union prochaine des Souverains, et au moyen de Vous faire parvenir directement et par la voie la plus sure les lettres, qui Vous seront adressées. La présente est envoyée par une estaffette et adressée à Monsieur de Hudelist, qui est prié de Vous la transmettre à Francfort où S. A. Vous croit déjà arrivé depuis quelques jours.

Nos affaires sont toujours dans le même état, c'est Vous dire assez, je crois, pour vous faire entendre, que nous ne restons ici pour quelques jours encore que bien malgré nous. Son Altesse Vous explique mieux tout ce que je Vous dis ici. D'après toutes les apparences Vous n'aurez qu'une ou tout au plus deux fois encore de nos nouvelles datées de Bukarest.

Veuillez bien agréer, je Vous prie, l'assurance renouvelée de la plus haute considération avec laquelle j'ai l'honneur d'être

Monsieur etc.

LVIII.

Fürst Caradja an Gentz.

Ce 23 août (4 septembre) 1818.

Votre dépêche m'a été exactement remise. Les sentimens que la lecture a éveillés dans mon âme, ne pen-

vent être que ceux de la plus grande reconnaissance et d'une obligation infinie envers S. A. Monseigneur le Prince de Metternich et envers Vous, qui avez bien voulu être auprès de S. A. l'organe de la communication de mes projets; veuillez bien lui exprimer le degré de ma gratitude pour l'intérêt, qu'Elle a bien voulu prendre pour moi et dont je ne connais que trop bien toute l'importance pour ne pas conserver ces mêmes sentimens de reconnaissance gravés dans le fond de mon âme, jusqu'au dernier moment de ma vie.

Je respecte également trop les conseils salutaires de S. A. pour ne pas suivre scrupuleusement la marche, qu'Elle a bien voulu me tracer. Le nom de Constantin ou bien celui de Apostoloki me servira de masque; je restreindrai le nombre de mes gens et de mes équipages, autant qu'il me sera possible; je tâcherai de gagner le plutôt possible la frontière Suisse en dirigeant ma marche par Cronstadt, Hermannstadt, Temesvár etc. etc., et ce n'est qu'après mon arrivée sur le territoire Suisse que je m'arrêterai, pour y attendre la communication des dispositions ultérieures, que S. A. voudra bien prendre en ma faveur. Sans un obstacle insurmontable, qui m'a obligé de rester ici, jusqu'à l'arrangement définitif d'une affaire de 750 mille piastres, que le pays doit à la Russie du tems de l'évacuation de cette Province par les armées Russes et dont le remboursement est actuellement exigé par cette Cour, j'aurais pu effectuer mon projet immédiatement après l'arrivée des passe-ports, qui m'ont été transmis plutôt que je n'attendais pas de la part de Monsieur de Hudelist; maintenant je suis obligé de retarder

encore de quelques jours mon départ, qui aura cependant lieu, j'espère, ou vers la fin de ce mois ou pendant les premiers jours du mois prochain.

Les dispositions du Ministère Ottoman envers moi sont toujours les mêmes: telles que j'ai l'honneur de Vous les exposer dans ma dépêche chiffrée; le nombre de mes ennemis augmente tous les jours; ils veulent me perdre en me croyant l'auteur de différentes scènes, qui me sont même inconnues. Partout ailleurs j'aurais pu me défendre contre mes accusateurs, car j'ai ma conscience parfaitement libre et ils n'ont aucune preuve pour soutenir leurs accusations; mais il n'est pas de même en Turquie; je connais mes hommes.

Ce qui est parfaitement ridicule c'est, ils prétendent, que toutes les démarches, que le Baron de Stroganoff a dernièrement faites auprès la Porte pour soutenir le terme septénaire des Principautés, ne sont que l'effet de mes investigations et de mes communications secrètes avec lui. Ils savent, qu'une calomnie pareille serait le moyen le plus sûr de me perdre dans l'esprit du Sultan; mais mon départ prochain les jettera sans doute dans des embarras cruels et ils se repentirent bien de la calomnie, qu'ils ont tenté contre moi, dans l'intention de me perdre.

Quant à Vous, Monsieur, je ne connais que trop les obligations, que j'ai envers Vous pour me permettre de Vous oublier un instant. Que me dites-Vous de mes souvenirs de Vous avant mon départ? Je Vous promets qu'avant et après mon départ, et en un mot, tant que j'existerai

dans ce monde, je serai envers Vous le même, que j'ai été; les liens de notre amitié sont et seront indissolubles. Dans la lettre ci-incluse, que Vous voudrez bien transmettre à Monsieur Bellio, j'écris à celui-ci de remettre pour le moment à Votre disposition la somme de 2000 ducats; ils serviront à faciliter vos dépenses extraordinaires à Francfort.

Je suis très-charmé d'apprendre, que Vous ne quitterez point le Prince. C'est une grande consolation pour moi dans cette occasion. Veuillez bien remettre à S. A. la lettre ci-jointe; si je n'y ai pas exprimé assez le degré de me reconnaissance, completez, je Vous en prie, l'ouvrage. Vous connaissez mon coeur.

Agréez etc.

LIX.

Fürst Caradja an Fürst Metternich.

Ce 23 août (3 septembre) 1818.

Mon Prince!

Par la lettre que Monsieur Gentz m'a dernièrement adressée j'ai été très-particulièrement informé de l'intérêt que Votre Altesse a bien voulu prendre pour l'affaire que j'ai eu l'honneur de lui opposer (*sic*) dans ma lettre du 5. Ainsi que de ses dispositions salutaires en ma faveur et des ordres qu'Elle vient de donner au Commandant de Cronstadt pour faciliter en tout cas l'exécution de ma retraite par les Etats Autrichiens.

Il est vrai, que je n'ai jamais douté, mon Prince, des sentimens de Votre amitié bienveillante, qui m'assuraient d'avance Votre assistance dans les momens critiques où je me trouve; mais je ne dois dissimuler, que ce que V. A. vient de faire pour moi était au-dessus de mon attente; aussi ma reconnaissance est-elle à son plus haut degré; elle est gravée pour toujours dans le fond de mon coeur.

Veuillez bien accueillir l'expression sincère, mon Prince, avec cette bonté qui Vous distingue si éminemment, et à laquelle moi et toute ma famille nous devrons pour toujours notre vie et notre existence.

Je suivrai scrupuleusement tous les conseils que Votre Altesse a bien voulu me donner par le canal de Monsieur Gentz, que j'ai de nouveau prié, de porter à Sa connaissance l'expression de ma reconnaissance ainsi que l'assurance réitérée des sentimens de l'estime, et de la plus haute considération, avec laquelle j'ai l'honneur d'être etc. etc.

LX.

Fürſt Caradja an Gentz (in Aachen).

De la quarantaine de Tömös 5/17 octobre 1818.

Je suis enfin arrivé à la quarantaine de Tömös, où je me trouve depuis trois jours; j'espère d'en sortir demain, et d'arriver à Cronstadt, où je ne m'arrêterai que deux jours, pour continuer après la route qui m'a été

indiquée. Mon départ de Bukarest n'a eu aucune suite fâcheuse, ayant pris d'avance toutes les mesures nécessaires, pour assurer la tranquillité publique. Monsieur de Maurocordato m'a communiqué vos dernières dépêches. Je Vous suis infiniment obligé pour tout ce que Vous y avez bien voulu me communiquer relativement à l'état actuel des choses.

Je me réserve d'écrire à Son Altesse Monsieur le Prince de Metternich, après mon arrivée à Cronstadt ou à Hermanstadt. En attendant veuillez bien Lui offrir mes très-sincères remercimens pour la bonne réception qu'on m'a faite ici, et dans laquelle je ne vois qu'une marque très-évidente de l'intérêt qu'Elle a pris pour moi, et des ordres qu'Elle a donnés à cet effet, et agréez l'assurance réitérée etc. etc.

LXI.

Maurocordato an Genz (in Aachen).

De la quarantaine de Tömös, ce 5/17 octobre 1818.

Ce n'est que la veille de notre départ de Bukarest, que j'ai reçu la lettre infiniment obligeante que Vous m'avez fait l'honneur de m'adresser en date du 11 novembre; je me suis empressé de la communiquer à Son Altesse, qui inquiète de n'avoir point reçu de Vos nouvelles depuis un si long tems en a été charmé au dernier point.

Nous sommes depuis 3 jours à la quarantaine de

Tömös, où nous n'avons qu'à nous louer de la réception qu'on nous a faite; nous en partons demain.

Je compte de Vous écrire plus au long de Cronstadt, ou de Hermannstadt. L'espoir d'avoir un jour l'honneur de faire Votre Connaissance est la consolation la plus douce pour un homme, qui est inconsolable de se voir pour toujours séparé de ses parens, de ses amis et de sa chère patrie. Son Altesse se flatte de la même espérance; pour le moment je ne crois pas que nous pourrions fixer cette époque véritablement heureuse, qui dépendra probablement des circonstances. La lettre de change, dont vous me parlez dans votre lettre, à été acceptée et payée.

LXII.

Maurocordato an Gentz.

Hermannstadt, ce 19/31 octobre 1818.

Arrivé ici j'ai eu l'honneur de recevoir deux de Vos lettres, l'une datée du 4, et l'autre du 10 de ce mois. Je Vous suis infiniment obligé de tout ce que Vous avez bien voulu me communiquer, il m'a été cependant impossible de faire voir Vos lettres à Son Altesse, qui dans l'intention de gagner du chemin est déjà partie depuis quelques jours, pour Temesvár, en me laissant ici avec une partie de sa suite, qui a dû retarder à cause des maladies survenues même à plusieurs personnages de la famille de Son Altesse. Je compte partir demain ou après-demain tout au plus en poste, et il est à espérer

que je rejoindrai Son Altesse, avant son arrivée à Agram. Ce ne sera donc qu'alors que je pourrai lui communiquer les lettres que Vous m'avez fait l'honneur de m'adresser, et qui contiennent à la vérité des aperçus et des nouvelles très-intéressantes. Ce qui m'a étonné, et qui me paraît tout-à-fait inexplicable c'est de voir, que Vous n'aviez point reçu les lettres que Son Altesse vous a écrites du 23 août (4 septembre) et qui ont été expédiées de Bukarest par estafette à Monsieur de Hudelist qui était également prié de Vous les faire parvenir par la voie la plus prompte et la plus sûre. L'estafette avait été payée et expédiée par le canal de Monsier de Fleischhackel. Parmi Vos lettres il y avait aussi une lettre de Son Altesse pour Monsieur le Baron de Bellio, dans laquelle S. A. lui enjoignait de payer à Votre ordre 2000 ducats de Hollande, qui étaient destinés à faciliter vos dépenses à Aix-la-Chapelle. C'est vraiment d'une fatalité que ces lettres ne Vous soient pas parvenues à tems, ou que l'estafette que nous avons expediée soit totalement perdue; dans ce cas, la seule manière de remédier en partie est de Vous envoyer les copies des lettres de S. A. que j'ai heureusement gardées auprès de moi. Quand à la lettre adressée à Monsieur Bellio, n'en ayant point la copie, j'ai pris le parti d'écrire moi-même à Monsieur Bellio de l'informer de la lettre qui lui était adressée de la part de S. A. et qui a été apparemment perdue, et de l'engager à payer la somme de 2000 ducats à Votre ordre. Dès que je rejoindrai Son Altesse, j'aurai soin qu'une lettre de S. A. lui soit directement expédiée à Vienne, afin qu'il ne fasse aucune difficulté au paiement,

ce que je crois d'ailleurs impossible. C'est tout ce que je pouvois faire dans la situation où je me trouve. J'ai en attendant écrit à Monsieur de Fleischhackel en l'informant que notre estafette était apparemment perdue, et en le priant de vouloir bien faire les recherches nécessaires sur cette affaire. Cette lettre est adressée à Monsieur de Hudelist, qui est prié de Vous la faire parvenir par la voie la plus sûre. Comme mon paquet adressé à Monsieur de Hudelist a été remis à Son Excellence Monsieur le Commandant Général lui-même, j'espère que cette expédition ne subira plus le même sort que celle du 23 août (4 septembre). Je Vous supplie de vouloir bien agréer l'assurance etc.

P. S. N'ayant pas le tems de copier les pièces que j'ai cru nécessaire de Vous envoyer, vu que la poste est arrivée et qu'elle va être expédiée pour Vienne, je prends la liberté de Vous les envoyer en chiffons telles que je les avais gardées pour ma règle.

NB. Das Schreiben des Fürsten Caradja an Baron Vellio enthielt eine Anweisung auf 2000 Ducaten.

LXIII.

Fürst Caradja an Graf.

Gratz, ce 4/16 novembre 1818.

Monsieur Maurocordato m'ayant rejoint à Temesvár, m'a communiqué les dépêches, que Vous lui aviez adressées en date de 4 et 10 du mois passé.

Je Vous remercie infiniment du soin, que Vous avez eu de m'apprendre les nouvelles du jour. Monsieur Maurocordato m'a également observé, que, d'après le calcul, qu'il a fait, les premières lettres que j'avais adressées par estafette à Monsieur de Hudelist avant mon départ de Bukarest, afin qu'elles Vous soient transmises par la voie la plus sûre, et qui contenaient les réponses nécessaires à Vos dépêches chiffrées, avaient été perdues. Comme je suis du même avis, j'approuve parfaitement, ce que Monsieur Maurocordato vient de faire en Vous transmettant les copies de ces lettres.

Les mesures, qu'il a également prises pour la lettre adressée au Baron Bellio, sont parfaites; en attendant j'adresserai d'ici une autre lettre encore à ce dernier pour appuyer celle de Monsieur Maurocordato, qui sera toujours valable pour la somme de 2000 ducats. Les jours, que j'ai dû rester à la quarantaine, et les maladies survenues à plusieurs personnes de ma famille ont dû retarder ma marche. C'est une faute bien involontaire, ou pour mieux dire un malheur, qui a probablement motivé l'envoi de Monsieur de Paspach. Il m'a trouvé à Temesvár, prêt à partir le lendemain de son arrivée. Pour le moment je me trouve à Gentz. Si pour arriver à cette ville je n'ai pas exactement suivi la route, que Vous m'aviez tracée, c'est que j'aurais dû perdre trois jours de plus, et que Monsieur de Paspach m'a assuré, qu'il serait indifférent que je prisse la route de Peath ou d'Agram, pourvu que je puisse arriver un moment plutôt à Graetz. Au reste je ne suis resté qu'une seule nuit

à Pest, malgré le mauvais état de la santé de mon épouse, dont Monsieur de Posspach a été témoin.

Je ne resterai aussi qu'un seul jour à Gratz et je partirai pour Innspruck, d'où je gagnerai facilement les frontières Suisses pour éviter tout ce qui pourrait compromettre les intérêts de la Cour Impériale, j'ai résolu d'avancer jusqu'à Génèves et d'y passer l'hiver, c'est de là que je continuerai de Vous écrire et que je m'adresserai encore au Prince de Metternich pour demander de nouveau les conseils et son assistance dans tout ce qui regarde la fixation de mon séjour dans l'avenir. Il serait inutile de Vous dire, que dans cette occasion encore je compte beaucoup sur Votre amitié. Je désirerais bien, qu'il soit possible de Vous voir personnellement, mois c'est un bonheur, auquel je n'ose pas beaucoup compter. D'après toutes les apparences je ne pourrai arriver à Génève avant la fin de ce mois. Je désirerais cependant, d'y trouver de Vos lettres, dans lesquelles Vous voudrez bien m'instruire la manière et le canal plus sûr de combiner notre correspondance. Monsieur de Passpach m'accompagnera jusqu'aux frontières, je profiterai de son retour pour écrire au Prince de Metternich. En attendant veuillez bien être encore pour cette fois auprès de S. A. l'interprète des sentiments de ma reconnaissance et de ma gratitude parfaite.

LXIV.

Maurocordato an Graf.

Gratz, ce 4 16 novembre 1818.

J'ai eu l'honneur de Vous écrire de Hermannstadt et de Vous envoyer les copies des lettres qui avaient été probablement perdues. Ce n'est que deux jours après que j'ai appris en chemin la mort de Monsieur Hudelist, et comme c'est à lui que j'avais adressé mes lettres, pour Vous les faire parvenir, je suis inquiet sur leur sort. C'est à Vous à me tranquilliser sur ce point. Ce qui est très malheureux, c'est que, si ces lettres venaient d'être perdues, je n'en ai point de Copies pour Vous les envoyer après.

Je Vous écris à la hâte. Son Altesse Vous écrit tout ce qu'il y avait de plus essentiel à Vous dire. Je me réserve de Vous écrire plus au long lorsque notre voyage cessera. Pour le moment je me contente de me recommander de nouveau à Votre amitié et de Vous prier de m'écrire souvent.

LXV.

Fürst Caradja an Graf.

Feldkirch, ce 21 novembre 1818.

Je profite de l'occasion sûre du retour de Monsieur Wagner pour Vous encore écrire, et pour remercier en

même tems Son Altesse le Prince de Metternich de toutes les bontés qu'il a eues pour moi, et Lui exprimer le degré de ma reconnaissance. Veuillez bien, je Vous en prie, être auprès de Son Altesse l'interprète des sentimens de mon dévouement et de ma gratitude. La crainte de compromettre Son Altesse en confiant ma lettre à la poste (surtout après la perte de l'estafette que j'avais envoyée de Bukarest, dans laquelle il y avait une lettre pour Son Altesse, ainsi que Vous devez être déjà informé, par les copies, qui Vous ont été envoyées par Monsieur Maurocordato) m'a obligé d'être plus attentif sur ce point. Je crois n'avoir rien à craindre en remettant la présente à Monsieur Wagner, à la personne duquel je sais déjà que Vous avez une confiance parfaite.

Dans la lettre, que je Vous ai adressée de Gratz, je Vous ai fait connaître les véritables raisons des retards, qui ont dû causer de la peine à Son Altesse et motiver les missions de Monsieur de Paasbach et de Monsieur Wagner. Je Vous supplie de vouloir bien en persuader Son Altesse et de m'excuser auprès d'Elle. Sans ces raisons, je serais déjà longtems hors de frontière, tandis que pour le moment il y a encore une partie de ma suite, qui n'a pas pu me rejoindre, et que je suis obligé de laisser en arrière.

Je compte de partir immédiatement pour Génève; ma résidence dans cette ville, éloignée des frontières Autrichiennes pendant tout l'hiver éloignera ou affaiblira au moins l'idée d'une connivence avec la Cour Impériale. En attendant je ne désire rien autant que la continuation

de notre correspondance, mais c'est à Vous d'en trouver le canal et les moyens et de me les indiquer.

J'attendrai avec la plus grande impatience de Vos nouvelles à Génève, et je serai toujours etc. etc.

LXVI.

Gentz an den Fürſt Metternich.

Wien, den 29. Februar 1812.

Ich habe ſo eben beyliegenden Brief des Soutzo erhalten, den ich E. Durchlaucht zur Vervollſtändigung der Acten überreiche. Da er bey E. D. unmittelbar ſeine vortreffliche Sache verfechten, und die Unterſtützung des mächtigen Grafen Golofkin angerufen hat, ſo kann ich mich von aller und jeder Beantwortung ſeines Briefes diſpenſiren. Die einzige merkwürdige Stelle iſt übrigens die, wo er bedauert, „que des considérations d'un plus haut intérêt l'ont empêché de se rendre à Vienne et de faire la connaissance d'un des ministres les plus éclairés de l'Europe", woraus man ſchließen ſollte, daß er ſeine Gründe gehabt hätte, Wien nicht zu berühren.

Wenn man übrigens bedenkt, wie dieſer ſtrafbarſte aller Verräther von den Ruſſen behandelt worden ſeyn muß, um heute noch in einem Tone zu ſchreiben, der nicht das leiſeſte Bewußtſeyn von Schuld anzudeuten ſcheint, — wenn man bedenkt, daß das ruſſiſche Cabinet ihn tout de bon nach Livorno oder Morea (?) ſchicken wollte, während das tiefſte Sibirien noch für ſeine Verbrechen eine Begnadigung geweſen wäre, — ſo empört ſich das menſchliche Gefühl, weniger noch gegen den verächtlichen Wicht,

als gegen ſeine treu und gewiſſenloſen Beſchützer; Gott ſey gedankt, daß nun wenigſtens Capodiſtrias ſchon en toutes lettres in allen Bierhauszeitungen ausgeſtellt wird; hoffentlich wird dies das Vorſpiel des feierlichen Prangers ſeyn, der dieſer Peſt von Europa früher oder ſpäter zu Theil werden muß.

Gtzh.

LXVII.

Fürſt Metternich an die Fürſtin Carolja (in Görz).

(Von Gentz concipirt.)

Vienne, ce 21 juillet 1822.

Madame!

La lettre que Votre Altesse m'a fait l'honneur de m'adresser conjointement avec Madame sa fille, n'a pas manqué l'effet qu'Elle à pu s'en promettre. Je connais, Madame, et j'apprécie trop les sentimens qui Vous l'ont dictée pour ne pas prendre une part sincère à la peine que Vous cause la situation, de Madame la Princesse Saxo; et quoique l'endroit qu'Elle habite soit un des plus agréables qu'Elle eût pu rencontrer dans son exil, je conçois qu'après tous les malheurs qu'Elle a éprouvés, Elle souffre de se voir dans un pays étranger séparée d'une partie de sa famille. Je conçois également, Madame, que Vous désirez La rapprocher de Vous dans les circonstances où Elle se trouve.

Aussi V. A. peut-Elle être bien persuadée, qu'autant qu'il sera en mon pouvoir je contribuerai volontiers à

satisfaire Sa tendresse maternelle, et à soulager le sort de Madame Sa fille; et si Madame de Suzzo ne désire que de se rendre à Florence, soit seule, soit avec une partie de ses enfans, Elle aura sans délai les passe-ports requis. Mais si Elle joignait à ce projet celui d'être accompagnée du Prince son époux, je regretterais de ne pas pouvoir seconder ses voeux à cet égard. Dans les circonstances présentes des objections majeures s'opposeraient à un département pareil, et il ne serait pas dans les intérêts du Prince lui-même de la désirer. J'ai tout lieu de croire que ces circonstances vont changer bientôt, et Votre Altesse me trouvera alors aussi disposé que je l'ai toujours été à concourir à tout ce qui peut être agréable ou utile à la famille de Mr. le Prince Caradja. J'ai donné en attendant les ordres nécessaires pour que les passe-ports soient délivrés à Madame la Princesse de Suzzo dans les termes ci-dessus indiqués, et c'est avec bien de plaisir, que je me vois à même d'offrir à V. A. cette nouvelle preuve de la très-parfaite considération, et des sentimens distingués, avec lesquels je je suis etc. etc.

ANMERKUNGEN.

1. Franz Maria Freiherr von Thugut, Leiter der auswärtigen Geschäfte in Oesterreich von Ende März 1793 bis März 1801. S. 1.

2. Das historische Journal, redigirt von Gentz. S. 1.

3. Fürst v. Reuss, k. k. Gesandter am preussischen Hofe. S. 1.

4. Ludwig Graf Cobenzl, k. k. Staats- und Conferenz-Minister, auch Hof- und Staats-Vizekanzler. S. 3.

5. Graf Rasumowski, russischer Bothschafter in Wien. S. 5.

6. Die Vorrede zu den Fragmenten. S. 9.

7. Es geschah aus Misstrauen, welches in amtlichen Kreisen gegen Gentz herrschte. So schrieb z. B. Cobenzl am 17. August 1803 an den damaligen kaiserlichen Bothschafter in Petersburg, Grafen Ph. Stadion, von ihm: Je n'ai jamais songé à l'employer dans les affaires ou à lui confier des secrets d'état; c'est seulement une bonne plume, dont on se réserve de disposer, et qu'on met en oeuvre lorsqu'on en a besoin selon les circonstances . . . . . S. 12.

8. Joh. Ph. Graf Stadion nach Cobenzl bis zum 6. October 1809 dirigirender Minister der auswärtigen Geschäfte in Oesterreich. S. 14.

9. Gentz ward auf des Ministers Haugwitz Begehren als Rathgeber in's preussische Hauptquartier geschickt, weil durch seine Vermittlung ein einverständliches Verhältniss mit Oesterreich sollte angebahnt werden. S. 16.

10. Das berührte Reglement, welches nie in die Oeffentlichkeit kam, war betitelt: Verfassung der Gesellschaft zur Uebung öffentlicher Tugenden, 1808. Um selbes zum Lesen zu erhalten, war strenge Vorschrift, folgenden Revers eigenhändig zu unterfertigen. „Ich der Unter„schriebene habe mich durch Handschlag dem Vereine zur „Uebung öffentlicher Tugenden verpflichtet, für den Fall, dass „mir die Gesetze und Zwecke desselben nach deren Bekannt„werdung nicht gefallen und ich ihm nicht beitrete, mich aller „Aeusserungen, besonders des Tadels darüber zu enthalten."

N. N. S. 24.

11. Franz Anton Graf v. Kolowrat-Liebsteinski, k. k. Gubernialrath und Stadthauptmann (Polizeidirector) in Prag, später Staats- und Conferenz-Minister in Wien. Höchst interessant wäre es, aus dem Nachlasse Kolowrat's dessen vollständigen Briefwechsel mit Gentz kennen zu lernen. . . S. 26.

12. Franz Freiherr von Hagen zu Alensteig, leitender Chef der obersten Polizei-Hofstelle bis zum J. 1817. Unter seiner Direction war Gentz völlig umgarnt mit Beaufsichtigungs-Massregeln. Metternich versäumte keine Gelegenheit, Hager's polizeiliche Nergeleien S. M. dem Kaiser gegenüber scharf zu tadeln. . . . . S. 26.

13. Joseph Graf Wallis, Oberstburggraf im Königreiche Böhmen, nachheriger Finanz-Minister; das bekannte Finanz-Patent vom 20. Febr. 1811 — traurigsten Andenkens — trägt seine Namens-Unterfertigung. Uebrigens war er das Urbild eines ehrlichen Finanz-Verwalters, in seinem Ressort ein wahrer Cato censorius — im Ausgaben bewilligen strenger und gewissenhafter, als es heute der idealste Reichstag sein könnte. Sehr bezeichnend in dieser Beziehung für seine Unabhängigkeit ist folgender Bericht, den ein hochgestellter Beamter der Staatskanzlei im J. 1812 an Graf Metternich über ihn macht: „Graf Wallis will keinen Heller zur Reparation der alten „Gewehre und Fabrikation neuer hergeben, obgleich die ganze

„Conferenz von der Nothwendigkeit davon überzeugt ist. Er „beklagt sich über die Ungarn, ich kenne aber keinen ge„fährlicheren Insurgenten als den Grafen Wallis. Er ist höchst „unzufrieden mit der wegen der Contributions-Rückstände „in Paris abgeschlossenen Convention. Il est complètement „fou: Gott gebe eine baldige Erlösung, sonst giebt es noch „Auftritte der unangenehmsten Art." Metternich und Wallis waren politische Gegner, hauptsächlich im J. 1812, als sich Oesterreich mit Napoleon gegen Russland verbündete. Die harten Finanz-Massregeln, die der Minister durch die damals gegebenen bejammernswerthen Umstände zu ergreifen sich wiederholt gezwungen sah — erpressten dem mitleidsvollen Herzen des patriarchalischen Kaisers Franz I oftmals den in der österreichischen Ueberlieferung bekannten Seufzer: Es ist schrecklich, wie ein' der Wallis druckt! S. 26.

14. Joseph von Hudelist, k. k. Hofrath, später Staatsrath in der Haus-Hof- und Staats-Kanzlei. S. 27.

15. Carl Graf von Zinzendorf, Comthur des deutschen Ritter-Ordens, Staats- und Conferenz-Minister. S. 28.

16. Am 6. October hatte Graf Stadion das Portefeuille des auswärtigen Amtes, nachdem er es schon einige Wochen früher provisorisch gethan hatte, definitiv niedergelegt — am 7. October wurde Graf Metternich damit betraut. Ausführliches hierüber findet man in der Anmerkung 18. S. 33.

17. Um sich über die damals in den höheren Kreisen herrschende Stimmung: ob Krieg oder Frieden? eine wahrheitsgetreue Vorstellung machen zu können, mag folgender Brief einer hochgebildeten Dame, der Fürstin Anna Schwarzenberg an ihren Gemal den Fürsten Carl Schwarzenberg (Feldmarschall) Zeugenschaft ablegen. Nebst mehreren andern Familien hatte die hohe Dame während der Besetzung Wien's durch die Franzosen in Gödöllö bei dem mit ihr nahe verwandten Fürsten von Grassalcovich Aufenthalt genommen. Sie schreibt am 28. Juli 1809 von dort folgendes: . . . ne me parle pas de tes peines, n'y

employons plus ni plume ni expressions, qui n'expriment plus rien de ce qui se trouve dans nos coeurs, je veux croire, que cela appartient à un autre monde; je comprends la gloire des martyrs; plus ma peine se sent profondément et plus je m'en fais gloire, je veux la rendre éternelle. Je m'enfoncerai dans l'extrémité du passé pour rompre tout le commerce avec le présent et l'avenir, on me rejettera comme brute, ce mépris sera juste, je ne m'en plaindrai pas, mais toi, mon cher ami! me comprendras-tu de même? On m'a dit que cette négociation de soi-disante paix t'a été destinée; comme je suis honteuse du genre humain, ma philosophie se plait à croire qu'il ne dirige plus rien, je vois de l'extraordinaire dans tous les événemens; nos malheurs n'ont pas été dans le cours naturel des choses; il y a eu du surnaturel dans la manière dont tu as échappé à souiller ton nom; enfin je n'ai plus qu'un seul voeu terrestre, c'est: que cet anéantissement que par lâcheté nous appelons paix, devienne un anéantissement complet; je veux qu'on m'accorde le repos de la mort, plus d'existence politique — denn das ewig am Pranger stehen ist das fürchterlichste in der Natur, quand j'entends dire ces gens patients — und die noch etwas auf ihren durchdringenden Geist sich zu guten halten, vous verrez, nous aurons encore une paix assez passable, alors je pense à cette race de Sodome, und ich möchte zur Salz-Säule werden. Sauve-moi de ce désert, je t'en prie, la vie avec les richards à cette époque devient tout à fait ungeniessbar. S. 34.

18. Joseph von Buol, Herr zu Mühlingen, k. k. Gesandtschafts-Secretär in Dresden, stand in sehr regem Verkehr mit G. und dessen nahen Freunden. S. 36.

19. Ein der Wirklichkeit entsprechenderes und klareres Bild über die Verhandlungen und das Zustandekommen des Wiener oder Schönbrunner Friedens vom 14. October 1809 lässt sich kaum bieten, als dies in dem folgenden Aufsatze geschieht, der sich unter den Privat-Papieren eines

deutschen Diplomaten vorgefunden hat. Der Hergang der traurigen Negociationen wird darin in so bündiger, anschaulicher Weise geschildert, dass nicht der leiseste Zweifel darüber obwalten kann, der Aufsatz sei unter dem frischesten Eindruck des kürzlich in nächster Nähe Mit-Erlebten niedergeschrieben. Zur Erklärung der Gentz'schen Briefe aus dem Jahre 1809 (nach dem 20. April) schien die Veröffentlichung dieser Privat-Aufzeichnung im Interesse der österreichischen Geschichte von hoher Wichtigkeit. S. 37.

Précis de la marche des négociations qui ont amené le traité de Vienne.

La première idée de négocier est née peu de jours après les malheureux combats qui ont précédé le passage du Danube à Ratisbonne. Dès le soir de la fatale affaire d'Ekmühl (22 avril) l'archiduc Charles envoya un courier à l'Empereur qui se trouvait alors à Schärding, pour Lui annoncer son projet de passer le Danube et il ajouta à son rapport une postille dans laquelle il était dit, que tout le succès de cette guerre ayant été calculé sur une première victoire qui avait manqué, S. M jugerait dans sa sagesse, s'il ne serait pas prudent de tenter les voies d'un accommodement avant que l'ennemi ne mette le pied dans nos états et tant que les avantages remportés en Italie et la possession du Tyrol permettaient encore de lui offrir des objets de compensation. Il reçut une réponse assez vague dans laquelle, tout en déclarant que l'Empereur ne Se croyait point reduit encore à faire de propositions de paix, on consentait cependant à ce que l'archiduc en articulât en son nom et pour autant que cela ne pourrait avoir lieu sans compromettre la dignité de l'Empereur. Sur cela l'archiduc adressa le 29 avril une lettre à l'Empereur Napoléon qui resta sans réponse.

Quinze jours après la bataille d'Aspern l'Empereur Napoléon chargea le Comte Pergen (l'un des commissaires restés

à Vienne par l'administration française) de se rendre au quartier général autrichien sous différens prétextes assez plausibles et d'insinuer à l'Empereur et à ses entours, que la paix ne serait ni impossible ni même aussi difficile qu'on paraissait le voir. On tint plusieurs conférences à la suite de ces insinuations et l'archiduc vota toujours pour des tentations de paix — mais l'avis de l'Empereur et du Comte Stadion l'emporta et on ne prit aucune mesure pour engager une négociation.

Peu de jours avant la bataille de Wagram l'archiduc envoya au quartier général français le Général Comte Weissenwolf pour traiter de l'échange des prisonniers et pour sonder de nouveau les dispositions de l'ennemi par rapport à un arrangement pacifique. Mais Mr. de Weissenwolf arriva au moment où tout était prêt pour un nouveau passage du Danube et sa commission resta sans effet.

Le lendemain de la bataille de Wagram (7 juillet) l'Empereur se trouvant à Ernstbrunn (entre Wolkersdorf et Hollabrunn) il y eut de longues conférences entre Lui, le Comte de Stadion et le Comte Metternich. Celui-ci venait de faire part de plusieurs propos que Champagny et le Général Savary lui avaient adressés lors de son passage par Vienne pour lui insinuer que l'Empereur Napoléon prêterait volontiers l'oreille à des ouvertures pacifiques. L'Empereur François crut devoir profiter de cet avis et l'ordre fut donné au Prince Jean de Liechtenstein de se rendre auprès de l'Empereur Napoléon pour proposer la paix. Lorsque cette résolution eut été prise, le Comte Stadion, sans toutefois l'avoir combattue, déclara à l'Empereur que tant que dureraient les pourparlers pour la paix il croyait sa présence inutile et même nuisible. Sa Majesté se rendit en Hongrie accompagnée du Comte Metternich, le seul diplomate qui fut alors à sa disposition. Le Comte Stadion, persuadé qu'il n'y avait plus rien à faire, alla trouver sa famille à Prague.

Le Prince Liechtenstein, après beaucoup de détours qu'il avait fait pour trouver Napoléon, le rencontra enfin devant

Znaym dans la nuit du 11 au 12 juillet et s'acquitta de sa commission. Il fut reçu avec beaucoup d'humeur. Il parait vraiment que le héros de la France ait conçu un moment — après la bataille de Ratisbonne où il croyait l'armée autrichienne détruite — l'idée de dissoudre la monarchie autrichienne. C'est de cette époque que datent ces bulletins violens dirigés contre ceux qu'il appelait les Princes de la maison de Lorraine, l'invitation à la nation hongroise de se choisir un roi indépendant et plusieurs autres actes d'un caractère peu équivoque. La bataille d'Aspern l'avait fait revenir de cette idée — celle de Wagram changea peut-être encore une fois sa manière de voir, on sait ce qu'il ait voulu jouer la comédie, il débuta par annoncer au Prince Liechtenstein dans sa première audience: Qu'il ne ferait plus de paix avec l'Autriche. Il ne lui parla que de partager la monarchie, de l'établissement de plusieurs états indépendans formés de ses débris, enfin de l'abdication de l'Empereur François — comme de la seule condition préalable qui l'engagerait à entrer en négociation. Le Prince Liechtenstein se borna à lui répondre que tous ces projets étaient tellement étrangers à sa mission, qu'il ne se permettait pas même de les discuter. Cette entrevue finit ainsi sans avoir produit aucun résultat.

L'armistice de Znaym, quoique signé presque en même instant, n'avait cependant rien de commun avec les pourparlers. L'archiduc se crut autorisé à cet armistice par la situation générale des choses et surtout par celle de son armée, après les pertes qu'elle avait faites à Wagram, et depuis pendant une retraite pénible de quatre jours terminée par le glorieux mais sanglant combat de Znaym.

L'Empereur n'eut la nouvelle que le 16 juillet à Comorn, et malgré sa résolution de traiter la paix, se refusa longtems de la sanctionner. L'archiduc à son tour, lorsqu'il signa l'armistice, était à peine instruit de la démarche dont on avait chargé le Prince Liechtenstein.

Celui-ci ayant fait après l'entrevue de Znaym une course dans ses terres en Moravie, se rendit à Vienne pour retourner de là à Comorn où l'Empereur son maître s'était établi. Il se fit annoncer à Napoléon. Il lui dit qu'il venait simplement pour savoir s'il avait quelque ordre à lui donner pour l'Empereur, l'espoir de s'entendre se trouvant à peu près évanoui par la manière dont ses ouvertures avaient été accueillies. C'est alors qu'à son grand étonnement Napoléon changea subitement de ton et lui annonça que malgré le peu de confiance que lui inspirait la conduite de l'Autriche, il voulait encore une fois se prêter à la paix, qu'il la ferait même à des conditions très modérées, qu'il ne demanderait qu'un sacrifice équivalent à celui que l'Autriche avait fait à la paix de Pressburg. Il ajouta, si l'Empereur pouvait se résoudre à abdiquer la couronne en faveur d'un autre Prince de sa maison, il adoucirait encore des conditions, et que, s'il voulait la transférer au Grand-duc de Würzburg il restituerait la monarchie dans son intégrité. A la suite de ces explications l'Empereur fit connaître à Napoléon par une lettre du 1ⁿ juillet qu'il avait nommé le Comte Metternich et le Général Nugent plénipotentiaires pour traiter de la paix. Napoléon répondit le 22 qu'il avait nommé Mr. de Champagny de son côté. Cette réponse était accompagnée d'une note que ce dernier adressait au Ministre des affaires étrangères de l'Empereur, et dans laquelle se trouvaient articulées trois conditions préalables de la négociation qui allait s'ouvrir. Ces conditions étaient:

1° la suppression de l'institution de la Landwehr,

2° la réduction de l'armée de ligne à la moitié de ses cadres actuels,

3° l'expulsion du service de l'Autriche de tous les Français soit de l'ancienne France soit des pays qui depuis ont été réunis.

Le Comte Metternich ne tâcha d'abord que d'écarter ces conditions préalables, mais dans une longue note de Mr. de

Champagny du 3 août on y insista avec beaucoup de force. Le Lieutenant-Général Comte Bubna fut envoyé à Vienne pour représenter à Napoléon et à ses Ministres qu'on ne refusait point de discuter leurs préliminaires, mais qu'il était absolument impossible d'y souscrire avant la négociation. Enfin ce point fut emporté et les conférences s'ouvrirent à Altenburg le 17 août.

Les susdites conditions préalables reparurent d'abord — on les éluda par des explications générales. Champagny produisit alors la base des cessions territoriales que son gouvernement exigeait de l'Autriche.

Cette base était — l'Uti possidetis de la ligne de démarcation de l'armistice de Znaym — où un système d'échange et de compensation fondé sur cette base. C'est-à-dire que la France prétendait envisager comme pays conquis toute la partie de la monarchie autrichienne que ses troupes occupaient militairement depuis le 12 juillet et attendait que les plénipotentiaires d'Autriche désignassent les provinces, qu'ils voulaient racheter en proposant des équivalens à cet effet. La valeur de cet Uti possidetis fut estimée par le négociateur français à 8 où 9 millions de population. Les plénipotentiaires autrichiens déclarant cette base de négociation absolument inadmissible sommèrent le négociateur français de spécifier plutôt les objets qui devaient former les sacrifices de l'Autriche. Il en résulta une singulière discussion, qui se prolongea pendant plusieurs séances. Mr. de Champagny sans jamais renoncer à son Uti possidetis et affectant toujours de se réserver d'autres propositions, qui en rempliraient toute l'étendue, articula successivement les objets suivans comme ceux que l'Autriche devait céder pour obtenir la paix. Le pays de Salzburg, la haute Autriche jusqu'à l'Ens, la Carinthie, la Carniole suivrait le cours de la Save jusqu'aux frontières de la Bosnie, enfin les trois cercles de Leitmeritz, Saatz et Elbogen en Bohême. Outre cela, les pays occupés par l'armée Russe et les troupes Saxonnes devaient être l'objet d'une discussion particulière se

compenser entre eux et former un Uti possidetis à part sur une base juste et modérée. Les plénipotentiaires autrichiens offrirent par contre la cession du pays de Salzburg et de cette partie de la Gallicie occidentale, qui est comprise entre le Bug et la Vistule ajoutant que c'était à cela que se bornaient les sacrifices que l'Empereur pourrait faire en faveur de la paix. Cependant ils proposèrent encore la cession d'une autre partie de la Gallicie occidentale (de celle comprise entre la Vistule et la Pilica) pour le cas que le Gouvernement français voulut restituer le Tyrol. Mr. de Champagny n'hésita point à rejetter ces propositions en déclarant qu'il n'était nullement autorisé à traiter sur une base pareille.

Tel était le point, où se trouvait la négociation dans les premiers jours du mois de septembre. L'Empereur en la confiant au Comte Metternich lui avait fait clairement entrevoir, qu'il n'en attendait pas un résultat pacifique et qu'il ne s'agissait que de gagner du tems et de satisfaire l'opinion publique par l'évidence de l'impossibilité d'un accommodement. Dans cet état de choses Mr. de Metternich écrivit à l'Empereur qu'à moins d'adopter des nouveaux principes pour la continuation des stériles conférences le moment paraissait arrivé où il fallait dénoncer l'armistice et donner à la négociation un caractère prononcé et decisif.

Dans ces entrefaits le Comte de Stadion avait offert provisoirement sa démission, que l'Empereur ne voulut jamais accepter. Une correspondance très vive s'était engagée à ce sujet. Le Comte Stadion résista à plusieurs instances que l'Empereur lui fit pour le déterminer à revenir de Prague à Comorn. Il représenta avec beaucoup de force, que, si la reprise des hostilités n'était pas devenue obsolument impossible, elle était au moins hérissée de difficultés et de dangers, que pour en venir à bout il faudrait un degré d'énergie que l'on chercherait en vain soit dans les événemens passés, soit dans les dispositions actuelles, et qu'il croyait positivement prévoir

que, quelque fut le langage, ou même l'intention du moment, l'Empereur finirait par se soumettre à la paix, et pour la conclusion de laquelle on n'avait besoin ni de son arrivée ni de ses services. L'Empereur persista à répondre qu'après la tournure que les négociations avaient prise, il ne pouvait pas être question de paix, qu'il ne songeait qu'aux mesures les plus rigoureuses et que la présence du Comte Stadion était indispensable pour l'exécution de ces mesures. Il exigea enfin son retour dans des termes si péremtoires, que le Comte Stadion — sans se tromper sur l'issue — ne crut plus pouvoir résister sans manquer directement à son devoir. Il arriva le 4 septembre à Dotis.

Il ne lui fallut que très peu de jours pour voir ses pressentimens réalisés. Le premier moment critique produisit déjà une partie de ce qu'il avait prédit. L'Empereur écrivit le 6 septembre une lettre à Napoléon pour se plaindre du peu de progrès que la négociation d'Altenburg avait fait et des conditions insupportables, que Mr. de Champagny mettait en avant. Cette lettre fut portée à Vienne par le général Bubna. Napoléon entra avec lui dans des explications longues et curieuses. Il n'eut pas beaucoup de peine à lui prouver que les retards au moins, dont se plaignait l'Empereur, ne pouvaient pas lui être imputés, puisque son Ministre avait aisément énoncé ses prétentions, tandis que les plénipotentiaires autrichiens étaient encore à présenter un contre-projet tant soit peu susceptible d'être discuté. Quant au fond, quant à la rigueur de ses demandes, il s'en justifia par les mêmes argumens, dont le vainqueur se sert toujours contre les vaincus, il se relâcha cependant sur des points essentiels. Il fit entièrement tomber le projet de l'Uti possidetis, ajoutant même que cette base de négociation n'était qu'une plaisanterie imaginée par Mr. de Champagny, il n'insista pas non plus sur l'ensemble des cessions territoriales spécifiées par ce ministre dans le cours des conférences, et il finit par déclarer que ses demandes se

bornaient à une population de 1600 mille âmes sur la frontière de l'Inn et de l'Italie et à la cession d'à peu près 2 millions d'âmes en Galicie. Le choix des pays à céder devait plus au moins dépendre de l'Autriche — il ne désignait que le littoral de Trieste, et lorsque le Général Bubna entreprit de le faire fléchir sur cet article, il s'épuisa en remontrances à ce sujet en lui opposant que pour l'intérêt commercial de l'Autriche le littoral de Fiume était suffisant. Il est possible que, si ce jour-là Mr. de Bubna avait été autorisé à entrer dans quelque stipulation positive, la perte de Fiume eût été épargnée à la monarchie.

A la suite de ces entretiens Napoléon adressa à l'Empereur sa lettre du 15 septembre [a]) qu'il annonçait lui-même comme son ultimatum.

L'Empereur répugnait si fort à l'idée d'accepter un ultimatum, qu'il fit au Général Bubna un accueil très froid à son retour, et ne parut occupé que de la dénonciation instantanée de l'armistice. Une réponse fut rédigée dans ce sens. Le lendemain elle fut discutée de nouveau arrêtée, rejetée, modifiée à plusieurs reprises. Enfin on renonça encore une fois au projet de dénoncer l'armistice et on se contenta de protester contre l'ultimatum dans de termes extrêmement modérés. Le Général Bubna fut dépêché à Vienne le 20 septembre avec cette réponse.

Pendant son absence il y eut des moments où on aurait dit la guerre inévitable. On fit rédiger des manifestes et des proclamations. Les personnes les plus initiés s'y trompèrent. La distance entre l'ultimatum de Napoléon et les offres des Plénipotentiaires autrichiens était réellement si grande que ceux même qui connaissaient la réponse du 20 septembre [b]) ne concevaient guère comment il pourrait y avoir un rapprochement. Les autres étaient tous persuadés que cette réponse portait la rupture de l'armistice.

---

a) Siehe Beilage I, Seite 168.
b) Siehe Beilage II, Seite 170.

Le Général Bubna en arrivant à Vienne y trouva un grand changement. A son voyage précédent tout n'avait été pour lui que douceur et condescendance. Cette fois-ci il put à peine se faire écouter. Napoléon avant même d'avoir lu la lettre de l'Empereur se mit à lui réciter une très longue épître qu'il avait composée lui-même la veille de l'arrivée de Mr. de Bubna et qui abondait en déclamations passionnées contre les ministres qui trompaient l'Empereur etc. Au milieu de cette audience orageuse il lui annonca qu'ayant réfléchi de nouveau sur la nécessité de lier les possessions d'Italie par l'occupation de toute la côte de l'Adriatique il avait vu, qu'il ne pouvait laisser à l'Autriche ni Fiume ni aucun autre débouché maritime, et qu'il en était si fort pénétré: „Que, s'il n'y avait pas de guerre sur pied, il la ferait pour s'assurer de cet objet".

Le lendemain 22 septembre une autre entrevue plus calme eut lieu. Napoléon fit savoir à Mr. de Bubna, qu'il avait anéanti cette lettre violente, dont la lecture l'avait tant alarmé la veille. Mais pour le fond de la question rien ne changea. Il déclara, qu'il ne relâcherait plus de la largeur d'une ligne sur l'ultimatum du 15 septembre. Les efforts que fit Mr. de Bubna pour le ramener au moins par rapport à Fiume étaient tous inutiles. Napoléon en revint toujours à la position respective de deux armées — développant en détail ce que celle d'Autriche pourrait faire pour sortir de la sienne et ce qu'il ferait pour frustrer ses desseins. Il ajouta, qu'il était bien décidé à céder à l'Empereur l'honneur de dénoncer l'armistice et de donner à l'univers ce spectacle de démence inouïe, avant-coureur de sa ruine totale. Une circonstance digne d'être notée est, qu'il répéta dans des termes très formels la proposition faite auparavant, de restituer la monarchie dans son intégrité, si l'Empereur voulait transférer la couronne au Grandduc de Würzburg et qu'il chargea même

expressément Mr. de Bubna de communiquer cette proposition à l'Empereur.

Le Général Bubna arriva à Dotis le 24. Le résultat de son dernier voyage surpassait beaucoup en amertume celui qu'avait eu le précédent. Les motifs, par lesquels l'Empereur avait resisté jusqu'alors à l'ultimatum du 15 septembre, paraissaient considérablement renforcés. Ceux qui ne connaissaient pas à fond le caractère de ce prince devaient s'attendre à quelque résolution vigoureuse. Mais à la suite d'un conseil de famille où l'Impératrice pour la première fois parait avoir voté pour la paix, tout changea subitement dès le lendemain.

Le 25, l'Empereur rassembla en conseil le Maréchal Bellegarde, le Prince Jean Liechtenstein et le Comte Stadion. Les deux Généraux reproduisirent avec beaucoup de force les argumens, par lesquels depuis six semaines ils avaient soutenu vis-à-vis de l'Empereur l'impossibilité de continuer la guerre. Le Comte Stadion s'aperçut tout de suite que l'Empereur était complètement ébranlé. Il déclara qu'il n'avait point l'intention de réfuter la thèse des Généraux, que lui-même ne s'était jamais dissimulé et avait constamment dit et écrit que grâces à tant de fautes précédentes le problème était enfin devenu tel que pour le résoudre il faudrait une volonté de fer, un courage et une résignation à toute épreuve — qu'il n'avait repris la direction momentanée des affaires que sur l'engagement positif de l'Empereur de ne s'arrêter à aucun obstacle et de poursuivre la guerre à tout prix — que se voyant cruellement compromis d'abord par son inutile retour, mais plus encore par différentes démarches qu'on lui avait fait faire vis-à-vis des autres cours, il ne lui restait qu'un seul parti à prendre, celui de quitter sa place sur le champ. L'Empereur n'eut rien à répondre. Il s'adressa au Prince Liechtenstein pour l'engager à se rendre à Vienne. Celui-ci protesta contre cette commission de la manière la plus franche et la plus énergique, se servant de tous les argumens que

lui inspirait un sentiment de délicatesse militaire d'un côté et la peur de s'engager dans une affaire extrêmement scabreuse de l'autre. Le Comte Stadion joignit lui-même ses instances à celles de l'Empereur et le Prince de Liechtenstein finit par obeïr. Il arriva accompagné du Général Bubna le 27 septembre à Vienne. Napoléon le reçut à merveille — mais il lui annonça dès la première entrevue, que n'ayant jamais regardé le congrès d'Altenburg que comme une farce imaginée pour se jouer de lui et Mr. de Metternich, qui comme un jongleur diplomatique, ce congrès devait définitivement cesser et que, si la paix ne se faisait pas par Mr. de Liechtenstein et de Bubna, on pourrait être sûr qu'elle ne se ferait jamais.

Les conférences commencèrent avec Maret, celui des ministres français qui parait être le plus modéré dans ses principes. Mais Mr. de Champagny un des instrumens les plus serviles et les plus intraitables de Napoléon avait été rappelé d'Altenburg et dès la troisième conférence il remplaça Maret, au général regret des négociateurs autrichiens. La négociation prit bientôt un caractère pénible et alarmant. Les Français ne pouvaient point ignorer, que l'Empereur en envoyant le Prince de Liechtenstein avait par là même tacitement accepté leur ultimatum. Les cessions territoriales furent donc impitoyablement réglées dans le sens de cette base. L'embarras était plus cruel encore pour les articles purement politiques. Mr. de Champagny les apporta tout faits déclarant que l'Empereur son maître lui avait ordonné de les insérer tels qu'ils etaient, et sans qu'il y fut changé un mot. Sur d'autres objets d'un intérêt majeur, p. e. sur le sort futur du Tyrol, il se renferma dans un silence obstiné, disant qu'il n'avait encore aucune instruction pour examiner ou discuter ces questions. C'est ainsi que fut rédigé ce traité ou plutôt cette dure capitulation sans que les plénipotentiaires autrichiens eussent pu faire passer une seule de leurs protestations, ou admettre un seul adoucissement. Dans cet état d'impuissance et de contrariété, il ne

leur restait qu'à expédier à Dotis les minutes de toutes les stipulations, telles que Champagny les avait dressées, et à s'en remettre au jugement définitif de l'Empereur et de ses ministres.

Pendant le cours de la négociation Napoléon fit appeller plusieurs fois l'un et l'autre des plénipotentiaires autrichiens. Il eut un jour avec Mr. de Bubna, qu'il affectionnait beaucoup une conversation de six heures, dans laquelle entre autres il lui raconta toute son histoire depuis le siège de Toulon jusqu'à la couronne impériale. Mais dans ces entrevues particulières il évita soigneusement de traiter aucun des objets, sur lesquels ils se débattaient avec Champagny et sut éluder chaque question qu'ils pouvaient lui adresser sur ces objets. De cette manière il leur coupa la dernière ressource et les enfermait dans un cercle étroit dont ils ne voyaient aucun moyen de sortir.

On arriva enfin à un article qui menaça de faire crouler l'édifice. Pendant l'occupation des provinces autrichiennes les Français avaient éxigé en contributions extraordinaires un total d'environ 190 millions de francs. Sur ce total plus de la moitié, selon d'autres calculs presque les deux tiers, avaient été effectivement acquittés. Au lieu d'en convenir Mr. de Champagny présenta un mémoire, d'après lequel l'arriéré de ces contributions montait encore à 134 millions et demanda comme condition de la paix que l'état se chargea du paiement. Après une discussion très-vive de plusieurs jours, il réduisit sa demande à 100 millions sans vouloir en rabattre davantage, Voyant que toute discussion devenait inutile, le Prince Liechtenstein annonça la résolution de se rendre lui-même chez son souverain pour lui demander des instructions pour cet article. Le lendemain Mr. de Champagny ouvrit la séance en déclarant, „que l'Empereur son maitre regarderait le départ du Prince Liechtenstein comme la rupture complète des négociations — que cela fait, rien au

monde ne l'engagerait à en entamer une autre; que le jour même il prendrait possession définitive de toutes les provinces occupées, qu'il les distribuerait d'après sa convenance, ferait planter les aigles, introduire le code Napoléon, abolir les droits féodaux etc. et qu'il attendrait tranquillement les mesures qu'adopterait le ci-devant maitre de ces pays pour les arracher dérechef à sa domination".

Ce ne fut pas sans grandes difficultés qu'on permit enfin au Général Bubna d'aller à Dotis, rendre compte de cet incident.

Mr. de Bubna y arriva le 7 octobre, le jour où le Comte Metternich avait été chargé du portefeuille des affaires étrangères. Le Comte Stadion était parti la veille. On connaissait déjà les demandes pécuniaires que les Français avaient faits et depuis deux jours conseil fut tenu sur conseil pour délibérer sur cet objet embarrassant, — le seul de tous ceux qui se traitaient à Vienne — qui parut avoir fait jusqu'ici une impression sérieuse sur le cabinet; car tout en déclamant sans cesse contre la paix, l'Empereur et ses ministres avaient consenti au projet, qui renfermait les autres stipulations. Mr. de Bubna fut admis lui-même aux déliberations. On lui remit pour toute instruction ultérieure la copie d'une espèce de protocole de la séance à laquelle avaient assisté l'Empereur, le Maréchal Bellegarde, le Comte Metternich, le Comte Zichy, Ministre de l'armée, et le Comte Odonell, Ministre des finances. Dans ce protocole il était dit qu'on offrirait 30 millions de francs que pour le reste les plénipotentiaires verraient comment faire pour obtenir ou une remise absolue ou au moins des modifications acceptables. Si tous leurs efforts étaient inutiles, ils devaient partir, sans achever l'ouvrage. Avec ce résultat le Comte Bubna s'en retourna à Vienne.

Les débats les plus orageux se rouvrirent incessamment — plus d'une fois les plénipotentiaires autrichiens étaient sur

le point de quitter brusquement Vienne. Enfin après deux jours d'agitation Mr. de Champagny déclara, qu'on réduisait le total du prétendu arriéré des contributions à une somme de 85 millions dont 30 seraient acquittées à l'époque de l'évacuation de la capitale et le reste par des paiemens à terme.

Il s'agissait maintenant de prendre une résolution. Le Prince Liechtenstein se consulta avec Mr. de Bubna. En considérant l'immense responsabilité, dont il se chargeait en rompant les négociations, en considérant de plus combien un objet comparativement aussi secondaire qu'une somme de 55 millions de francs méritait peu de former un obstacle péremtoire après tant de sacrifices douloureux de territoire, de relations politiques et d'hommes, auxquels on avait déjà pleinement consenti — que d'ailleurs cette stipulation pécuniaire devait être consignée dans un article séparé et que l'Empereur conservait en dernière analyse le pouvoir ou de rejetter cet article ou même de refuser sa sanction au traité, dont il faisait partie; il se détermina enfin à la signer et le traité fut achevé le 14 octobre. (Il arriva à Dotis le 15 au soir.) On délibéra pendant quelque tems sur la ratification — mais ce qui mérite bien d'être remarqué, c'est qu'il ne s'éleva aucune objection sérieuse contre aucun des articles du traité lesquels à la vérité avaient tous été connus avant la signature. Les doutes, les scrupules, les embarras, les incertitudes et les discussions ne portaient absolument que sur les stipulations pécuniaires. Le Général Lauriston était arrivé dans ces entrefaites avec une lettre de politesse de Napoléon, par laquelle on apprit qu'il était parti de Vienne le 16 et le 18, le grand Chambellan Comte Wrbna fut envoyé à Vienne avec les ratifications.

* * *

Monsieur mon frère! Le coeur de V. M. I. souffre des maux qui pèsent sur une nation aussi recommandable par loyauté que par la franchise de son caractère. De toutes

les calamités la guerre est la première: malheur à ceux qui la provoquent, le sang et les larmes des infortunés qu'elle fait retombent sur eux. La base de l'Uti possidetis est considérée par V. M. comme destructive des principes de Sa monarchie; cela étant, Monsieur mon frère, j'y renonce, et je suis prêt à faire la paix avec V. M. moyennant une cession sur la frontière de l'Inn et sur celle de l'Italie, équivalente à 1,600.000 âmes, et la cession de moins de la moitié de la Gallicie au Roi de Saxe et à l'Empereur de Russie. Il n'échappera pas à V. M. que dans ce sacrifice de 3 millions et quelques cent mille âmes que je propose, je ne réserve pour moi que ce qui est nécessaire pour lier la Dalmatie avec mes autres états d'Italie et me trouver à même de pouvoir veiller à ce qu'il ne se fasse rien à la Porte de contraire aux intérêts de mes peuples. Dans la faiblesse actuelle de mes forces maritimes, résultant des 4 guerres, que j'ai été obligé de soutenir contre l'Autriche, je n'ai plus d'autre moyen d'influer sur l'équilibre de la Méditerranée. Je ne puis donner à V. M. de preuve plus évidente de mon désir de faire quelque chose qui lui soit agréable, que de me désister sur le champ de la base de l'Uti possidetis qui comprenait 9 millions de population. Pour me réduire à ce que je crois l'ultimatum de ce qu'il m'est permis de faire sans encourir les reproches de ma nation, et sans manquer aux mânes des miens, qui par le sacrifice de leur vie ont mis mes armes dans la position prospère, où elles sont. Une fois la paix rétablie entre nous, il ne dépendra que de V. M. de resserrer les liens entre nos états. Ce résultat aurait déjà pu être obtenu après la paix de Luneville, ce qui aurait évité à Vos sujets bien de malheurs, et à Vous, Monsieur mon frère, bien de mauvais momens: mais le manège de ces politiques, qui feignent sans cesse des craintes pour l'avenir afin de seconder la tyrannie, et le monopole présent du gouvernement Anglais ont toujours triomphé à la Cour de V. M.

Veuille le bon génie du continent, que ce soit enfin pour la dernière fois — j'ai dit ma pensée toute entière à V. M. I., et si Elle donne des ordres conformes à cette base, la paix peut être la suite de peu de conférences.

Je prie V. M. I. de recevoir les assurances de ma considération distinguée

Schönbrunn, 15 septembre 1809.

de V. M. le bon frère
Napoléon.

Je me flattais de l'espoir que V. M. I. reconnaîtrait dans les offres que mes plénipotentiaires ont consignées au protocole des conférences d'Altenburg mon sincère désir de terminer promptement les maux de la guerre, et qu'Elle y trouverait les bases d'une paix dont les conditions pourraient en garantir la durée. Elle jugera donc de la peine sensible, que m'a fait éprouver la lettre qu'Elle a bien voulu m'adresser le 15 de ce mois.

En y renouvelant les assurances de Vos intentions pacifiques, Vous insistez, Monsieur mon frère, sur des demandes incompatibles avec les premiers intérêts de mon Empire, et en renonçant à l'Uti possidetis Vous substituez à ce principe un Ultimatum, qui n'est pas moins destructif de l'existence de l'Autriche et du bien-être de ses peuples.

Le plénipotentiaire de V. M. avait articulé dans les premières conférences la cession du pays de Salzbourg, de la Haute-Autriche jusqu'à l'Enns, de la Carinthie, de la Carniole, du Littoral Autrichien, et d'une partie de la Croatie. L'état de la population de toutes ces provinces n'atteint pas 1,600.000 âmes, et V. M. en me demandant dans sa lettre du 15 ce même nombre sur la frontière de l'Inn et de l'Italie, ne change rien aux premières propositions de son plénipotentiaire. Une paix sur de pareilles conditions laisserait ma monarchie sans frontière, mes états sans débouchés, elle priverait mes provinces de leurs communications les plus essentielles, et détruirait ainsi les fondemens de l'industrie nationale, et

du bonheur individuel de mes sujets. J'en appelle à Vous-même, Monsieur mon frère, si je dois, si je puis y consentir.

Votre Majesté me fait entrevoir, qu'une fois le traité signé il ne dépendait que de moi de resserrer les liens entre nos états, et Elle me fait à ce sujet un reproche, auquel je ne crois pas avoir donné lieu. Vous n'ignorez pas, Monsieur mon frère, les soins, que je n'ai cessé de prendre pour amener une pareille réunion. Je ne la désire pas moins dans le moment actuel, et je la considérerais comme le résultat bienfaisant d'une pacification dans laquelle les véritables intérêts des deux Empires ont été consultés. Que V. M. veuille se rapprocher de ce point de vue, que mes devoirs de Souverain et de père de mes peuples ne me permettent pas de quitter; et peu de conférences suffiront pour achever l'oeuvre de la paix sur des bases de justice et de convenance réciproques, les seules qui sauraient la rendre solide. Dans cette persuasion les souffrances, qui accablent la partie de mon Empire occupée par Vos troupes, m'engagent impérieusement à circonscrire le terme des négociations et à Vous demander, Monsieur mon frère, l'accélération de vos déterminations finales sur la dernière déclaration donnée par mes plénipotentiaires.

Tous mes voeux se portent à ce qu'elles soient de nature à prévenir une nouvelle effusion de sang, et à établir enfin un état de parfaite tranquillité entre nos deux états.

Dotis, 20 septembre 1809. . . . . S. 37.

20. Sr. Robert Adair war englischer Gesandter in Wien und befand sich im Jahre 1809 in besonderer Sendung in Constantinopel, er hatte 1806 den englischen Gesandten Paget in Wien abgelöst. — Adair und Paget standen zu Gentz in den intimsten Beziehungen. . . . . S. 42.

21. J. M. Johnson, ein höchst rühriger allerorts am Kriegsschauplatze thätiger politischer Agent der englischen Regierung, pflog einen eifrigen Briefwechsel mit Gentz — er trat auch als Verbreiter anti-napoleonischer Flugschriften auf, so machte im

Jahre 1811 die unter dem angenommenen Namen Wilhelm Ludwig in deutscher Sprache von Johnson veröffentlichte Broschure: Authentische Actenstücke über den Rückzug des Generals Massena aus Portugal — kein geringes Aufsehen. Der thätigste Helfershelfer Johnson's in seinem anti-französischen Wirken war der Benedictiner- (Schotten) Priester P. Maurus aus Regensburg, der als Chevalier Horn herumreisend, der damaligen englischen Politik wichtige Dienste leistete. . . . . S. 47.

22. Franz Jos. Freiherr von Bretfeld, im Jahre 1813 Hofsecretär in der geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzlei, war einer der Gentz so verhassten Censoren daselbst. Bretfeld starb als pensionirter Hofrath, er hat sich bekannt gemacht durch eine reiche Siegel- und Wappensammlung, welche sich gegenwärtig im Besitze des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchives befindet. . . . . S. 53.

23. Ueber diese Rede schreibt Gentz an Pilat am 21. October 1813 folgendes: . . . . Ausserdem werden Sie im Journal de Francfort die äusserst merkwürdige Rede gelesen haben, welche die Kaiserin im Senat gehalten hat. Diese Rede trägt den Stempel der höchsten Verlegenheit und Noth. Eigentlich sollte sie nicht blos keinen, sondern vielmehr das entgegengesetzte des Eindrucks machen, den man dabei beabsichtigte. Ich traue aber meinem Urtheil über das französische Volk nicht genug, um zu entscheiden, ob diese ganze Comödie nicht doch von Wirkung sein wird. Es wäre sehr wünschenswerth, doch freilich auch für uns sehr delicat, einen kleinen Commentar über diese Rede zu schreiben. Eine Stelle derselben: „Je connais mieux que personne ce que nos peuples auraient à redouter, s'ils se laissaient jamais vaincre" ist von einer so schwarzen Perfidie, dass man es ewig bejammern muss, dass eine österreichische Prinzessin sich verleiten liess, sie auszusprechen. Den Verfasser dieser Schrift schlösse ich vom allgemeinen Frieden aus, und verlangte in einem geheimen Artikel zum wenigsten seine Deportation nach Cayenne, welches ich blos deshalb

den Franzosen zurückgeben möchte. Gerade diese Stelle, über die man nicht sanft hinweggleiten könnte, macht es schwer von der Rede zu sprechen. Und doch wird es etwas nach Pusillanimität aussehen, über eine so grosse Massregel zu schweigen. — Hierüber bitte ich Sie, im Allgemeinen Sr. Excellenz (Metternich's) Gesinnungen und vorläufige Willensmeinung zu erforschen und mir baldmöglichst mitzutheilen. (Mendelssohn-Bartholdy, Briefe von Friedrich von Gentz an Pilat, 1868. I. B. S. 86). . . . . S. 55.

24. Maximilian Graf Merveldt, General der Cavallerie etc. wurde in Folge seiner mehrmals erprobten militärisch-diplomatischen Verwendbarkeit im Jahre 1814 k. k. österreichischer Botschafter am königlich grossbritannischen Hofe, welchen Posten er bis zu seinem schon am 5. Juli 1815 erfolgten Tode versah. S. 56.

25. Schustekh von Herve, Emanuel, Freiherr von, Feldmarschall-Lieutenant, ein tapferer Haudegen, organisirte im Jahre 1813 die böhmische Landwehr — starb am 2. Juni 1827 als commandirender General in Siebenbürgen. . . . . S. 56.

26. Friedrich Freiherr von Binder, k. k. Legationsrath in Dresden, durch die Kriegsverhältnisse ohne diplomatischen Posten, wurde er in der k. k. Staatskanzlei in ausserordentlichem Dienste verwendet, und selbst als er später wieder in die eigentliche diplomatische Laufbahn versetzt war, wurde er häufig von dem Fürsten Metternich einberufen, um bei wichtigen Anlässen zu Rathe gezogen oder als geschätzter französischer Redacteur benützt zu werden. . . . . S. 57.

27. Conrad Bartsch, Associé eines Grosshandlungshauses, redigirte schon im Jahre 1812 die „Wiener Zeitung", während als deren amtlich bestätigter Leiter der Wechselgerichtsrath von Zimmerl galt. Diese privilegirte Hofzeitung befand sich in unausgesetzter Fehde mit dem 1810 von Metternich in's Leben gerufenen „Oesterreichischen Beobachter" — die Folge davon war, dass Bartsch, welcher nach Zimmerl von den Ghelen'schen Erben als definitiver Redacteur der Wiener Zeitung

war ernannt worden, schliesslich das Feld räumen und in Folge einer am 28. April 1815 „erflossenen" Allerhöchsten Entschliessung von der Redaction zurücktreten musste. Gentz scheint dem Bartsch nicht sehr hold gewesen zu sein, im Jahre 1813 hatte er ihn einmal dem Grafen Metternich „als offenbaren Feind Oesterreichs" denuncirt, und am 6. Februar 1814 schreibt er aus Wien an Pilat: „Diesen Morgen hat sich Bartsch bei mir präsentirt; homo infaustissimi vultus! — Mit welchen Bestien mich überhaupt das Censurgeschäft in Berührung bringt, können Sie sich kaum vorstellen." . . . . . S. 57.

28. Franz von Lebzeltern, später Freiherr, damals k. k. Hofsecretär und Censor der k. k. privilegirten Wiener Zeitung, mit dessen Vorgehen in diesem Amte Gentz nicht einverstanden war, Lebzeltern starb als pensionirter Staatsrath, hochverehrt von allen seinen früheren Untergebenen. . . . S. 57.

29. Adam H. Müller, Ritter von Nitterdorf, war in Berlin 1779 geboren, wurde im Jahre 1805 in Wien katholisch, trat im Jahre 1813 in österreichische Dienste — folgte im Jahre 1815 dem k. k. Hauptquartier nach Paris, nach geschlossenem Frieden wurde er General-Consul in Leipzig, von dort endlich im Jahre 1827 als Hofrath in die k. k. Staatskanzlei nach Wien berufen — hier starb er eines plötzlichen Todes am 17. Jänner 1829. . . . . S. 75.

30. Ignaz Freiherr von Stürmer, k. k. Staats- und Conferenzrath, früher k. k. Internuntius bei der hohen Pforte in Constantinopel.

Die Behandlung Adam Müllers, von der Gentz in diesem Schreiben mit unverhüllter Entrüstung Erwähnung macht, und die sich auf die Amtsgenossenschaft des Betheiligten bezieht, wurde auch auf andere politische Schriftsteller, die in der ehemaligen Staatskanzlei das Dienstjoch zu tragen hatten, schonungslos ausgedehnt — sie alle theilten ein ähnliches Schicksal aus derselben Ursache. Adam Müller — der wahrhaft edle Freund Gentz's beschloss seine kummervolle

Beamtenlaufbahn als „angelehnter Hofrath" der Staatskanzlei, ohne dass es ihm gegönnt war, daselbst einen annäherungsweise passenden Wirkungskreis für seine höchst verwendbaren geistigen Arbeitsmittel gefunden zu haben.

Friedrich von Schlegel, der im Jahre 1809 und 1810 die „Oesterreichische Zeitung" redigirte, im Verlaufe seiner Dienstzeit häufig zur Abfassung von wichtigen Publicationen verwendet wurde, — vorzugsweise im Hauptquartier Sr. kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Carl — endlich nach Jahren den Rang eines Legationsrathes erreicht hatte, starb 1829 sozusagen in amtlicher Vergessenheit zu Dresden als vorlesender Philosoph! — Dessen Witwe, eine geborne Mendelssohn, erzählte öfters im vertrauten Freundeskreise mit lächelndem Munde, dass, wenn ihr Mann im Amtslocale der Staatskanzlei ein Zimmer zu passiren hatte, in welchem ein oder der andere Staatskanzleibeamte mit Schreiben beschäftigt war, dieser sogleich mistrauisch die Hand vor das Papier hielt, damit Schlegel ja kein Geheimniss erhasche.

Mit dem Wahlspruche: Nous ne voulons pas la contre-révolution — mais le contraire de la révolution — erschien im Jahre 1830, als es den Anschein hatte, die in Frankreich ausgebrochene revolutionäre Bewegung drohe auch in Deutschland Eingang zu finden, in Berlin die bekannte „Politische Wochenschrift" unter der Leitung der berühmten Schriftsteller von Radowitz und E. Jarcke.

Auf des Letztern muthige Kampfweise auf dem Felde der Publicistik achtsam geworden, veranlasste Fürst Metternich dessen „Allergnädigste" Berufung nach Wien und Zutheilung in die Staatskanzlei. Mit seiner Anstellung war der berühmte Professor unbarmherzig der Ungnade alltäglicher Beamten überantwortet. Mehr als einmal sah sich Jarcke bemüssigt, seinen Kanzleivorständen gegenüber die unerquicklichsten Auseinandersetzungen hervorzurufen, um sich eine halbwegs annehmbare Stellung in seiner Dienstessphäre zu erobern.

Die ebengenannten drei Berufenen „aus dem Reich" F. Schlegel, A. Müller und E. Jarcke entschuldigen hier eine kurze Abweichung von dem Hauptgegenstande, indem der oft und oft wiedergekäuten Behauptung entgegengetreten werden soll, — dass die Convertiten von auswärts in Oesterreich über das gewöhnliche Mass in ihren Lebensstellungen seien bevorzugt worden. Was daran Wahres sei, möge, wenn es nach obigen Daten noch weiterer Bekräftigung bedarf, Friedrich Perthes, ein Protestant, entscheiden — der in einem Briefe aus Wien in Bezug auf die ihm sehr genau bekannten Persönlichkeiten folgendes schreibt: „Mir scheint die von Protestanten so oft gemachte Anschuldigung, dass die in neuerer Zeit katholisch Gewordenen durch äussern Vortheil zu solchem Schritte geführt seien, nicht allein unedel, sondern auch unwahr zu sein. Männer wie Schlegel, Werner, A. Müller u. s. f. würden mit ihrem Geiste und ihren Kenntnissen den Rang und Stand, den sie jetzt einnehmen, auch als Protestanten leicht gewonnen haben"*).

Wie erging es ferner dem wegen seiner sprichwörtlich gewordenen Aufopferung zum Vortheile Anderer männiglich bekannten Regierungsrath von Pilat während seiner Dienstleistung bei dem Grafen und nachmaligen Fürsten von Metternich, und wie nach dessen Abgange?

Pilat war im Jahre 1805 in Berlin als Privatsecretär in das Haus des k. k. Gesandten Grafen Metternich gekommen, der ihn seiner juridisch-politischen, sowie seiner sprachlichen Kenntnisse wegen gar bald zu Arbeiten benützte, die eigentlich dem amtlichen Wirkungskreise des hohen Bevollmächtigten angehörten. Fortan blieb er unausgesetzt der Person Metternichs attachirt, bis zu dem beklagenswerthen Sturze des greisen Haus-, Hof- und Staatskanzlers im Jahre 1848.

Von der Entstehung des „Oesterreichischen Beobachters" an, d. i. vom 2. März 1810 bis zu dessen Auf-

*) Siehe: Friedrich Perthes Leben etc. II. Band, Seite 157.

hören im Jahre 1848, leitete er die Redaction dieses politischen Leibjournales der k. k. Staatskanzlei.

Trotz des seltenen Vertrauens, welches der mächtige Lenker der Geschicke Oesterreichs in Pilats ungewöhnliche Arbeitsfähigkeit und Verlässlichkeit unter allen Verhältnissen — fern von jeglicher Besorgniss eines Missbrauchs setzen zu können glaubte, ward es ihm, einem der verdienstvollsten Beamten, erst nach einer Reihe von 23 Jahren vergönnt, im k. k. Hof- und Staats-Schematismus unter den systemisirten Angestellten der Staatskanzlei zu figuriren. Und diesem vortrefflichen, man kann wohl sagen allgemein geachteten und beliebten Manne wurde bis an sein Lebensende kein seinen Verdiensten entsprechender Titel oder eine sonstige Auszeichnung zu Theil!

Wie endlich Hofrath von Gentz selber, der Vertrauensmann par excellence auf den Congressen von Wien, Aachen, Troppau, Laibach und Verona — die „rechte Hand" des allgewaltigen Fürsten Metternich im amtlichen Kreise der nächsten Umgebung sich fühlte, darüber mögen einige auf gut Glück herausgegriffene Briefcitate Zeugniss geben; sie sind Schreiben entnommen, die er an seinen intimen Freund Pilat richtete. Am 17. September 1813 meldet Gentz aus Prag demselben, der sich im Hauptquartier im Gefolge des Grafen Metternich befand — folgendes: „Mir ist ausser dem Hofrath nichts geschehen, als dass mir der Kaiser eine ausserordentliche Gratification von 2000 fl. verliehen hat. . . . . Die Hauptansicht der ganzen Geschichte ist die, dass der Kaiser sich endlich — nach zwölf Jahren — von meiner praktischen Brauchbarkeit überzeugt zu haben scheint, dass mich jetzt der Graf (Metternich) zu allen Geschäften verwenden kann, und bei Zeit und Gelegenheit vielleicht zu sehr wichtigen verwenden wird; mit einem Worte, dass mir jetzt eine österreichische Carriere offen steht! — Il vaut mieux tard que jamais. Das ist es eigentlich, was mir Vergnügen macht". In einem Briefe vom

10. Februar 1814 an seinen vertrauten Freund lässt er sich aus Wien so vernehmen: „Das Sonderbarste ist, dass ich gegenwärtig in Wien nicht einen Menschen habe, mit welchem ich freimüthig und gründlich sprechen könnte. Hudelist ist mir noch der Liebste zur Unterredung, ob ich gleich auch mit ihm von vielen Seiten sehr gebunden und gehemmt bin. Die übrigen sind entweder Ignoranten oder unverträgliche Fanatiker, meist beides zugleich". Und am 6. November 1817, bald nachher, als er verdächtigt worden war, in eine unstatthafte politische Correspondenz sich eingelassen zu haben, schreibt Gentz: „Dass Sie meine Briefe in ihrem wahren Sinn und Geiste lesen, schliesse ich, wenn ich es auch hätte bezweifeln können, aus Ihrer Bemerkung, dass sie durchgängig Spuren von Schwermuth verrathen. Allerdings ist mein Gemüth nichts weniger als heiter und froh, und ich fühle, dass irgend eine grosse Veränderung mit mir vorgehen muss, wenn es besser werden soll. Die Art, wie ich seit Jahr und Tag in Wien behandelt worden bin, hat einen tiefern Eindruck auf mich gemacht, als ich je gestehen mochte; ich habe zu viel Erfahrung und zu viel Stolz, um mich in fruchtlose Klagen zu ergiessen; aber die Geschichte des verflossenen Jahres — denn jetzt ist es gerade ein Jahr, dass ich noch mit grossen Hoffnungen nach Wien zurückkehrte — hat mich von zu vielen Seiten afficirt, und einen Bodensatz von Missmuth in mir niedergelegt, von dem ich nicht weiss, ob noch irgend ein kräftiges Reagens ihn wieder auflösen wird".

Nach der Ansicht damals massgebender Kanzlei-Persönlichkeiten hatte Gentz den unverzeihlichen Fehler an sich, kein abgerichteter österreichischer Beamter zu sein.

Dass bei seiner Berufung aus Berlin der Minister Graf Ludwig Cobenzl, sowie der Staats- und Conferenzrath Baron Collenbach dem Neuling Gentz kein Vertrauen entgegenbrachten, erklärt sich genügend aus den gegebenen Umständen. — Die beiden alten Diplomaten besorgten, der feurige patriotische

Schriftsteller Gentz, der begeistert von der heiligen Sendung des deutschen habsburgischen Kaisers unmittelbar aus dem erbfeindlichen preussischen Lager herübergekommen war, könnte Oesterreich compromittiren.

Misstrauen empfing ihn somit bei seinem Eintritt in den kaiserlichen Dienst, Misstrauen begleitete ihn aber auch fort und fort unter den Ministern Stadion und Metternich, deren bureaukratische Umgebung nicht müde wurde, in solcher Richtung zu schüren, aus Furcht, das Monopol ihrer Kanzleiarbeit oder ihre Redactionsdomäne könnte durch das geistige Uebergewicht des gleichzeitig unerreichten Stylisten Gentz eine unliebsame Einbusse erleiden. Das beschämende Bewusstsein ihrer geistigen Unterordnung liess sie Jeden mit scheelen Augen betrachten und misliebig kennzeichnen, der das Talent besass, selbsteigene Gedanken in gefälligere Formen zu kleiden. Der Ansicht dieser Kanzleimänner nach bestand die höchste wünschenswerthe Summe des Wissens und Sollens für einen brauchbaren Angestellten in der Staatskanzlei darin, mit völlig abgenützten Paradephrasen und der kleinlichsten Courtoisie „auf dem Papiere die spanische Schule reiten zu können" — alles Weitere schien ihnen für den „Allerhöchsten Dienst" vom Uebel.

Die edle Denkungsart, welche den Fürsten Metternich beseelte, gestattet es nicht, ihn in erster Linie verantwortlich zu machen für die kränkende Behandlung, welche den gefeierten politischen Schriftstellern Gentz, Schlegel, Müller, Jarcke und Pilat zu Theil wurde. Nur insoferne kann man den Staatskanzler nicht jeglicher Schuld ledig erklären, weil er dafürhaltend, die Personalien seien Dinge, die unter jene Minima gehören, um die sich der Prätor nicht zu kümmern, habe und dieser Ansicht huldigend — die Berufenen ganz bona fide seinen Kanzleimännern zur „weiteren Amtshandlung" normalmässig überliess.

Wie Metternich über Gentz und Adam Müller urtheilte und wie er die Gelegenheit wahrnahm, sie Sr. Majestät dem Kaiser in günstigem Lichte zu zeigen, beweist folgende Zuschrift, die der Staatskanzler an den Kaiser richtete, als die Frage aufgeworfen wurde, wie von Seiten der Regierung vorzugehen sei gegen das Zuströmen von „Schreibern aus Hunger" aus Norddeutschland. (Wien, 22. März 1812.) „Seit einem halben Jahrhundert hat sich in dem nördlichen Deutschland eine Clique gebildet, welche Schriftstellerei als Nahrungszweig betrieb. Diese Clique war beim Ausbruche der französischen Revolution ganz revolutionär. An ihr ist nicht die Schuld, dass der Taumel, welcher Frankreich zu vernichten drohte und endlich die Unterjochung des Continents nach sich zog — nicht allgemein in seiner Ausbildung wurde. Anbeter aller französischen revolutionären Regierungen, betrogen sich die erwähnten Freiheitsprediger alle an der Absicht des damaligen ersten Consuls. Der Tag seiner Abtrünnigkeit von den Formen der Revolution, besonders aber jener der Einführung eines neuen Adels, warf unsere demokratischen Gelehrten in den Harnisch. Nun wurde der Götze ein blosses Schreckbild — alle bisher französisch predigenden Schriftsteller des Nordens wurden auf einmal Deutsche!

„Diese Menschen werden Deutschland sicher nicht herstellen — sie, die Jahre lang alles thaten, um die alten ehrwürdigen Formen der vaterländischen Verfassung zu vernichten.

„Echte Gelehrte, Männer, deren Grundsätze stets dieselben blieben, wie Gentz, Adam Müller und einige wenige andere verdienen den kaiserlichen Schutz in jeder Hinsicht".

Diese kleinen Beiträge zur Geschichte der k. k. Staatskanzlei können einem künftigen Biographen Gentz's einen Wink geben, wie es vielleicht psychologisch erklärbar erscheint, dass dieser grosse Staatsmann in der amtlichen Atmosphäre, welche ihn umgab, schliesslich selbst eine misstrauische Po-

lizeinatur angenommen hat, und wie in dem gewitterscheuen lebenssüchtigen Gentz während seiner dienstlichen Laufbahn ein ganz anderer politischer Charakter sich gestaltete . . . S. 76.

31. L. F. F. von Nagler, königl. preussischer Bundestags-Gesandter, später Staatsminister, stand zu dem Fürsten Metternich stets in den freundschaftlichsten Verhältnissen . . . S. 77.

32. Fürst Fr. Ludw. von Hatzfeld, königl. preussischer Gesandter in Wien, starb daselbst am 3. Februar 1827, — sein Nachfolger wurde Bogumil Hel, Freiherr von Maltzahn . S. 77.

33. Joachim Ed., Freiherr von Münch-Bellinghausen, der wohlbekannte k. k. Bundestags-Gesandte — in der Folge in den Grafenstand erhoben . . . . . S. 77.

34. Graf von Bernstorff, königl. preussischer Staats- und Cabinetsminister, sowie Chef des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten . . . . . S. 77.

35. Ludwig Marquis (später Graf) von Bombelles, nach Gentz' Urtheil ein sehr verwendbarer Diplomat — den er eines Tages gelegenheitlich einer vollendeten Mission in einem wichtigen politischen Zeitpunkte mit folgenden höchst ehrenden Worten empfing: „Je vous remercie pour ma part des excellents rapports que vous avez faits sur votre dernier séjour à Weimar, vous savez que je vous ai regardé depuis bien des années comme un des Matadors de notre diplomatie, et je suis enchanté, que dans un moment aussi glorieux pour l'Autriche, vous aviez si bien soutenu votre réputation." Im Jahre 1813 war Bombelles Legationssecretär in Berlin, 1814 als solcher in London, 1816 Gesandter in Kopenhagen, von 1817—1820 in gleicher Eigenschaft in Dresden, von hier kam er nach Florenz und wurde gleichzeitig an mehreren italienischen Höfen beglaubigt. Seine diplomatische Laufbahn beendete er, um seinem Bruder Heinrich in Italien Platz zu machen, in der Schweiz als ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister. Bombelles hatte sich auch überall, wo ihn sein Beruf eine längere Weile festhielt, das Lob erworben, ein

geschickter Dichter französischer Couplets zu sein, auch kleine Theaterstückchen aus seiner Feder, die in Dresden vor geschlossenen Kreisen in französischer Sprache zur Aufführung gelangten, fanden vielen Beifall, besonders eines mit dem Titel: „Le directeur aux abois". Seine literarischen Bestrebungen brachten ihn mit den berühmtesten deutschen Schriftstellern in nahe Verbindung, so stand er mit der Familie Goethe, mit Bartholdy, Tiedge, Wieland u. a. f. in Briefwechsel — ein für Bombelles sehr schmeichelhaftes Schreiben des letztgenannten Dichters dürfte hier, treu copirt, mit vielem Interesse gelesen werden, es lautet: „Monsieur le Comte, L'aimable lettre dont Vous avez bien voulu me favoriser, m'est dautant plus precieuse et tout ce que Vous me dites d'obligeant du gout qu'apparemment une affinité naturelle de nos esprits peut Vous avoir inspiré pour les productions de ma Muse, me flatte d'autant plus, que Vous y avez joint un titre tres authentique du droit que Votre propre talent Vous donne de juger du merite de celui des autres. C'est avec un plaisir infini que j'ai lû, Monsieur le Comte, Votre charmante traduction de l'Ode grecque, addressée par Mr. le Général Pardo de Figueroa au celebre Poëte espagnol d'Arriaza. Ne connaissant pas l'original sur lequel Vous avez travaillé, je n'ai rien à dire sur la ressamblance de la copie; mais ce que je scais, parceque je le sens, c'est qu'il faut que l'Ode grecque de Mr. de F. soit de la plus grande beauté, si elle ressemble à votre copie, et si Vous n'avez pas mis l'auteur dans le cas de s'appliquer le beau vers de Virgile: miratur — novas frondes et non sua poma. Je trouve dans Vos Vers le gout et l'elegance d'Horace mariées à l'aimable et harmonieuse mollesse de Tibulle, et j'ai toutes les peines du monde d'interdire à mon amour propre l'orgueilleux souhait, de voir quelqu'une de mes faibles productions traduite en vers français par un amateur, favorisé comme Vous, Monsieur, du Dieu des vers heureux, et doué comme Vous du talent d'embellir son original. Agreez, Monsieur le Comte,

avec mes remercimens les plus empressés, l'assurance de la haute et respectueuse considération avec laquelle j'ai l'honneur d'être

Weimar, 17 mai 1807.

Votre trés humble et trés obeissant serviteur
Wieland.

Graf L. Bombelles starb am 7. Juli 1843 . . . . . S. 78.

36. Stephan Graf Zichy, österreichischer Gesandter in Berlin. . . . . S. 78.

37. Ida, Gräfin Bombelles, geborne Brun, Tochter des dänischen Conferenzrathes Brun und dessen Gemalin, der Schriftstellerin Friederike Brun. . . . . S. 81.

38. Am 15. Mai wurden die Schlussacte des deutschen Bundes in Wien unterfertigt — am 8. Juni ratificirt, hiedurch wurde die deutsche Bundesacte vervollständigt. . . S. 82.

39. Fürst Caradja, Hospodar der Walachei. Das Nähere über ihn und seine Verbindung mit Gentz in der Anmerkung Nr. 60, am Anfange der Correspondenz der beiden in der vorliegenden Sammlung. . . . . S. 83.

40. Styx Fr. X., Thürhüter in der geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzlei, der Sohn desselben schrieb für Gentz ab. S. 88.

41. Czernin Joh. Bapt., gleichfalls Thürhüter in eben genannter Kanzlei. . . . . S. 89.

42. Siegmund Schweizer, anfänglich einer von Gentz's vertrautesten Dienern, später sein Geheimcopist. Es dürfte vielleicht von Nutzen sein für die Leser der verschiedenen Gentz'schen Correspondenzen, hier, das öfter von ihm erwähnte Trifolium seiner ihm unentbehrlichen dienstbaren Geister namentlich angeführt zu finden, sie hiessen: Leopold Katzenheim (vulgo Müller), Carl Leiden und Siegmund Schweizer. . . S. 89.

43. Ignaz von Brenner (später Freiherr), damals k. k. Rath in der Staatskanzlei — starb als Hofrath derselben, war lange Jahre mit dem Referate der orientalischen Angelegenheiten betraut — er genoss den Ruf eines in jeder

Hinsicht sehr verehrungswürdigen Manne — und höchst gewissenhaften und unermüdeten Beamten. . . . . S. 90.

44. Bubna von Littitz, Ferdinand, Graf, Feldmarschall-Lieutenant, 1821 commandirender General in der Lombardie. Bubna wurde in allen Richtungen des politischen Lebens verwendet, mehrfach und zwar in verschiedenen Epochen zu diplomatischen Sendungen. Von den Lorbeeren an den denkwürdigen Tagen von Leipzig, 1813, gehört seiner umsichtigen Tapferkeit ein nennenswerther Antheil. Nach der Einnahme von Paris ward er zum General-Gouverneur der früher französischen Provinzen Piemont, Savoyen und Nizza ernannt und blieb bis 1815 österreichischer Gesandter in Turin und Commandant der österreichischen Truppen in Piemont. Auch in Lyon wirkte er kurze Zeit, und zwar als erster Machthaber. 1821 unterdrückte er die Rebellion in Piemont. In die Epoche seines gemischten, mit ganz besondern Vollmachten ausgerüsteten Wirkungskreises in Mailand fällt die Entdeckung der blutigen Mordverschwörung der zwei vereinigten geheimen Gesellschaften Carbonaria und Adelfia. Bubna war ein eiserner Krieger, ein geschmeidiger Diplomat und ein milder Civil-Administrator. Er starb noch nicht 57 Jahre alt am 6. Juni 1825 zu Mailand, von der ganzen Bevölkerung, welche damals den Werth der österreichischen Regierung zu schätzen verstand, tief betrauert . . . . . S. 90.

45. Welden Franz Ludwig, Freiherr von, Feldzeugmeister, war im Jahre 1821 unter Feldmarschall-Lieutenant Graf Bubna dem Armeecorps desselben als Chef des Generalstabes in Piemont beigegeben. . . . . S. 90.

46. Weiss Joh. H. von, k. k. Oberstlieutenant und Generalconsul in Corfu. . . . . S. 92.

47. Zen Nicolaus, k. k. Consulatsverweser in Patras. . S. 92.

48. Micarelli, interimistischer Consulatsverweser in Morea S. 92.

49. Staudenheim, Dr., in dieser Epoche ein sehr gesuchter Arzt. . . . . S. 93.

50. Dr. Friedrich von Jäger, berühmter Augenarzt und Leibarzt des Fürsten Metternich, dessen treuer Freund er unter allen Umständen bis an dessen Lebensende blieb. . . . . S. 93.

51. Demeter von Tatistcheff, kaiserlich russischer Botschafter in Wien. . . . . S. 94.

52. Louis, Marquis von Caraman, Botschafter Sr. Maj. des Königs von Frankreich. . . . . S. 94.

53. Hier ist der Artikel gemeint, der im „Oesterreichischen Beobachter", Nr. 218 des Jahres 1824 am 5. August unter der Ueberschrift: „Osmanisches Reich" erschien. Dessen Hauptgegenstand die Affaire von Ipsara bildet. Als weitere Erläuterung zu diesem Schreiben mag der Brief Gentz's an Pilat (Mendelssohn-Bartholdy, Briefe von Gentz an Pilat etc. II. Band, S. 164) nachgelesen werden. . . . . S. 95.

54. Kopitar Barth, k. k. Custos in der Hofbibliothek, Bücherzensor, weltbekannt als tiefgelehrter Sprachenkenner, hauptsächlich gefeierter Slavist. . . . . S. 95.

55. Huszár Valentin, von, k. k. Legationssecretär in Constantinopel, in der Folge Hofrath in der Staatskanzlei und Hofdolmetsch an Stelle des bekannten Orientalen Hammer. . S. 95.

56. Friedrich Ch. L., Graf Senfft von Pilsach, ehedem königl. sächsischer Cabinetsminister — trat er, als ihn Napoleons Einfluss im Jahre 1813 aus der Nähe seines Königs verdrängt hatte, in kaiserlich österreichische Dienste. Er bekleidete in dem Zwischenraume von dem Jahre 1826, wo er als Gesandter nach Turin kam, bis zum Jahre 1848 die gesandtschaftlichen Stellen in Florenz, im Haag und in München. Während seiner diplomatischen Thätigkeit am königlich sardinischen Hofe ward ihm die beneidenswerthe Ehre zu Theil, mitzuwirken, dass die Zahl der österreichischen Landesmütter vermehrt werde, welche ihres tugendreichen und segenspendenden Wirkens wegen mit dem Namen Engelherz bezeichnen zu müssen, unser Vaterland sich glücklich zu preisen volle Ursache hat. Graf Senfft hatte nämlich für den kaiserlichen

Kronprinzen und König von Ungarn, Ferdinand, um die Hand der königlich sardinischen Prinzessin Maria Anna im Jahre 1830 mit glücklichem Erfolge geworben. Durch seine tiefernste Geisteerichtung in kirchlicher, wie in politischer Beziehung, die er zwar ohne jegliche Aufdringlichkeit im Umgange mit Andern rückhaltlos an den Tag legte, wusste er auch die grimmigsten Feinde Oesterreichs — mit welchen ihn seine amtliche Stellung in Berührung brachte — ohne Schwierigkeit für sich einzunehmen. Mit den beiden berühmten einflussreichen sardinischen Staatsmännern, den Grafen de Maistre und Solaro della Margherita wusste Graf Senfft stets das beste Einvernehmen zu erhalten, was in gleicher Weise keinem seiner österreichischen Collegen gelungen war. Als Politiker huldigte er dem Grundsatze: Oesterreich könne sich nur solange als Grossmacht behaupten — so lange es mit Entschiedenheit seinen althergebrachten katholischen Charakter wahre, mit dessen Aufgebung im Innern des Reiches heilloser Nationalitätenhass eintreten und somit nach Aussen jede einmüthige patriotische Widerstandskraft erlahmen würde. — Mit dem Fürsten Metternich schied auch Graf Senfft vom politischen Schauplatz, er starb in tiefster Zurückgezogenheit zu Innsbruck am 17. Februar 1853. . . . . S. 99.

57. Andreas Florimund, Graf Mercy, k. k. Hofrath in der Haus-, Hof- und Staatskanzlei, ein von dem Fürsten Metternich im Dienste sehr angestrengt verwendeter Beamter — er war auf des Staatskanzlers Vortrag im Jahre 1815 aus der Präsidialkanzlei der k. k. Hofkammer in seine neue Stellung zur Dienstleistung berufen worden. . . . . S. 101.

58. Ludwig, Graf Wallmoden-Gimborn — das Urbild eines echten legitimistisch gesinnten Hannoveraners — focht unter den verschiedensten Fahnen, stets jedoch gegen den Feind seines Königshauses. Mit Erlaubniss des Kaisers Franz trat er 1812 die Stelle eines k. k. österreichischen Feldmar-

schall-Lieutenants quittirend, aus dem kaiserlichen Heeresverbande, dem er seit 1795 angehört hatte und übernahm ein englisches Commando. Im Jahre 1813 ging er als General-Lieutenant in russische Dienste, aus dieser Epoche stammt der hier gebrachte Auszug eines Briefes an Gentz, datirt aus Breslau. Sein ruhmvolles Leben beschloss jedoch Wallmoden unter der ihm stets am theuersten gebliebenen schwarzgelben Fahne Oesterreichs. . . . . S. 104.

59. Ludwig, Freiherr von Lebzeltern (später Graf), diplomatischer Agent im österreichischen Hauptquartiere. Lebzeltern hatte sich durch seine vorzüglichen Eigenschaften schon im Anfange seiner Laufbahn unter dem Minister Grafen Cobenzl Anerkennung zu verschaffen gewusst. Ebenso verstanden es Stadion und Metternich Lebzelterns seltene Dienstesqualificationen in gegebenen Umständen zu benützen. Er wurde mehrmals zu besonderen Sendungen verwendet, erwähnenswerth scheint jene zu sein, welche ihren Ausgangspunkt in der Vermälung der Erzherzogin Maria Louise mit Napoleon fand. Durch die Vermittlung des kaiserlichen Schwiegervaters, dem als echt katholischen Fürsten an einem guten Einvernehmen mit dem Oberhaupte der Kirche alles gelegen war, sollte eine Versöhnung zwischen dem letztern und Napoleon herbeigeführt werden. Lebzeltern wurde zu diesem Behufe im Jahre 1810 in geheimer Mission an Pius VII. geschickt. Die exhorbitanten Forderungen des übermüthigen Weltbezwingers nöthigten jedoch dem frommen Dulder zu Savona ein in jeder Beziehung zu verehrendes non possumus ab — und die Verhandlungen blieben für den Augenblick erfolglos. — Lebzeltern wurde später als eine persona gratissima als diplomatischer Geschäftsführer nach Rom geschickt — von da nach Petersburg und schliesslich nach Neapel, an beiden letzteren Orten bekleidete er mehrere Jahre die Stelle eines Bothschafters. Am 18. Jänner 1854 starb er als achtzigjähriger Greis in Neapel. . . . . S. 107.

60. Im November 1812 wurde Fürst Janko Caradja vom Sultan Mahmud II. zum Hospodar der Walachei ernannt. Trotzdem, dass Caradja einem christlichen Bekenntnisse angehörte, stand er bei der hohen Pforte in grossem Ansehen und wurde von derselben in den wichtigsten Regierungsangelegenheiten zu Rathe gezogen. Der unglückliche Ausgang des französischen Feldzuges von 1812 in den Eisfeldern Russlands mahnte die Türkei im eigensten Interesse zur grössten Vorsicht, besonders in Betreff der Donaufürstenthümer, auf deren Besitz das siegreiche Russland leicht nach dem Falle Napoleons seine Augen unbeirrt würde richten können. Um daher von keinem unvorhergesehenen Ereignisse überrascht zu werden, trug der Sultan dem neuen Hospodar auf, ihn stets über alle politischen Vorfallenheiten in Kenntniss zu erhalten und sich zu diesem Zweck einen an der rechten Quelle befindlichen diplomatischen Correspondenten zu wählen. Von sehr vertrauter Seite wurde dem türkischen Kaiser einerseits der hannövrische Gesandte in Wien, Graf Hardenberg, andererseits der königlich preussische Legationsrath Piquot daselbst zu dem gewünschten Geschäfte vorgeschlagen. Metternich, der wusste, dass Caradja durch seinen Einfluss im Serail Oesterreich wichtige Dinge zu leisten in die Lage kommen könnte, schlug als gesuchten diplomatischen Agenten den k. k. Rath von Gentz vor, der durch seine Stellung und seine ausgebreiteten Verbindungen mit den vorzüglichsten Staaten Europa's vollkommen geeignet war, dem Zwecke des Grossherrn zu entsprechen. Dieser Vorschlag wurde sowohl in Constantinopel als in Bukarest mit freudiger Zustimmung angenommen. Ein gewisser Hekimbachi-Masoud Effendi, der einige Jahre in Wien Medicin studirt hatte, war derjenige, an den Caradja die von Gentz erhaltenen Mittheilungen für den Sultan zu schicken hatte. So blieb es bis ungefähr zur Mitte des Jahres 1818, wo Caradja, sei es aus muselmanischem Fanatismus, sei es aus politischer Eifersucht, gestürzt wurde; er kam jedoch seiner Absetzung oder —

Strangulirung zuvor und floh unter dem Namen Bekir de Humadan durch Oesterreich ins Ausland, blieb aber noch ferner mit dem Fürsten Metternich und mit Gentz in brieflichem Verkehr.

Die Absicht des gründlichen Gelehrten Mendelssohn-Bartholdy, die türkisch-griechischen Händel, die mit den Vorkommnissen in den Donaufürstenthümern in engem Zusammenhange stehen, zum Gegenstande eines besonderen geschichtlichen Werkes zu machen, zu welchem Behufe ihm auch in Wien die reichhaltigsten Quellen erschlossen wurden, lässt auf eine erschöpfende Behandlung der Caradja'schen Episode mit Zuversicht hoffen . . . . . S.

61. Fleischhackl Franz, von, k. k. Hofsecretär und Agent in Bukarest . . . . . S.

62. Constantin Stephan Bellio, ein junger Grieche, der in Diensten Caradja's stand, den letzterer zu verschiedenen politischen Missionen verwendete, den er jedoch in Folge einer Anzeige des türkischen Geschäftsträgers entliess. Er wurde später Bankier in Bukarest . . . . . S.

63. Rasty, der Nachfolger Bellio's im Dienste Caradja's S.

64. Wagner, ein Polizeibeamter untergeordneter Kategorie S.

65. Maurocordato, ein Minister Caradja's . . . . . S.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdrucker